

V12 086 F

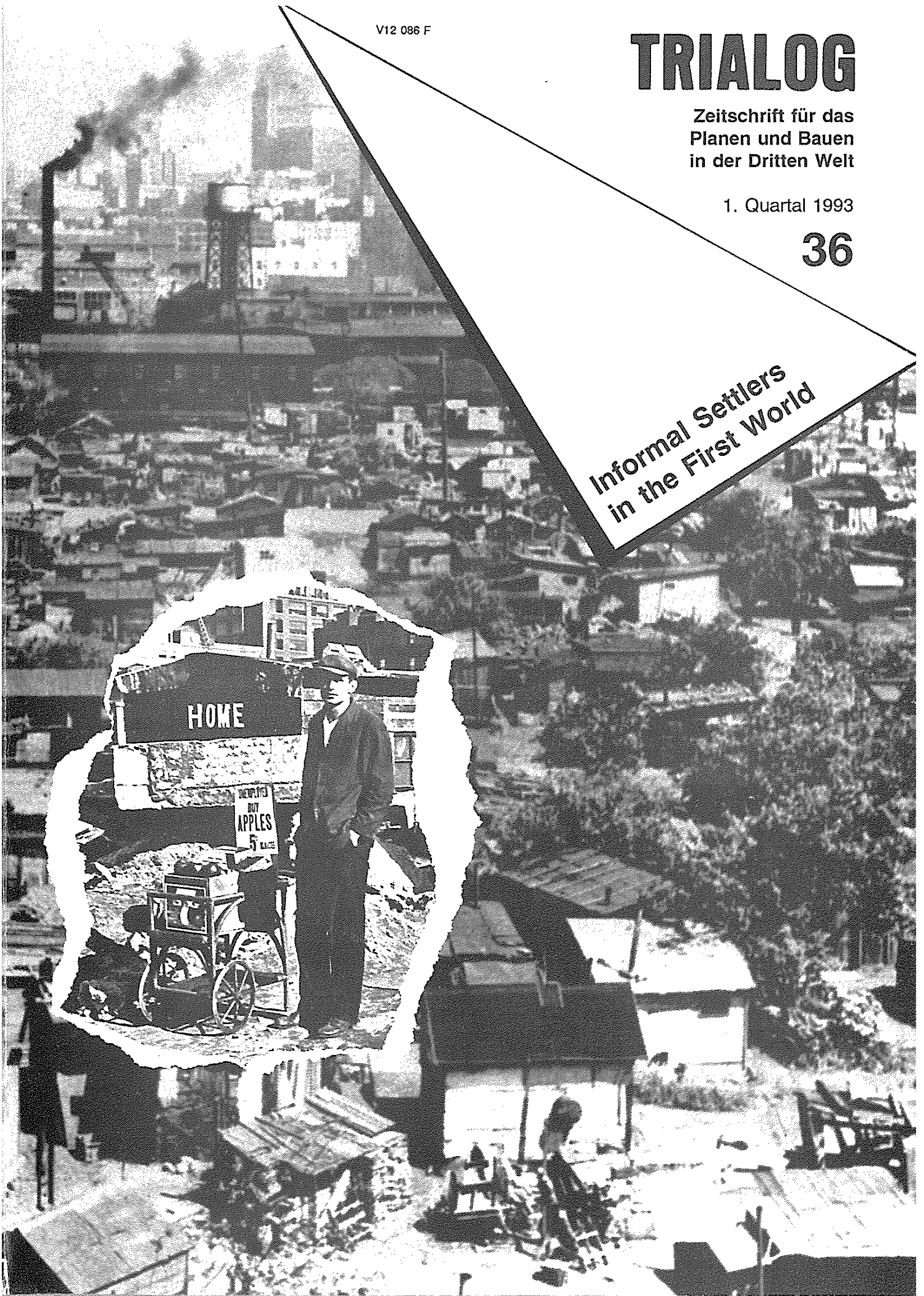
TRIALOG

Zeitschrift für das
Planen und Bauen
in der Dritten Welt

1. Quartal 1993

36

Informal Settlers
in the First World



Editorial

Informal Settlers in the First World

Impressum

Herausgeber von TRIALOG ist die Vereinigung zur wissenschaftlichen Erforschung des Planens und Bauens in Entwicklungsländern e.V. (gemeinnützig).

Postadresse für Redaktion und Verein: TRIALOG, c/o Lehrstuhl für Städtebau und Entwerfen, Kollegium am Ehrenhof Raum G009, Universität Postfach 6380, 7500 Karlsruhe
Vertrieb: Magazin Verlag, Schweißelstraße 6, 2300 Kiel, ☎ 0431-565899, Fax 0431-577056

ISSN Nr.: 0724-6234.

V.J.S.d.P.: Kosta Mathéy, Florian Steinberg
Druck: IRB, Stuttgart

Titelfotos: (a) Chicago's "Hoovervilles" in 1932, und (einmontiert) (b) Detail aus den "Hoovervilles" Barackensiedlungen. Fotos: (a) Schnapper, M.B., American Labor, Pictorial History; (b) Winslow, S. (ed.), Brother Can you Spare a Dime?, New York/London 1976.

Die in TRIALOG veröffentlichten Artikel repräsentieren nicht zwingend die Meinung der Herausgeber/innen und der Redaktion. Nachdruck ist mit Angabe der Quelle und mit der Bitte um Zusendung eines Belegexemplares gestattet. Artikel, Ankündigungen und Informationen bitten wir an die Adresse des Vereins oder an die regionalen Kontaktpersonen zu richten:

- Kosta Mathéy, TRIALOG Geschäftsstelle Süd (Buchrez., Austauschabos), Hofangerstr. 21, 8 München 83, ☎ 089-400715 & 0721-608 2170; Fax: 089-406297.
- Jürgen Oestereich, Am Dickelsbach 10, D-4030 Ratingen 6, ☎ 02102-60740.
- Gisela Budnick (Mitgliederverwaltung, Finanzen), Mozartstr. 39, D-7000 Stuttgart, ☎ 0711-6071965.
- Rita Mroczek-Sampel (Anzeigen, Veranstaltungen) Im Trappengrund 42, 6107 Reinheim ☎ 0616281562.
- Hassan Ghaem, Rhönring 117, 51 Darmstadt, ☎ 06151-784444 & 717774
- Florian Steinberg, z.Z. c/o IUIDP Training Project UP2L-P3KT, Pusdiklat-PU, 4th Floor, Jl. Saptana Raya, Komplek Dep. P.U., Pasar Jum'at - Jakarta Selatan Indonesien. Tel & FAX: 0062-21-7506996, priv:021-7997848
- Joanna Kotowski-Ziss, Dambachtal 9, D-62000 Wiesbaden, ☎ 06121-266162, Fax: 06121-790155.
- Hans Harms, FSP 1-07, TUHH, Schwarzenberggr. 83c, D-21 Hamburg-Harburg, ☎ 040-7718-2670/2659.
- Michael Peterak, Adlerstraße 27a, D-7500 Karlsruhe 1, ☎ 0721-608 3050 (tags), 378785 (abends)
- Bernd Jensen, SPRING, Uni Dortmund, Postfach 500500, D-4600 Dortmund 50, ☎ 0231-755-2291/2398, Fax: 0231-721532.
- Khosrow Edalatian, Lörzingsstraße 14, D-3502 Velmar, ☎ 0651-826500; FAX 05602-7259

TRIALOG 36 kostet DM 12,- zuzüglich Versand
Abopreise für 4 Ausgaben (1 Jahrgang):
Normalabo: DM 60,- incl. Versand
Ermäßigtes Abo für Privatbezieher: DM 40,- (incl.)
Studentenabo (Bescheinigung, nur direkt) DM 28,-
Luftpostzuschlag nach Übersee: DM 12,-.

Die Kündigung eines Abos ist dem Verein spätestens zwei Wochen nach Erhalt des letzten berechneten Heftes mitzuteilen.

Editorial

Informal settlers are mostly associated with the Third World context where they live on squatted or illegally subdivided plots at the fringes of large con-urbanations. But homelessness and informal settlements also exist in Europe or in the United States of America, regions commonly labelled as the "First" World. The living conditions of the affected individuals who, in their vast majority, were forced into seeking their own solutions by unemployment, illness and poverty tend to be miserable and sharply contrast the affluence of the country as a whole. Only in exceptional cases the settlers willingly chose this style of living for personal liberation or related reasons. The fierce riots of Los Angeles in May 1992 pointed at the underlying social tensions behind the phenomenon, and match similar experiences of social unrest in Third World cities. But social stress, homelessness and informal settlement practices are not a novelty at all in the USA or Europe. Their history goes back to the middle ages, and is well documented, for example, in England. Also national wealth did not always remove the problem. The tale of early capitalism, as described by Friedrich Engels and others, even suggests the contrary.

This issue of TRIALOG is headed by an **overview article** on informal settlement experiences in different places of Europe and in the USA, referring to the early and more recent examples of England; three periods of informal colonies in Berlin in 1872, 1920-30, and after 1945; in the United States both after 1929/30 and today; in Paris in the 1970s; and inner city squatting in London, Amsterdam and Berlin in the 1970s and 1980s. Protests by homeless Russians, and illegal subdivision practices in Southern Europe (Italy, Greece, Spain and Portugal) are other quoted examples. In spite of the big qualitative and quantitative differences of the cited cases their common denominator is the failure of the state's housing and social policy.

Two articles on **Berlin** and **Vienna** revive historical experiences of informal and emergency housing solutions in cities, which pretend to constitute showpieces of European culture. The paper analyses the political and economic circumstances ranging from a considerate attitude of political support in the Weimar Republic and in Red Vienna to the explicit market economy constraints in Berlin during other periods.

Three papers concentrate on informal settlement development in the Mediterranean. The case of **Athens** is analyzed from an urban sociology point of view, suggesting a theoretical model referred to as 'social regulation' for its explanation. For the **Roman** suburb Torre Angela, the initial formation of the settlement and later changes in social relationships are investigated. In **Greater Barcelona** the program for regularization and upgrading of an informal urbanization is described from an urban planner's perspective.

(continued on page 3)

Die Praxis des informellen Siedelns assoziieren wir im Allgemeinen mit Ländern der Dritten Welt, von wo zahlreiche Berichte über Squattersiedlungen oder illegale Parzellierungen vorliegen. Aber Obdachlosigkeit und illegale Siedlungen sind auch in Europa oder Nordamerika anzutreffen, also mitten im Herzen der sogenannten Ersten Welt. Die Wohnbedingungen der Menschen, die in der Regel durch Arbeitslosigkeit, Krankheit und Armut in diese Siedlungen gezwungen wurden, stehen in keinem Verhältnis zu dem Reichtum der Nationen, in denen sie sich befinden. Nur in Ausnahmefällen kommt es vor, daß sich die Betroffenen freiwillig für diese Lebensform entschieden haben, sei es auf der Suche nach größerer Freiheit oder aus anderen Gründen.

Die Krawalle in Los Angeles im Jahre 1992 geben einen Hinweis auf die latenten sozialen Spannungen, die hinter den Phänomenen wie Obdachlosigkeit oder wildem Siedeln stehen. Sie lassen sich durchaus mit den Brotaufständen in diversen Dritte Welt Metropolen vergleichen. Doch auch in der Ersten Welt handelt es sich nicht um eine neue Erscheinung: Aufstände, Bodenbesetzungen und informelles Siedeln werden, z.B. in England, bereits aus dem Mittelalter berichtet und waren in bestimmten Perioden vielleicht eher die Regel als die Ausnahme. Bemerkenswert ist eher, daß das Problem mit zunehmendem nationalem Reichtum nicht notwendigerweise verschwindet, sondern, wie zu Zeiten der industriellen Revolution, eher noch zunimmt.

Einen historischen Überblick über verschiedene Perioden und Anlässe des informellen Siedelns in Europa und den USA leistet der erste Beitrag in diesem Heft. Bezug genommen wird insbesondere auf drei verschiedene Epochen in England; auf Berlin in den Perioden um 1872, 1920-30, und 1945; auf die Vereinigten Staaten von Amerika zur Zeit der großen Depression und heute; auf Paris im Jahre 1970; und auf die Instandbesetzungen in London, Amsterdam und Berlin in den 1970er und 80er Jahren. Einen Sonderfall stellen die illegalen Parzellierungen mit nachfolgender wilder Besiedlung in fast allen Mittelmeerländern dar. Trotz großer Unterschiede zwischen den einzelnen beschriebenen Praktiken läßt sich als gemeinsamer Nenner in jedem Fall das Versagen der staatlichen Wohnungsbaupolitik benennen.

Die 'klassischen' Vorbilder des wilden Siedelns in angeblichen Zentren europäischer Kultur, wie Wien und Berlin, werden in ausführlicheren Beiträgen gewürdigt. Bemerkenswert sind dabei die unterschiedlichen Positionen, die die Behörden in diesem Kontext einnehmen, und welche Rückwirkungen dies wiederum auf die weitere Entwicklung der Siedlungen hat.

Dem Geschehen im mediterranen Raum sind drei Beiträge gewidmet. Die periphere Urbanisierung Athens wird aus einer stadtsoziologischen Perspektive analysiert, und das Erklärungsmodell der 'sozialen Regulation' dafür entwickelt. Für die römische Vorstadt Torre Angela wird die Entstehungsbedingungen nachgezeichnet und die Veränderung der internen sozialen Beziehungen seitdem beleuchtet. Der Bericht über die Sanierung der Siedlung San Josep im Einzugsbereich von Barcelona setzt den Schwerpunkt auf die stadtplanerischen Maßnahmen.

(Fortsetzung Seite 4)

Inhalt / Table of Contents:

| | |
|--|----|
| Impressum / Editorial | 2 |
| Informal Housing in the "First" World Transferring Third World Experiences? Florian Steinberg | 5 |
| The Rosenhügel Pioneers of Vienna Klaus Novy | 14 |
| The Hutments of Berlin. Informal Housing in Periods of Crisis Florian Steinberg | 20 |
| Gesellschaftliche Regulation und lokale Politik. Untersuchungen zur peripheren Verstädterung am Beispiel Athens Sotiris Chtouris, Elisabeth Heidenreich, Detlev Ipsen | 27 |
| Die Borgata Torre Angela in Rom Bernhard Krella | 36 |
| Marginal Urbanization in Barcelona the case of Sant Josep Joan Busquets | 41 |
| The Homeless and Squatters in the United States: A Collage of Different Accounts | 48 |
| Hooverville A Community of Homeless Men D. Francis Roy | 53 |
| Des Habitants "Baraqués" Habitat et Participation | 56 |
| Und die Moral von der Geschicht.... Über das Siedeln in der informellen Gesellschaft, oder: wie könnte es in einer verquirlten Ersten-Zweiten- Dritten Welt weitergehen? Kosta Mathéy | 56 |
| Buchrezensionen / Veranstaltungen | 68 |

Two articles on the USA highlight past and current problems of homelessness, and the change of public perception of the issue over time. Its famous Hoovervilles – shanty towns which exploded following the economic crisis of 1929/30, and the persistent phenomenon of the vagrant homeless living a life of pavement dwellers (reminding of pavement dwellers in India) point at the phenomenon of "Third-Worldization" inside the world's most affluent nation.

A last case study is dedicated to the aspect of voluntary escape from formal housing constraints, as it can be observed in the self-built neighbourhood **Les Barraques** in Belgium.

This collection of cases provokes a comparison with apparently similar phenomena in the Developing World. The question arises whether a look from a Third World perspective, can assist to tackle the problems connected with informal housing solutions in the First World? The juxtaposition of First and Third World contexts is polemic to a certain extent, it seems even more surprising that the richest nations in this world are advocating self-help support housing schemes in the Third World, when they can not cope with their own housing problems. Why don't they apply these recommendations for themselves?

It must be admitted, that they actually do so in occasional circumstances, i.e. in response to inner city squatting in London, Amsterdam and Berlin for short periods, or on a permanent basis when dealing with illegal urbanization in Athens, Rome, Barcelona and Lisbon. But on the whole, and in particular in the USA, the bulldozer approach is still predominant though contradictory to the Global Strategy for Shelter formulated by the UN and adopted by certain states in the Developing World.

As this world is growing smaller and, at least ecologically speaking, a "one world" view can not longer be avoided, a redefinition of relationships between the South and North is overdue. Particularly for the industrialized world it seems urgent to initiate a learning process *from the other half*. Some reflections in how far this applies to housing policy context and what might be done in practice are formulated in the concluding essay.

Kosta Mathéy

Florian Steinberg

25 Jahre Planen und Bauen in Entwicklungsländern an der Universität Stuttgart

Symposium

Planen und Bauen in Entwicklungsländern

Diskussion zur Entwicklung, zum aktuellen Stand und zur Perspektive des Fachs an deutschen Hochschulen

3. und 4. Juni 1993

an der Fakultät für Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart, Keplerstr. 11 7000 Stuttgart - 1

Veranstalter:

Institut für Baustofflehre, Bauphysik, Technischen Ausbau und Entwerfen, Prof. Götz und Städtebauliches Institut, Prof. Ribbeck

Nähere Informationen: Antje Wemhöner, IBBTE, Uni Stuttgart Tel.: 0711 / 1213 240

Die gegenwärtige und historische Situation von Obdachlosen in den USA wird in zwei weiteren Beiträgen beschrieben. Einer der Berichte konzentriert sich dabei auf die berühmten 'hoovervilles' – Spontansiedlungen in der Folge der großen Wirtschaftskrise 1929/30. Der Aspekt der Drittweltisierung einer der wohlhabendsten Nationen der Welt gibt besonders zu denken.

Eine letzte ausführliche Fallstudie gilt der autonomen Gemeinschaft "les barraques" in Louvain-la-Neuve bei Brüssel, die sich seit über 20 Jahren schon gegen Säuberungsabsichten der Behörden durchsetzen konnten.

Die Sammlung der Beispiele provoziert einen Vergleich mit Ländern der Dritten Welt, wo dererlei Phänomene ja in ganz anderer Größenordnung zum Alltagsleben gehören. Die Gegenüberstellung der Ersten und Dritten Welt in diesem Kontext ist natürlich nicht frei von Polemik, die sich ja aufzwingt, wenn die Industrienationen des Nordens der Dritten Welt die Förderung der Selbsthilfe, Upgrading-Programme und dergleichen als Lösungsstrategie empfehlen, aber dem quantitativ viel kleineren Problem im eigenen Land hilflos gegenüberstehen. Warum probieren diese Regierungen ihre gutgemeinten Rezepte nicht einmal im eigenen Territorium aus?

Es muß zugegeben werden, daß dies in Ausnahmefällen tatsächlich schon geschehen ist – z.B. bei Übereinkünften mit Instandbesetzern in London, Amsterdam oder Berlin. Im Falle der mediterranen Länder ist ein solches Vorgehen im Umgang mit den illegalen Stadtrand-siedlungen sogar Gang und Gäbe. Dennoch manifestiert sich der 'normale' Umgang mit dem Phänomen in Polizei- und Bulldozer – Aktionen. Das gilt insbesondere auch für die USA. Natürlich steht das in glattem Widerspruch zu den Empfehlungen der Vereinten Nationen (A Global Strategy for Shelter), die sogar von den meisten Entwicklungsländern schon übernommen wurden. In diesem Sinne kann die Erste Welt tatsächlich von der Dritten Welt lernen.

Die bis hier aufrechterhaltene Aufteilung in Erste und Dritte Welt ist natürlich mehr als problematisch, wenn nicht, nach dem Zusammenbruch des Ostblocks, sogar überholt. Zumindest ökologisch ist die Sicht der "einen Welt" ohnehin die einzig mögliche. Inwieweit dies auch für den Zusammenhang der Wohnungsproblematik zutrifft, darüber spekuliert der abschließende Beitrag ... und die Moral von der Geschichte'.

Kosta Mathéy

Florian Steinberg

Informal Housing in the 'First' World

Transferring the 'Third' World Experiences ?

Florian Steinberg

Over the last ten to twenty years the "First" World is again experiencing a phenomenon of "informal housing" and "squatting" amidst or at the fringe of its centers. For instance, in Europe there were the spectacular squatter movements of London and Amsterdam, and, to a smaller extent, in Berlin. Paris has its fringe shanty towns called *bidonvilles*, while the USA was recently "pioneering" in cardboard cities near Los Angeles and other large urban centers. In the South of the USA, Mexican migrants have started to invade land and to create unauthorized *barrios*. Recently the homeless of Moscow have held demonstrative squat-ins in front of the Kremlin. Less spectacular but more relevant in quantitative terms are the "informal", unauthorized or illegal settlements in the South of Europe, i.e. Rome and Milan, Athens, Barcelona, Madrid or Lisbon.

However, the tradition of informal housing in the "First" World is much older. There are very lively accounts about squatting in England in the 14th century. Berlin had its first squatter movement in 1872, followed by the movement of informal settlers of the "allotment plots" in the 1920s and 1930s, and a rather traumatic experience of informal emergency housing after World War II. Vienna paralleled Berlin's experiences of the 1920s; and the USA saw its formidable "hooverville" squatter settlements in the aftermath of the world economic crisis in 1929/30.

This article attempts to provide an overview to the above mentioned experiences, and to point at a similar practice in

Dr.-Ing. Florian Steinberg is founding member of TRIALOG and currently training advisor of the IUIDP sponsored P3KT Training programme in Indonesia. Contact address: IHS, Postbox 1935, NL-3000 BL Rotterdam.

For lack of space the original text was cut in the editing process. We apologize for any omissions. The full version can be obtained from the author.

Zusammenfassung

Der Artikel behandelt eine Vielzahl von Beispielen informellen, "wildem" Wohnens in Europa und den USA. Es beginnt mit dem mittel- und spätmittelalterlichen und den informellen Siedlungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Britannien, mit wildem Wohnungsbau in Berlin um 1872, in den 1920er/1930er Jahren sowie nach dem zweiten Weltkrieg, gefolgt von den Hausbesetzern Londons, Amsterdams und Berlins in den 1950er bis frühen 1980er Jahren, den "Bidonvilles" Hütten in Paris, den "Hoovervilles" und Pappkartonsiedlungen in den USA während der 1930er und 1980er Jahre, den Obdachlosen in Moskau, der langen Geschichte informellen Siedelns in Südeuropa wie z.B. in Italien, in Athen, Spanien und Lissabon. Viele dieser wilden Siedlungsformen sind nie mit den Bedingungen in der "Dritten" Welt verglichen worden. Ansätze zur Lösung der Probleme der dieser informellen Siedlungen sind bislang meist kompromißlose Eliminierungsversuche gewesen. Die Selbsthilfepotentiale, welche diese informellen Siedlungen der "Ersten" Welt darstellen, sind wohnungspolitisch selten als Chance interpretiert worden, und keinerlei Transfer der reichhaltigen "Dritte" Welt-Erfahrungen ist auf die "Erste" Welt im Umgang mit Selbsthilfe im Wohnungssektor versucht worden. Es wird herausgestrichen, daß ein Lernen von der "Dritten" Welt zu viel sensibleren, und sozial besser akzeptablen Lösungen führen könne.

Third World countries. The analysis stresses the need for state intervention and for a supportive framework to assist certain types of self-help initiatives. The question is raised whether (certain aspects of) the First World housing can be compared with Third World experiences.

Squatting in Britain

England - like many other cultures - once had a tradition of common land belonging to the people. The rights of access and use of common land was essential for the peasant economy. Spontaneous occupation of land became so massive, that in 1381 the Forcible Entry Act was passed which forbid the unauthorized entry on land for whatever purpose (Ward 1980). On the other hand, a squatter who was already occupying a piece of land was protected through this act. At that time it was generally accepted that a person could remain on a piece of unused common land if he or she managed to erect a building on it, and lit a fire inside, between sunset and next

sunrise. Later rulings in English law grant the right of a "good title" (i.e. ownership) when the original owner did not object within twelve years (Ward 1980). Thorough research into local history, land records and court rulings would probably reveal many more cases of squatting and conflicts about land occupation in England than we know today. For example, a document from 1838 tells that many poor people used to lodge in previously deserted houses, cellars, sheds etc. in the growing British cities without paying any rents to the absent owners, and that these squatters became *de facto* owners over time. Another incident of widespread informal land occupation occurred in the outskirts of the British towns during the first 40 years of this century (Hardy et al. 1984).

The historic phenomenon of squatting in Britain can be compared with the present situation in Third World countries in respect to a strong position of customary land laws that tend to respect the appropriation of land through simple physical

occupation. In many less urbanized countries of the developing world, particularly in Africa, this is still the case today.

Berlin (1872, 1920s-1930s, 1945-1957)

"Africa has its locusts, America its mosquitos - and Germany its tramps" tells a saying of 1905 (Künstlerhaus Bethanien 1982:117). In the 19th century, Germany (and Berlin in particular) underwent a period of strong urbanization mainly as a consequence of the industrial revolution. Overcrowding and general housing conditions were worsening during the years following the French-German war of 1870/71, and the landlords of the typical working class blocks of flats (a housing form which had only come into existence shortly before) exploited the situation. Thousands of tenants unable to pay the recurrent rent increases became homeless. In Summer 1872, several hundred families looking for a roof over their head sought a solution to their problem on their own: Close to the city they squatted on vacant land belonging to the municipality, and constructed camps of self-made huts, known as *Barackia* (hutments). Within a few weeks, these settlements became a widely established feature, and historic descriptions of the physical aspects as well as of the informal economic activities emerging in the place remind of recent reports from the Third World. However, the later boom in Berlin's development left no place for these squatter settlements. Following a royal demolition order the *Barackia* were to disappear again (Nitsche 1981; Steinberg 1993a,b).

Housing conditions in Berlin worsened in the period following World War I and during the economic crisis of 1929/30, and homelessness was increasing again. Many families sought permanent though illegal accommodation in their sub-urban *Schrebergärten* (allotment gardens) where they erected or consolidated the *Gartenlauben* (garden huts). Large tracts of lands earmarked as allotment gardens informally developed into established settlements (*wildes Siedeln*) within a few years. Further away from the urban centers, government programmes for the unemployed endorsed the process by providing farming land and assisting in the construction of private houses, but most of it happened without the consensus of the authorities. The Berlin administration only turned a blind eye on these developments because it alleviated the problem of large scale homelessness.

As many of these allotment gardens were outside of the Berlin's administrative boundaries, building regulations were not

applicable, and the settlers did whatever they liked. By and by these settlements were upgraded through residents' own efforts, and later the authorities agreed to provide a great part of the lacking infrastructure. The informal settlers also organized to lobby for public services at the city authorities, where they were met by the more progressive parts of the administrative staff (of the social-democrat government during the Weimar Republic). The result was a fairly comprehensive, large-scale public services programme for the upgrading of the informal settlements - sadly never implemented due to the Nazis taking power in 1933 (Steinberg, 1983b).

After the damages caused by World War II bombings, informal lodging again was the only option for hundred thousands of Berliners who were building their own shelters in ruins, squatting in old bunkers, or were living in the allotment gardens. Others even built shanty houses in the public parks or on barren land. Though officially disliked as a shame for city, many provisional dwellings survived the first years of Germany's 'economic miracle', i.e. up to the mid 1950s (Steinberg 1993a,b).

Vienna (1929/30)

In Vienna the informal settlers of the *Rosenhügel* (and in other locations) suffered from similar circumstances in the economic crisis of 1918-1923. Viewed as *wilde Siedler* they squatted on public land, but benefitted from the tolerant attitude of the social-democratic government at that time. Their association provided many needed services ranging from housing to social facilities and employment promotion. Their pioneer work was soon incorporated in the progressive co-operative movement which later embraced large parts of the working class. Though quantitatively less significant than the city's famous council housing schemes, the *Rosenhügel* settlers represent the beginning of a progressive housing movement in Europe (Novy 1981; 1983).

The settlers' movements in Berlin and Vienna arose in very different circumstances and resulted in different physical solutions. In 1872, the Berlin administration was not yet ready to adopt a flexible approach to alleviate problems of large scale poverty. In the 1920s and 1930s however, reform-minded positions would have permitted upgrading projects and other support to self-help efforts of the informal settlers without the political changes of 1933. In the peak of reconstruction following post World War Two almost anything was possible. Thus, the

case of Berlin suggests that informal solutions blossom during times of crisis; and proportionally with the severeness of the crisis governments tend to be responsive to self-help and informal solutions. In this respect a comparison with certain Third world experiences is valid.

Vienna represents an interesting case because of the socio-political orientation of housing related campaigns and for its vision of a just and equal society. A comparison with Third World cases of squatting and land occupation is proposed where it is linked to other social campaigns reaching further (as it often happens in Latin-American land invasions with their high degree of self-organization and political mobilization).

Recent Squatting in London, Amsterdam and Berlin (1)

London

In Britain squatting by homeless families and returning servicemen were a common feature during and after the World War I and II. By 1945, the bombings had destroyed some 100,000 homes and structurally damaged another 850,000 units. The election climate made a confrontation between ex-servicemen, who squatted in empty properties, unlikely. The movement spread from Brighton to Birmingham, Liverpool and London, and was favourably commented by the press. In 1946, some 44,000 returning servicemen were reported to live in squatted barracks. Local authorities were given legal powers to acquire empty or under-occupied housing units to facilitate the temporary accommodation of the homeless. (Friend 1980, Mathéy 1982, 1986).

In the reconstruction period of the 1950s and 1960s optimism that the homelessness could be coped with was dominant in England. This hope was frustrated by the recession of the 1960s. Although the real estate market was booming, an increasing number of marginalized and un(der)employed youth and poor families was made homeless through speculation, because they did not qualify for council housing or because they could not afford the inflated rents. At the same time, large numbers of council houses were standing empty because of planning delays. In the private sector, speculation had the same effect. Squatting again became the response of the homeless. In the late 1970s the London squatters outnumbered 50,000 persons (more conservative estimates, including Teich Adams 1986, refer to 25,000). Some of these squatters were highly organized and build up a good support network to provide assistance to other (prospective) squatters, i.e. in the

identification of property suitable for squatting, assisting in the formation of co-operatives or providing legal backup (Bailey 1973; Kingham 1977; Wates 1980; Mathéy 1984). The squatter movement's political impact was important because it exposed the mismanagement of the public housing stock and the unscrupulous eviction and harassment practices of speculators and developers. In the end, special programs were started to assist former squatters to form co-operatives and possibly purchase and rehabilitate 'unlettable' housing units.

From the late 1970s onwards neo-liberal housing reforms favoured regulation through the market. The existing legislation was changed to criminalize the act of squatting. Sitting squatters were split into "legalizable" squatters and the militant, non-compromising squatters eventually to be evicted. Nevertheless, in the beginning of the 1990s, there are still some 10,000 [or 7,000 according to Telch Adams 1986] squatters in London believed to remain in their original squats.

The number of homeless in the UK – many of them virtually living on the streets – has been rapidly growing in the 1980s and early 1990s (Murie *et al.* 1988). They are trapped in the declining industrial cities in the Midlands or in decaying boroughs of London while the young, well-educated or rich have moved on to the more prosperous South England. Ethnic minorities are disproportionately suffering from this change. This led to militant social unrest in all major cities from the early 1980s onward. Further impoverishment and homelessness might trigger off again to a new wave of (possibly more violent) squatting; either occupying empty housing stock or squatting on public land in order to build makeshift housing.

Amsterdam

Amsterdam had a period of large scale squatting (*kraaken* in Dutch) in the 1970s and early 1980s, though the roots can be traced back into 1960s. By 1980, there were some 6–7,000 houses squatted in Amsterdam alone, and a few in the rest of the Netherlands. The Dutch squatter movement articulately participated in the political debate concerning city planning and housing renewal. It consisted in mostly very young people – students and workers alike – who had no stake in the formal allocation system for council housing nor were they able to find affordable accommodation in the market. Acting politically they also fought for a better urban environment. When in the 1980s the city of Amsterdam started to demolish many historic buildings with good housing stock to facilitate the con-

struction of the underground, some 300 squatters moved in. In 1975 this conflict escalated in the Nieuwmarkt area following an attempted eviction by the city council. The violent clashes between police and squatters which followed resulted in a defeat of the squatters and the demolition of the concerned building, but in the aftermath wide spread public pressure stopped the advance of further underground lines. Dutch squatters were particularly known for their good sense of organization, for their successful ideas to raise funds for housing repairs and for the political campaigns.

In the late 1970s British investors massively bought real estate in central Amsterdam. This resulted in periodic vacancy of housing units – an excellent opportunity for many squatters. Able to obtain trade information about transactions and investment goals of the investors, the squatter movement made this information public to gain far reaching support. It helped to defeat many of the speculators' and (conservative) politicians' attempts to eradicate squatting. Their victorious campaign to crack the planned "anti squatters' law" became famous under the slogan *kraak de anti-kraak wet* (squat the anti-squatting law).

Another long-lasting conflict was connected to the Grotte Keyser squats in the Keyser canal and close to the famous Vondelpark. It culminated in a massive campaign and demonstration – promoted under the slogan "no housing, no coronation" – on the occasion of the coronation of the Dutch Queen in May 1980 (Gimson 1980; Andriesen 1981).

The squatters in Amsterdam, like their counterparts in Britain, did in fact enjoy some legal protection law provided that they had occupied empty property by non-violent means. Eventually, however, the land and property owners succeeded legally outlaw squatting and to defuse the movement in the 1980s. Some hundred squatters became either formal renters or even owners of the properties through a lengthy negotiations with the authorities. Thus, apart from occasional events of squatting which mostly ended by immediate eviction, there is no more squatting in Amsterdam since the mid-1980s.

Berlin

In Berlin the squatters' movement started in the mid 1970s. According to (West-) German law occupying other's owners territory is considered "Hausfriedensbruch" (breaking the peace of the home) – is illegal. In court squatting is often additionally sued for burglary, damage or political conspiracy. Squatters can immediately be arrested on instruction of

the owner; this made squatting more difficult compared to Britain or the Netherlands. Hence, squatting was best done as a clandestine activity, trying not to attract the attention of the owner too early. Later, an organized support campaign for each squat could help its survival, and the local political climate has a great impact. Frankfurt had the first squatters in the early 1970, in Berlin – where the housing shortage was less severe – massive squatting occurred only in 1979 after it became publicly known that some 5–6,000 city council houses were standing empty in West-Berlin while some 12–15,000 families were on the waiting list at the same time. In Berlin squatting was mostly done collectively by organized groups, and contacts were maintained with the Dutch squatters' movement. Most of the occupied houses belonged to the Kreuzberg district which is typical for a large and decaying stock of multi-storey worker's housing originating from the early years of the century, and which has a strong immigrant population. Most Berlin squatters' intended to repair and upgrade the occupied houses through self-help, hence the popular term *Instandbesetzung* (rehabilitation-occupation). Furthermore it was generally attempted to arrange for regular letting contracts with the owners, mostly the municipality or municipally owned ("non-profit") housing associations, or even to purchase the squatted units.

Given the legal and political situation of Berlin (and West-Germany) at the time, the squatters needed to organize to resist eviction. During its peak around 1980 not more than 500 or 600 housing units were squatted. A political lobby was built up involving civil rights groups, church and university scircles for ideological, practical and sometimes financial support. After all, there were good reasons, too, for the local authority administration and (in a few cases) private property owners to associate with the movement: an agreement not only offered almost cost-free repairs and renovation of run-down property, provided affordable housing for marginalized youths (unemployed, punks, rockers), students and young workers, and provided opportunities for identification and social integration for them. Employment opportunities, vocational training or the liberty to develop a "self-determined" life style was more than the institutional social network could offer.

In practice, the authorities did not follow a uniform policy. On many occasions they tried to split the squatters' movement into a "good" and "bad" fraction. Eventually the municipality succeeded in evicting the majority of the squatters within a period of two to three years, safe for a smaller part (some 100–150 units



Fig. 1: Bidonvilles in Paris
(Source: Hervo, M., Charras, M.A., *Bidonvilles, Paris* 1971).



Fig. 2: Chicago's "Hoovervilles" in 1932
(Source: Schnapper, M.B., *American Labor, A Pictorial History*)

according to Wartenberg 1981) who became renters or owners of their houses. This minority group is occasionally presented as a success story in organized self-help housing improvement (Turpijn 1988; Harms 1992).

Though the Berlin squatter movement seemed to have died off in the early 1980s, it periodically flickered up again, particularly in the East (formerly GDR) part of the city after the falling of the wall in 1990. One such event occurred in late 1990, during the election campaign for the first nation-wide free elections, when radical groups assisted in a new series of some 128 squats in East Berlin and what ended in violent riots. At present, homelessness is in the increase again in Germany, with reported figures of some 1.5-2 million housing units and over a million homeless (German Tribune 1992).

Summing up

Squatting of London, Amsterdam and Berlin can to some degree be compared with land invasions in the Third World, particularly with those in Latin America. The European experiences also reveal a remarkable degree of self-organization and the mobilization of a supportive network, also typical for certain Third World settings (Schmidt 1984). There is, however, a marked difference in so far as a significant proportion of the squatters do not really fit into group of the absolute homeless (living either on the street, in shelters or other type of emergency accommodation) but were primarily interested in a better and more liberated living environment (especially in the cases of Amsterdam and Berlin).

Comparing the three cases only the British experience was (and still is) relevant in quantitative terms. The Amsterdam and Berlin cases were meaningful for their qualitative achievements and, in Berlin, for the incorporation of promotion of new self-help approaches. Facing the growing numbers of homeless in Britain and Germany one might wonder what was learnt from the experience of squatting, and whether the local or national governments are prepared to provide positive support in the possible event of renewed squatting.

Bidonvilles in Paris

The *bidonvilles* (or *taudis*) of Paris were typical squatter settlements built of waste materials and located on barren public land at the urban fringe (Hervo *et al.* 1971). These bidonvilles sprang up in the late 1960s and existed until the mid-1970s. They were mostly inhabited by some 75,000 immigrants, homeless labourers from North Africa. Though the

settlers deserve the credit to have helped themselves when facing a serious housing problem, their "solution" was inappropriate in the French view. Very soon the French authorities intervened and removed these bidonvilles, relocating their inhabitants in social housing (Ferand-Brechmann 1988). Thus the bidonvilles remained a fairly short experience. Nevertheless, in the early 1990s, homelessness still continues to be a serious problem in Paris, with figures reaching some 60,000 homeless out of an inner city population of just over two million - while 110,000 properties stand empty for speculative purposes (Hornblower 1991, Homeless...1992).

USA: "Hoovervilles", Cardboard Cities and Informal Immigrants' Housing

During the great economic slump of 1929/1930 many white and blue collar workers lost their job and, since a functioning social security network was lacking, became socially marginalized.

Homelessness became a widespread phenomenon as did squatting on vacant government land on which they built shanty huts in Chicago, New York and other big US cities. The settlers virtually "dug in and nailed over" to obtain a roof over their heads. These shanty colonies were called *hoovervilles* - named after President Hoover, who had encouraged this type of self-help solution to face the desperate homelessness and to cope with the socially explosive tension. They look pretty similar to present Third World squatter settlements. The social and economic life within them included the informal sector economy reminiscent of any Third



Fig. 3: The Jobless Dig-in and Nail-over
(Source: "No One Has Starved, in: *Fortune*, Sept. 1932:25).

World context (Francis Roy 1939/40). Several attempts by the authorities in 1932 to demolish *hoovervilles* led to protests and demonstrations of *hooverville* inhabitants, some directly in front of the White House in Washington, others resulted in violent clashes with the police (Schnapper). In the mid 1930s eventually, the new economic upswing allowed to overcome the phenomenon of the *hoovervilles*.

The permanent 1980s economic recession and massive unemployment revived the *hooverville* experience. This time many un- and underemployed became homeless, and whole families set up wild and informal camping sites or were living in makeshift cardboard shelters, cars and camping vans. These "cardboard cities" were mostly found at the West coast near Los Angeles. For some time the authorities tolerated this development until it was forcibly stopped.

Also the number of "street people" sharply increased in North America's largest cities and are now estimated around two million (Vliet 1990). Every winter the media report about destitute men and women sleeping on sidewalks and in cardboard boxes, under bridges as well as in the parks, in abandoned buildings, and during the cold season even in underground sewers and railway tunnels. Hundreds of them end up frozen to death or beaten up. Thousands more live in hostels for the homeless (Evans 1989, Teich Adams 1986, Windhoff-Héritier 1991). A lucky few are offered food and a bed in emergency shelters provided by voluntary or charitable agencies, churches and municipalities. Some experts already talk about a phenomenon of "Third Worldisation" in the US, at least in respect to the obvious housing problems (Rieff 1992); cities like New York are already referred to as a second Calcutta (Der Spiegel 1992).

Another feature of the process of "Third Worldisation" is the emergence of informal housing lived in by Mexican immigrants in various places in the South of the US. A recent study (Peterson 1991) shows that both market mechanisms and physical features of these new immigrants' settlements correspond with informal housing practices in Mexico, where land and housing is largely developed through owner-managed self-help and without the authorization by the planning authorities. Though this is still relatively small phenomenon confined to the Southern states, it may possibly spread further North.

Interestingly enough some years ago a housing expert of the University of California had already suggested that the growing number of homeless families

could be housed through self-help strategies commonly associated with the Third World (Bingham et al. 1987). Others proposed to provide serviced plots ("sites-and-services") to the poor, who would gradually build their own houses on them (Burns 1987). Social workers increasingly concentrate on community participation approaches which are an essential element in many Third World contexts (Perlman 1979).



Fig. 4: Resisting Eviction: The Hooverville Inhabitants Demonstratively Erected Shanty Huts in Front of the White House. (Source: Schnaper, M.B., *American Labor, A Pictorial History*).



Fig. 5: As Kremlin power waned and the economy continued to deteriorate, hunger and homelessness cast a shadow across the Soviet Union (source: *Newsweek* 7 January 1991:39).

Homeless' protests in Moscow

The socialist revolution promised a decent house for every individual or family, but decades later the Soviet society was still far from being able to fulfill this promise, and many Moscovites were forced into sharing cramped apartments, while waiting for allocation of a public housing unit on their own. Gorbachev's Glasnost and Perestroika gave hope for a fast improvement of social conditions, and paved the path towards more political

freedom. Public demand for better housing was expressed protesters in the streets on Moscow in 1990. Several hundred homeless and frustrated Moscovites erected tents and shanty huts directly in front of the Kremlin (Time 1990; Newsweek 1991). This action remind of the 1932 housing protests of the "hooverville" inhabitants in the US, when they staged a similar demonstration in front of the White House.

Abuvismo in Italy

Rome is a metropolis of almost 3 million inhabitants in which all historical periods left their traces behind. Particularly from the mid 1920s onwards the growth of the city has been very rapid, due to the arrival of rural migrants who had lost their means of living in the agricultural sector. Denied access to public housing and unable to afford private sector accommodation they turned to unauthorized housing located outside the urban plan, or into zones earmarked for agricultural use. Morphological studies identified three categories of unauthorized, "spontaneous" urbanization and construction (*abuvismo*):

- 1) semi-permanent houses built of waste construction materials or mud,
- 2) the (lower) middle class housing, either in the form of individual 'villas' or multi-storey apartment blocks (both for owner occupation or renting) - usually built as reinforced concrete frames and brick infill to be incrementally extended later on, and
- 3) luxury houses (*abuvismo hollywoodiene*) inspired by the image of flashy country houses or the American bungalow (Clementi 1981; Clementi et al. 1983).

During the 1970s *abuvismo* in the periphery of Rome (*borgate*) contributed to some 30% (or 800,000) inhabitants of the then 2 million metropolis. Some of the illegal settlements are just small clusters of 1.200 inhabitants while others can reach 20,000. *Abuvismo* has to be interpreted as a structural phenomenon in Italian urbanization rather than a provisorium. It is a manifestation of failures in the planned development machinery in combination with the weak enforcement of land registration, and with violent land speculation expelling many renters from inner city areas.

Between 1962 and 1980 *abuvismo* destroyed about 700 ha. agricultural land in the periphery of Rome (Rome: illegal construction...1982). On the other hand the growth of this parallel land and property market provided affordable shelter



Fig. 6: Rome: Evicted people seek accommodation in shanty hutments on the fringe of the metropolis (source: *Die Wahrheit*, Berlin 31 July 1981).



Fig. 7: Rome: Illegal apartment housing – middle class housing (source: exhibition on Rome: *The Spontaneous Metropolis*, 1983).

for a large portion of its population. The most problematic consequence of this illegal construction is the lack of services in the unauthorized settlements. Basic infrastructure like water wells are installed by the residents themselves or by investors, but roads tend to remain unpaved and are the reason for pollution with dust in dry weather, while the lack of rainwater drainage causes flooding and frequent breakdown of transport when it rains. The absence of public sewers can explain the widespread use of septic tanks and pit latrines, which contribute to soil and ground water pollution.

Local authorities have often provided the necessary services and legalized the land occupation at a later stage (Sebasti 1979) in a similar way as it is common practice in upgrading schemes of informal settlements in the Third World.

Apart from Rome, *abusivismo* can be observed in many other, mostly medium-sized Italian cities. Among other more 'scientific' documents the famous film "The Miracle of Milan" by Vittorio de Sica (1950) – a love story placed in a squatter community – offers a lively account. Another case is Pasolini's film "Accatone" of 1961 which tells the story of pimps, underdogs and beggars living in a shanty settlement at the fringe of the Roman society.

The Italian authorities were often urged to engage more in positive, supportive interventions (Clementi et al 1983). In 1983, an exhibition and international conference focussing on Rome as a "spontaneous" metropolis not only stressed the dimension of the *abusivismo*, but suggested to learn from Third World experiences, in particular from comparable North-African and Latin-American cases (Clementi et al. 1983).

Informal housing in Athens

Athens' informal, unplanned settlements have much in common with the Italian *abusivismo*. They first appeared shortly after World War Two, when large numbers of peasants moved from mountain regions into the capital. Athens grew faster than the provision of public or formal private sector housing allowed for. In its peak period, between the early 1950s and the early 1960s, informal housing amounted to approximately 70,000 units and accommodated 320,000–380,000 people, this represents the major part of all new urbanization in the city (Romanos 1969).

Planning legislation was ignored by land speculation, which resulted in physical disorder and intensified social segregation. This experience of informal housing rarely involved 'spontaneous' squatting of land, but can be characterized as unauthorized urbanization involving land speculation by top bureaucrats through illegal conversion of scarce agricultural land (Romanos 1969). Usually the new owners of subdivided plots embark on the incremental construction of their own houses: cubic concrete frame structures expecting the addition of an additional second and third floor, equipped with some basic services (water wells, septic tanks, simple access roads). Some of them would rely upon privately supplied water services, brought in by container cars. The electricity, when available, would be passed on to others.

In the beginning the authorities showed a repressive attitude towards the informal settlements and sometimes tried to inhibit their further spread by means of demolition. By others the informal settlements were considered a positive phenomenon because the dwellers:

1. contribute to solve their own housing problems,
2. can afford land only in these unplanned areas,
3. will develop a positive attitude to their new environment which can stimulate further self-help efforts.

The lack of effective planning regulations would support this process of adaptive improvement (Roe 1979; Romanos 1969). During the 1970s, informal urbanization has slowed down due to less immigration and because the informal land market became controlled by speculators catering for higher income groups. The result were escalating land prices and a drying up of land supply (Patton et al. 1983).

In Athens the informal settlements can hardly be considered as slums. They display cleanliness, greenery, regular decorations and a healthy physical environment. For many years the lack of basic services posed a serious problem to the settlers, and this situation was aggravated by the hilly topography.

Since the late 1960s it has been suggested that the authorities should prepare master plans, or even better 'action plans' to address the infrastructure problems of these settlements, and to regulate their land development (Romanos 1969). However, scarce municipal funds did not allow a rapid integration of the informal settlements into the city's land use and service provision plans (Getimis 1980).

One interesting experience was reported from the town of Kavaia, Northern Greece, where the municipality has tried to cope with informal urbanization through a "sites-and-services" project approach (Karidis 1984). It remains to be seen whether this typical Third World approach will be repeated elsewhere in Greece.



Fig. 8: Athens: Informal Apartment Housing
(Source: G. Kokkinos).



Fig. 9: Madrid: Informal Housing (source: Ayuntamiento de Madrid, *El Urbanismo Heredado: El Convenio Urbanístico Como Instrumento de Gestión, Madrid 1981:18*)

Informal housing in Spain

The informal settlements of Madrid and Barcelona are called *chabolas* (Madrid) or simply *barrios*, i.e. neighbourhoods (Barcelona). They originate from the 1950s when fascist repression (against suspected communist infiltration in the villages) and poverty drove peasants into the cities. As these newly arriving immigrants could not be accommodated in the public and private housing stock typically catering for the middle classes (including the bureaucracy and military), they built their own shanty huts on cheap agricultural fringe land. The initial construction was mostly done with mutual aid and during nighttime: the authorities did not permit illegal, unauthorized construction. Thus it was only in the mornings that the Guardia Civil (police) realized that new houses had been built (Spiegel-Schmidt 1983). Initially the *chabola* dwellers would live without water, sewerage and street lightning, and the few existing services were all paid by the dwellers themselves. After this initial stage neighbours organized to request from the municipality minimum urban and sanitary services and a permit to repair their houses. This would be the start of a continuous consolidation process. Finally the developers would appear on the scene to materialize the increased property values. At this point the settlers started to defend themselves against official development plans which foresaw their relocation (Castells 1978).

In Madrid some of the early *chabola* settlements have now become fairly central and privileged areas due to the growth of the city around them. The threat of expulsion gave rise to the Chabola Movement which became strong enough to successfully negotiate for positive state interventions. It benefitted from

the support of progressive professionals, and on its own turn, had a very inspiring impact on Madrid's Citizens' Movement on the whole (Castells 1978; Borja, n.y.). Many *chabolas*, such Entrevias, Palomeras, Pozo del Tío Raimundo en Vallecas (with 300,000 inhabitants by far the biggest *chabola* in 1974) and Orcasitas en Usera eventually obtained official recognition and were upgraded (Oficina ...1981; Barey 1981).

In Barcelona the renown initiatives of the Polytechnic University of Cataluña staff helped to launch a comprehensive and technically exemplary improvement and rehabilitation programme for the *barrio* Sant Josep (Busquets Grau 1982). The upgrading of this *barrio* comprising 850 families which includes, among other aspects, community development support, technical assistance for community based self-help, and direct public services provision has become a showpiece of sensible public authority intervention in informal settlements in Spain. The significance of this case is that relies on proved principles of successful upgrading projects in Third World countries.

The *clandestinos* of Lisbon

The metropolitan region of Lisbon, consists of an agglomeration of 16 municipalities counting over 2,000,000 people living in some 790,000 dwelling units in the 1980s. During the 1960s, intense migration started from rural home areas as well as from the Portuguese colonies and generated a serious housing crisis. Though the state has responded by providing publicly built housing, it could not satisfy the needs of the low and lower middle income groups. Furthermore, there was no financial assistance (loans, mortgages) available to finance private home building (Soares *et al.* 1991). Informal

solutions became almost inevitable: overcrowding was rampant in "degraded" inner-city houses accommodating some 450,000 people (Bruno *et al.* 1984). Roughly 18,000 *baracas* or *bairros da lata* (shanty huts and neighbourhoods of tin cans) accommodated some 100,000 people in the early 1980s (Klatt 1985). A new phenomenon appeared in the form of *clandestinos* - informal newly built housing development which now represents the bulk of the new additions to housing stock for low and middle income families.

By the mid 1980s, some 270,000 to 300,000 people were estimated to live in 80,000 "clandestino" units occupying some 15,000 ha of land in the metropolitan region (Bruno *et al.* 1984, Soares *et al.* 1991; Williams 1981; 1983). (Figure 1). These "bairros clandestinos" typically consist of either single/double storey housing or multi-storey apartment buildings and are soundly constructed though lacking essential infrastructure such as water and sewerage. The typical formation of a "clandestino" undergoes several stages:

1. land zoned for recreational or agricultural use is purchased by a speculative developer;
2. after some time this land is subdivided into smaller plots of 300-6,000 m² and resold to prospective house owners (which legally implies a violation of planning legislation);
3. the incremental construction of structures without official building permits;
4. the authorities will gradually supplement the self-help efforts of the residents through the provision of infrastructure;
5. the retrospective legalization of real land use, land registration and institutional integration into the municipal services network.



Fig. 10: Clandestinos in Lissabon.



Fig. 11: Clandestinos in Lissabon.

In the years following the 1974 revolution the government supported the self-help activities of the "clandestino" and shanty ("bairros da lata") dwellers through technical brigades over a certain period (Williams 1983). Again in the early 1980s local authorities signalled a more flexible response to clandestino upgrading by the attempt to redefine the necessary infrastructure standards (Bruno *et al.* 1983). But despite pressure from the organized clandestino settlers, there is still no firm policy commitment to standardized rights and procedures for the upgrading of clandestinos. The constant conflicts between clandestino residents and the municipalities can therefore be politically instrumentalized and depend on patronage relationships particularly in periods prior to elections (Soares *et al.* 1991).

The "clandestino" development can be positively interpreted because it represents a self-regulating housing provision mechanism and has provided affordable housing for many. However, the negative aspect of uncontrolled and unguided urbanization of the (sub-)urban land remains. It is estimated that in the Lisbon metropolitan region there are land reserves for another 300,000 housing units

(Bruno *et al.* 1984) and that another 1,000,000 potential clandestino residents can be expected. This prospect calls for a fast move towards assistance and guidance of informal urbanization. There is a striking similarity between Portuguese informal settlements and their counterparts in the Middle East. Therefore some study of what was achieved in the latter case (particularly settlement upgrading approaches) might be beneficial in the formulation of overdue Portuguese housing policy reform would be helpful.

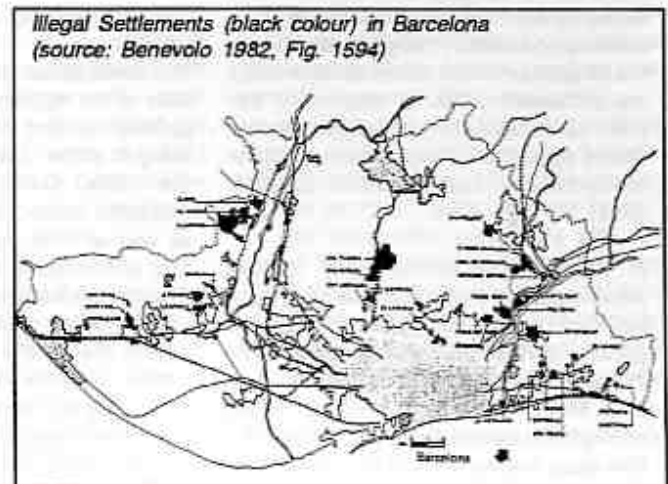
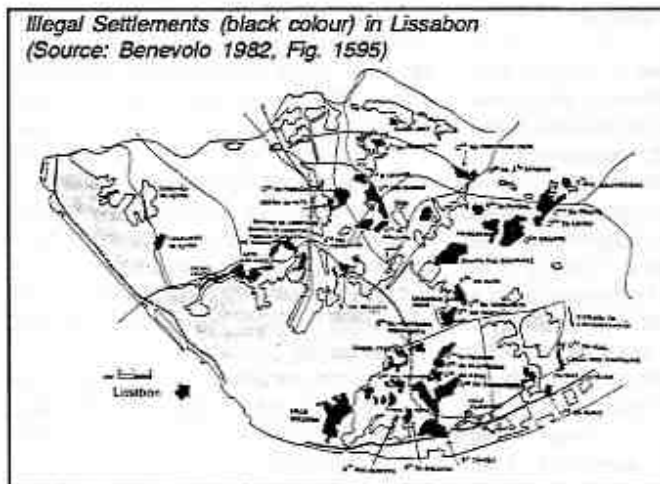
A quest for positive state intervention: learning from the Third World

We must face the fact that also the rich countries will experience large scale un(der)employment and poverty for extended periods, and will have to familiarize with phenomena otherwise known from Third World countries like, for example, informal hawking. The established dichotomy between the First versus Third World countries has proven to be oversimplified, reality is more complex. Rich and poor(er) nations are increasingly becoming tied together through ownership, trade, financial, technology and scientific transfers.

This new understanding implies that rich societies (and city administrations) may also learn something from the accumulated experiences made in the Third World. This could mean, among other things, that the poor and or those resuming to informal housing practices should not be expelled and pushed towards the least attractive areas of urban agglomerations. Instead their efforts to house themselves must be supported and may well generate some regular source of income, even if restricted within the informal sector.

It is not correct to associate squatting and homelessness only with cities in the Third World as the numerous squatting experiences from Europe and the USA demonstrate. Furthermore, the increase of homelessness in basically all rich societies of the First World drastically illustrates the failure of existing housing supply and delivery systems to provide sufficient affordable and acceptable housing for all (Teich Adam 1986).

A new and reversed transfer of knowledge is overdue if it comes to cope with the recent phenomena of informal housing in the First World (Sanyal 1990a). Such a transfer of knowledge is, of course, not



an easy process, and requires to overcome widespread Eurocentric patterns of perception. One of the first tasks would be a critical evaluation and careful application of some key elements in successful support programmes in the Third World. A hint "that some Third World solutions also apply at home" was already voiced in the 1970s (Friedman 1986:13). In the 1970s renowned "advocate planners" approaches in the USA were similarly orientated (Turner 1976). Incremental building practices by the poor represent an alternative architectural approach which became a source of inspiration for "the hopelessly obsolete" western architecture (Habraken 1985), and is referred to as a good example for user interventions in housing renewal for the context of rich countries (Greger *et al.* 1990).

The (relative) success of the self-help practices in addressing housing problems of the poor and marginal groups in the Third World suggests to examine the feasibility of community approaches in the First World, too. Such an effort should include:

- housing renewal and upgrading through self-help and self-management by the residents,
- demarcation of sites-and-services schemes for incremental housing construction by the homeless,
- integrated neighbourhood development programmes including employment creation, improvement of infrastructure and housing facilities, plus the provision of social facilities,
- community development incorporation participation of the affected in all above mentioned areas.

For the rich North these solutions will not be an exorbitant expense, the benefit would be in addressing some serious social problems in the most sensible, meaningful, and non-paternalistic way. As Sanyal (1990) predicted: learning from the Third World can help to make the rich North more sensible towards the poor South and its dynamics. In that sense it would be an essential "One World" approach.

Note: 1. Other similar, but less significant cases of squatting (apartment) housing stock such as in France, Sweden, Finland, Denmark, Ireland, Spain, Portugal and Italy will not be presented here. As reference Gimson (1980) is recommended.

Bibliography

Andriesen, G., Tanks in the streets: the growing conflict over housing in Amsterdam, in: *International Journal of Urban and Regional Research*, London 1981: 83-95.

Barey, A., *Hacer Ciudad*, in: *Construcción, Arquitectura, Urbanismo*, 74, Barcelona 1981: 51-66.

Benevolo, L., *Die Geschichte der Stadt*, Frankfurt 1982.

Bingham, R.D., Green, R.E., White, S.B., *Third World Solutions to the Homelessness Problem, The Homeless In Contemporary Society*, Beverly Hills

1987.

Borja, J., *Urban Movements in Spain*, in: Harloe, M.(ed.), *Captive Cities, Studies in the Political economy of Cities and Regions*, London.

Bruno, E., Franke, H.J., Soares, L.G.B., Stuessi, R., *Conjuntos Habitacionais Clandestinos na Região de Lisboa*, in: *Cadernos Municipais*, 14, Lisbon 1983.

Bruno, E., Fernandes de Sa, M., Stuessi, R., Soares, L.J.B., *Clandestinos: Unkontrollierter Wohnungsbau in der Region Lissabon*, in: *Bauwelt*, 40, Berlin 1984: 1718-1721.

Bums, L.S., *Third World solutions to the homelessness problem*, in: Bingham *et al.* 1987.

Busquets Grau, J., Gomez Ordonez, J.L., *Rehabilitación de un Barrio de Urbanización Marginal*, in: *Construcción, Arquitectura, Urbanismo*, 82, Barcelona 1982: 34-52.

Castells, M., *urban social movements and the struggle for democracy: the Citizens' Movement in Madrid*, in: *International Journal of Urban and Regional Research*, 2 (1), London 1978.

Clementi, A., *La metamorfosi dell'abusivismo, Roma 1960-1980*, in: *Rassegna di Architettura e Urbanistica*, 17 (49), Roma 1981.

Clementi, A., Parego, F.(eds.), *La metropoli "spontanea" il caso di Roma, 1925-1981: sviluppo residenziale di una città dentro e fuori dal piano*, Roma 1983.

Der Spiegel, *Angst vor dem neuen Kalkutta*, 16, Hamburg 13.4.1992: 178-184.

Evans, M.A.W., *Homeless: Obdachlos in Amerika*, Hamburg 1989.

Ferrand-Braichmann, D., *Homelessness in France, Public and Private Policies*, in: Friedrichs, J.(ed.), *Affordable Housing and the Homeless*, Berlin/New York 1988:147-156.

Francis Roy, D., *Hooverville - A Community of Homeless Men*, in: *Studies in Sociology*, 4 (1/2), Winter 1939/Summer 1940: 37-45.

Friedman, J., *The education of planners: An imaginary interview*, University of California at Los Angeles, Graduate School of Architecture and Planning, D.P. 193, 1986.

Friend, A., *The post war squatters*, in: *Wates et al* 1980:110-121.

German Tribune, *Hamburg 31 January 1992*.

Getimis, P., *Zur Integration von illegalen Wohngebieten in den Bebauungsplan der Stadtregion Athen nach 1950*, Berlin 1980.

Gimson, M., *Everybody's doing it*, in: *Wates et al* 1980:206-219.

Greger, O., Steinberg, F., *Transformations of Formal Housing, Unintended Evolutionary Developments as Inspiration for Innovative Design*, in: *Open House International*, 13 (3), Newcastle upon Tyne 1990: 23-35.

Habraken, J.N., *The general from the local*, in: *Places VI* (4), 1985, 3-8.

Hardy, D., Ward, C., *Arcadia for All, The Legacy of a Makeshift Landscape*, London 1984.

Harms, H., *Self-Help Housing in Developed and Third World Countries*, in: Mathéy, K.(ed.), *Beyond Self-Help Housing*, London 1992:33-52.

Hervo, M., Charas M.-A., *Bidonvilles, l'enlèvement*, Paris 1971.

Kingham, M., *Squatting in London*, London 1977.

Homeless people stalk metro, touch conscience in Paris, in: *Jakarta Post* 2.3.1992.

Homblower, M., *Les Misérables, Homeless and Helpless in the Capital*, in: *Time*, 28, 1991:17.

Karidis, A., *The Redevelopment Project of an Illegal Settlement in Kavala (Greece)*, in: Bruno, E., Körta, A., Mathéy, K.(eds.), *Umgang mit städtischen Wohnquartieren unterer Einkommensgruppen in Entwicklungsländern*, Darmstadt 1984: 215-226.

Katz, H.-P., *Wo das Elend wohnt, Am Rande von Lissabon*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.4. 1985.

Künstlerhaus Bethanien (ed.), *Wohnsitz Nirgendwo*, Berlin 1982.

Mathéy, K., *Squatting - Selbsthilfe-strategien in der Squatterbewegung*, in: *Deutsche Bauzeitung (db)* April 1982:51-52.

Mathéy, K., *The British Squatter Movement: Self-help Housing and "short-life" Cooperatives*, in: *Esthetics*, 307, Athens 1984:334-337.

Mathéy, K., *The Working of the Housing Classes. The English Housing System in the 1970's*. München: Archimed, 1986.

Murie, A., Forast, R., *The New Homeless in Britain*, in: Friedrichs, J.(ed.), *Affordable Housing and the Homeless*, Berlin/New York 1988: 129-146.

Newsweek, January 7, 1991:39.

Nitsche, R.(ed.), *Häuserkämpfe 1872 / 1920 / 1945 / 1981*, Berlin 1981.

Novy, K., *Selbsthilfe als Reformbewegung, Der Kampf der Wiener Stadler nach dem 1. Weltkrieg*, in: *ARCH +*, 55, Aachen 1981:26-40.

Novy, K., *The Rosenhügel Pioneers, On the real revolution of workers' housing by the Viennese Settlers*, in: *94*, 8, London 1983:45-51; reprinted in *TRIALOG*, Darmstadt 1992.

Oficina Municipal del Plan (ed.), *Fichas Urbanas*, Madrid 1981.

Patton, C.V., Sophoulis, C.M., *Great Expectations: Illegal land development in modern Greece*, in: *Esthetics*, 301, Athens 1983: 259-264.

Perلمان, J., *Joox* in: *Built Environment*, 5 (2), London 1976.

Peterson, J.D., *Squatters in The United States and Latin America: The Discourse of Community Development*, in: *Community Development Journal*, 26 (1), Oxford 1991:28-34.

Rieff, D., *Los Angeles: Capital of the Third World*, Jonathan Cape, 1992.

Roe, B., *Settlements without planning: Athens*, in: *Esthetics*, 275, Athens 1979:82-108.

Romanos, S.G., *Illegal Settlements in Athens*, in: Oliver, P.(ed.), *Shelter and Society*, London 1989:137-156.

Rome: illegal construction hampers basic services, in: *Development: Seeds of Change*, 2, 1982:35-36.

Sanyal, B., *Knowledge transfer from poor to rich cities, A new turn of events*, in: *Cities*, 7 (1), 1990:31-36.

Sanyal, B., *Large Commitments to Large Objectives: Planning Education for the Twenty-first Century*, in: Sanyal, B.(ed.), *Breaking the Boundaries, A One-World Approach to Planning Education*, New York/London 1990:17-55.

Schmidt, E., *Was bleibt nach der Räumung? Landbesetzungen und Hausbesetzungen hier und in der Dritten Welt*, in: *DED-Brief*, 1, Berlin 1984, p.21.

Schnapper, M.B., *American Labour, A Fictional Social History*.

Sebasti, R., *Controllo Edilizio e Lotta Agli Abusi*, Roma 1979.

Soares, B., Stuessi, R., *Parallel land markets in the Lisbon region*, in: Baross, P., Linden, J., van der (eds.), *The Transformation of Land Supply Systems in Third World Cities*, Avebury 1991:243-280.

Spiegel-Schmidt, J., *Die Geschichte von Pozo del Tio Raimundo*, in: *tageszeitung*, Berlin 6.5.1983, p.8.

Steinberg, F., *The hutments of Berlin: Informal housing in the periods of crisis*, in: *TRIALOG*, Darmstadt 1992.

Steinberg, F., *Berlin und seine Baracken: Barackia, Wohnrauben, Notunterkünfte*, Berlin 1993 (forthcoming).

Teich Adams, C., *Homelessness in the Postindustrial City, Views from London and Philadelphia*, in: *Urban Affairs Quarterly*, 21 (4), Beverly Hills 1986:527-549.

Time, November 26, 1990, p.18.

Turner, J.F.C., *Housing by People: Towards Autonomy in Building Environment*, New York 1976.

Turner, J.F.C., *Mass Housing and User Participation*, in: *Built Environment*, 5 (2), London 1979: 91-98.

Turpan, W., *Self-Help Housing in Europe*, in: *TRIALOG*, 18, Darmstadt 1988:36-39.

Vliet, W.van, *Human settlements in the US: questions of even and sustainable development*, *International Colloquium on Urbanization and the Environment*, University of Toronto, June 1990.

Ward, C., *The early squatters*, in: *Wates et al* (eds.) 1980:104-109.

Wartenberg, G., *Legal - Illegal - Scheissegal*, in: *Der Architekt*, 7/8, Bonn 1981:351-352.

Wates, N., Wolmar, C.(eds.), *Squatting: the real story*, London 1980.

Williams, A.M., *Bairros Clandestinos: Illegal Housing in Portugal*, in: *Geografisch Tijdschrift*, XV (1), 1981:24-34.

Williams, A.M., *City Profile: Lisbon*, in: *Cities*, August 1983: 10-16.

Windhoff-Héretter, A., *Stadt der Reichen-Stadt der Armen, Politik in New York*, Frankfurt 1991.

The Rosenhügel Pioneers

Klaus Novy

Introduction

After a long period of neglect, the housing programme of the Viennese socialists has been the subject of two major investigations, both published in 1980: *Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919-34* by H. and R. Hautmann, and *Vienna Rossa: la politica residenziale nella Vienna socialista 1918-1933* by Manfredo Tafuri. The political stance adopted in each case could scarcely be more different (Soviet orthodoxy in the one case, Italian euro-communism in the other) but in one crucial respect the two studies are in agreement: both ignore the out-of-town settlement housing, which constituted no less than 10 per cent of the total, in favour of exclusive concentration on the famous "People's Palaces" or superblocks built within the city fabric.

This excision of settlement housing from the recorded history of Viennese socialism might be justified on political grounds: assuming that the settlements were merely *ad hoc* expedients, of no political or theoretical importance, or indeed that they were positively reactionary in character. In this paper, however, a very different view is adopted. It is argued that the self-help movement of the Rosenhügel pioneers, beginning as a direct response to privation and hardship, developed strategies that were in many respects superior to those of the People's Palace – and, moreover, that these strategies are of direct relevance to the Alternative Movement of the present, with an emphasis on grass-roots democracy, ecology and "small is beautiful".

The author, who died in 1991, has extensively published on cooperative housing experiences in Europe. This article was first published in 9H, *Architectural Translats Criticism and Projects*, Vol. 6, London 1983. Minimal copy-editing was provided by the editorial group.

Zusammenfassung:

Die Geschichte der selbst-organisierten Rosenhügel-Siedler im Wien der frühen 20er Jahre, die aus der Not ihrer informellen, wilden Siedlung eine Bewegung des genossenschaftlichen Siedlungswesens kreierten, ist beispielhaft richtungweisende wohnungsreformensche Innovationen in Österreich. In einem sozialpolitisch offenen Ambiente der 1920er Jahre war es möglich, daß der informelle Siedlungssektor wichtige Impulse für wohnungspolitischen Reformen beitrug. Diese einzigartige Erfahrung hat den Grundstein für genossenschaftliche Wohnmodelle gelegt.

Staying a step behind, but moving ahead by two

The Viennese settlers' movement does not primarily have its origins in the housing reform agitations before World War One. The characteristic that was essential in making the radical social-reformist change and new beginning possible after 1918 was precisely the absence of almost any institutional preconditions, either in the form of a strong building society, garden city- or small-holders' movement before 1914. The Viennese settlers' movement originated from the allotment movement, which in turn originated from the plight of war. Hans Kampffmeyer, the former secretary of the German Garden City Society, who was called to Vienna to become the chairman of the housing estate department, describes the turbulent development of this 'poor people's movement' as follows¹:

"Before the war, there was little interest in the development of allotments in Austria. In 1915, only 3000 allotment gardeners were registered in Vienna. However, then came the boom. The appalling food shortage forced even those urban inhabitants, who had never before held a spade in their hands, to wrest from the soil with their own work those foodstuffs which had been denied to them by rationing. In 1918 there were already 18,500 allotment gardeners and at the end of 1920, their number had risen to 55,000.

They were cultivating an area of 2,200 hectares and harvesting 55 million kilograms of vegetables. As in most of the cases the allotment gardeners had to travel long distances from their homes to the gardens, it occurred to many of them to establish lodges, so that it would at least be possible to live in the gardens during the summer. Then the housing shortage forced many to stay in these huts through the winter as well. Whole shanty towns developed in this way. It was therefore quite obvious that the allotment gardeners, who were suffering from the housing shortage, were to make the demand that public money from the state or the councils should no longer be spent on the reconstruction of tenement blocks, but instead on single family houses in the garden colonies. This is how the first housing estate co-operatives grew up from the circle of allotment gardeners."

Illegal appropriation of land, the self-supply of foodstuffs from allotments, the construction of emergency shelter, in short, uncontrolled settlement, is one thing; the development of large housing estate co-operatives, which are conceived as seeds of a newly founded society is something quite different. The fact that the latter arises out of the former is not, as any glance at the neighbouring countries shows, a matter of course; on the contrary, it was a Viennese peculiarity. (Photographs 1-4).



Abb./Fig. 1: Informal Settlers in Vienna.



Abb./Fig. 2: Informal Hutment in Vienna.

'The Rosenhügel pioneers' – "come and see!"
(A. Müller)

Even at the end of 1920 a fairly haphazard muddle dominated the settlers' movement. There was the threat that the surrounding forests and meadows would turn into a permanent "belt of timber sheds and gipsy villages". The high proportion of workers and employees, who were organized in trade unions and socialist parties, as well as the growing co-operation of specialists, who were similarly motivated by social reform, eventually brought about an organizational network (societies, co-operatives, associations, hostels, etc.), which transposed parts of this chaotic, property and individualistically orientated emergency project into a highly organized reform project with far-reaching demands.

Such an anti-governmental reform project from the grass roots was helped by the preceding failure of the central government's socialization policy and the growing housing shortage, to which even the Social Democratic council had not found a solution. On 20 November 1920 numerous allotment and settlers' societies amalgamated to form the "Charitable Allotment – Settlement Co-operative of Altmansdorf and Hetzendorf" and elected the railway-man, active trade unionist, socialist and latter member of the National Council Adolf Müller to be their chairman. Müller had contributed decisively to remove the Party's and trade unions' suspicion of the residential model of the *small house and garden*. In response to the fear of the *settlers epidemic* and the *property beast*, Müller stated:

"The housing and food shortage stand at the threshold of the settlers' movement. Liberation from the woe of the tenement block, convalescence of the people in body and spirit are their first deeds, socialism is their aim".²

"A settlement is not a clutter of individual houses with a few ornamental gardens, but a coherent group of kitchen gardens with residential accommodation together with all kinds of cultural provisions such as a co-operative house, a co-operative market, playgrounds, creches, etc".³

The 756 founding members of the settlers' co-operative, of whom approximately 70 per cent were unemployed during the early years (according to the estimate of a surviving contemporary) are said to have had predominantly, if not wholly, socialist sympathies.

However, no co-operative settlements would have come about simply on account of sympathies and pure agitation. Otto Neurath, one of the intellectual activists of the settlers' movement (secretary to the settlers' confederation ÖVSuK) is correct in saying: "We would probably not have had a settlers' movement if some societies and co-operatives had not started building houses on their own".

Among the first who did this in a highly organized manner were those of the Rosenhügel, the principal colony of the Altmansdorf-Hetzendorf co-operative. With reference to the fathers of the co-operative movement, the "Rochdale Society of Equitable Pioneers", they were given the label of the "Rosenhügel Pioneers" for this pioneering work. In February 1921, long before the final clarification of the property laws and the guaranteeing of finances, the first sod was turned for the eventual co-operative settlement which was to replace the village of timber huts, accompanied by a procession of white maidens with brass music. Even the bourgeois magazine "Wiener Builder" took note of the procedures with interest and called the settlement the "first garden city of Vienna".⁴

Pioneering work was already carried out at the planning stages of the settlement

with regard to living conditions and construction techniques for workers' housing. 420 single family houses, with gardens of 400 m², in clusters and terraces were envisaged in the original scheme by the architect Hugo Mayer. He was appointed by the council and had previously acted in an honorary capacity in this matter. In a description of the project for the publication of the settlers' movement, "Der Siedler",⁵ he writes:

"Finally let us bear in mind those establishments, which according to the wishes of all supporters, are to make more of the settlement than just the sum of its houses: a city within the metropolis, having an economic, social and cultural life of its own; a place of progress and of a higher conduct of life. The co-operative house should stand on the highest spot of the site, right in the middle of an expansive green, as a centre of cultural life. Assembly and lecture halls, a library and a reading room, and offices are to be accommodated here. The market square with the co-operative shop, the workshop, the artisans' houses and the co-operative nursery are to concentrate the economical life at the centre of the settlement. On the northern edge, en route to the tramway, the young people's welfare building with its kindergarten and creche is to be located at the centre of a playground. Each block is to contain a playground, two larger playgrounds are planned in conjunction with ponds, which do not only serve to collect waste water, but also to allow for the rearing of fish and ducks. A medical building with a wheel chair and a rest room, a solarium and a swimming pool are also envisaged."

Even Mayer's first plan was adversely pre-determined by existing roads and water supply lines. When it became clear that there was an extreme disparity between the existing area and the increasing number of applicants who want-



Abb./Fig. 3: Community work at Rosenhügel



Abb./Fig. 4: Rosenhügel Settlement Today

ed to settle, the area for the individual gardens had to be reduced from the initial 400 m² to the final 100 m², which necessitated an entirely new design for the site plan (architect Ferdinand Krause). The market square, the fish ponds and a few playgrounds were sacrificed to this pressure for space.

Public opinion changed abruptly when the first 30 houses were built in the autumn of 1921: the "movement which was initially ridiculed and opposed" (A. Müller) was now recognized as a "socio-cultural movement" (councillor Anton Weber). The short historical autobiography of the co-operative states: "On Sundays there were now outright pilgrimages of the curious, who marvelled at the houses". A revolution in the way of living had taken place. The contrast between living in a Bassena-house (with the obligation to sublet: *Bettgänger*) and living in a settler's house could not be greater.

By 1926, there were 543 houses in the Rosenhügel colony alone, a further 284 stood next door in the Hoffinger Gasse colony (designed by Josef Frank). The first ateliers of the artists' settlement were erected on the other side of the Rosenhügel colony. No more units could be built due to the lack of positive clarification of the property laws. Thus some artists were assigned houses in Rosenhügel, which resulted in a further shortage of public green and private gardens. Taking all colonies together, the Altmannsdorf-Hetzendorf co-operative had built no less than 1,131 houses in five years, a quantitatively important achievement.

From the 'pax' brick to the loan for the goat, or: alternative construction and housing economy

Even the sheer extent of the settlers' construction activity in the years after

1921 is staggering.⁷ After all, one has to take into account the currency, financial, and economic crisis, which was only resolved in 1923, and which ruined many settlers' co-operatives or brought them close to ruin – like the Altmannsdorf-Hetzendorfer's. From 1921 onwards (Phase II), the organized settlers' activity transcended the character of an emergency programme of the previous 'wild' settlement (Phase I)⁸ (Novy 1981:36–38). Within only one year (1921), a highly organized system of pre-governmental housing reform policies was established. An unbelievable organizational activity was developed. Three vast demonstrations forced the communal institutions to co-operate. It was once more Adolf Müller, at the head of the organizational committee, who advanced the development, gaining the support of all other parts of the socialist movement (party, trade unions, co-operatives, societies). A municipal settlement department was established (Kampfmeier as the head after Ermers had carried out the preliminary work; Adolf Loos as the *chief architect*), which finally brought together the whole settlement welfare, the site procurement, the building control and the distribution of credits. With the establishment of the *Austrian Society for Settlers and Allotment Gardeners* (ÖVSuK), in autumn 1921, the activity of the workers' settlement organization reached its climax. A tight net of relief and co-operative economies, of *socialization from below* which allowed for a real revolution of all existing rules on construction and housing,⁹ included the exclusion of every conceivable forms of profit-orientated economics, from the supply of the building materials to the management of the non-alcoholic public inn; the mobilization of all unused resources, self-help, the greatest economy in the use of materials, co-operative self-government and housing ecology. More specifically, they were the following elements:

- **Finance:** Unlike any of the housing associations in Austria, (obligatory) personal funds were not required in Vienna (until 1926). 10 to 15 per cent of the total building costs and up to 80 per cent of the construction labour was provided by the settlers' own work. The remaining financing was at first effected by means of the central government's housing aid fund and contributions by the council (until 1922), after that, by the *Red Council*, primarily by the means of the housing construction tax – what was in effect deficit financing. Both forms of financing – personal labour instead of personal capital and collective funds instead of financing from the money market – represent radical breaks with all traditional models of financing.

- **Freehold Reform:** The Rosenhügel colony, like many other early estates, was constructed before the freehold laws had finally been settled. Frequently, the council had to purchase private land, or something which rarely had any success, landowners were expropriated. In the end the freehold was handed over to the settlement co-operatives, but only in line with the building laws which were based on the principle of inheritance with a minimal ground rent. Any speculative mobilization of freehold values was thereby checked.

- **Property Reform:** The workers' settlement movement set the idea of co-operative property against the not wholly unjustified fear by the Social Democrats of *property fanaticism*, which they nevertheless related too simply to the single-family dwelling. Furthermore, in order to exclude any possible personal advantage that might accrue on behalf of the co-operative's members as well as subsequent personal recoupment of the property's appreciation, the settlement co-operatives assumed a *charitable* status, which (in those days) implied a complete *neutralization* of their capital.

- *Reform of the Organization of Labour:* The entire organization of labour by-passed the private construction industry. In the case of the Rosenhügel settlement, 1500 settlers' hours labour were initially required from each family; later this input had to be increased to 2000 hours. With more than 500 participants this meant that more than 1 million settlers' hours were utilized in a sensible way, and had to be assessed and accounted for – an incredible organizational task that required an enormous discipline. This may be illustrated by a short historical account of the co-operative:

"Especially on Saturday afternoons and on Sundays, the gravel pit, which fortunately was close to the building site, was swarming with people like a beehive. The allocation of tasks was carried out by special functionaries; professionals such as carpenters, locksmiths and the like were used in tasks which were related to their trade. They were working in workshops owned by the co-operative. Some were engaged in the gravel pit; others had to unload hardcore, cement plaster, timber and such things at the Hetzendorf station. By autumn 1921 the settlers had procured a sufficiently large stock of sand and bricks that construction could begin. Now, the settlers' activities consisted of excavations and the laying of foundations, pouring concrete, as well as auxiliary work for the brick layers."

Any remaining professional construction tasks, which could not be accomplished by the settlers themselves, were taken on by the construction co-operative "*Grundstein*" (Foundation stone), which had been founded by the builders' union in 1921. This collective enterprise, being based on the German builders' guilds, was involved in the majority of Viennese settlements and was soon to engage several thousand people.

The activity of the functionaries had always been an honorary one, and in the case of Hetzendorf this is still so today. Not merely intent on saving contractual wages, it was and is also specifically a symbolic expression of the determination for a reform of the living conditions. This was also the requirement for the intended closer relation between manual and mental labour, between workers, technicians and architects. The guild socialism of those days attempted to formulate this programmatically, and it was initially expressed in the "*Austrian Settlement, Housing and Building Guild*". It is not surprising then, that numerous specialists, but above all architects devoted themselves with great commitment to this movement and its reform concepts, frequently in an honorary capacity or at least at a reduced rate. This attempt to establish a new relation between workers

and intellectuals was given a further expression in the construction of the Rosenhügel co-operative house; here 5000 of the 20,000 hitherto unpaid working hours were made good in an organized exchange of labour for the artistic arrangement of the co-operative house by artists of the adjoining artist's colony.

- *Alternative Supply of Building Materials:* Self-help, economic use of materials and the mobilization of unused resources as the basic principle suggested the utilization of self-made, substitute building materials. The experiment of using compressed clay bricks, which had been customary in Germany, was abandoned in favour of the so-called Pax bricks, hollow cinder cement blocks which the settlers were also capable of pressing themselves. The rapid rise of this movement from the emergency project to a guild socialist alternative can be traced from the use of materials and construction techniques. The future cannot be founded upon sand, and as the first architect of the settlement wrote: it is a duty to build for the future. By the end of 1923, it was possible to return to well-tried brick and to so-called cavity construction.

The entire supply of materials was also organized in such a way as to circumvent all intermediary profits, and by taking advantage of all possible saving through standardization and rationalization. The "*Collective Settlement and Building Material Institution*" (Gesiba), which was founded by the Council, central government and ÖVSuK, was one of several independent collective building material workshops and auxiliary building trades (another one being for instance the joiners' production co-operative "*Zukunft*" or "*Future*" which was founded for this purpose). Efforts were made to work towards this movement on all levels in a scholarly way; though not always with the success that had been hoped for. This can be perceived very clearly from an account by Schuster and Schacherl, who lament the Viennese tendency and that of the Council's bureaucracy towards a romantic-picturesque estate layout.¹⁰

- *Reform of Furniture and Gardens; Education:* The co-operatives, their federation (ÖVSuK) and the Council created other auxiliary outlets for all those services and products which the settlers might require: from the supply of furniture and domestic wares by the *Warentreuhand* (Goods trusteeship) and gardening tools from the *Kleingartenstelle* (Small-holding agency), or, as the case may be, from the colony's own nursery, to the loan for the goat paid in kind by the Gesiba, which did not have to be settled

monetarily for some years. However, from its inception, the movement had been an idealistic one. "We have to learn how to live", Loos wrote¹¹ as he participated in the settlers' school with the lectures on "The Settler's house as an educator". Grete Schütte-Lihotzky delivered a lecture on the "Social housing culture" with regard to the question of household furniture; Max Ermers, one of the first intellectual propagandists of settlers' ideas, and especially tied to those of the Rosenhügel, gave a talk on the "Settlement as a Cultural Problem". Other lectures and courses within the framework of the settlers' school in 1921 were given by Frank, Kampffmeyer and Neurath. A number of exhibitions of settlers' and allotment gardeners' model houses in front of the town hall were to popularize the ideas. The principles for ecological and garden reform, which were propagated by Leberecht Migge, were held in high esteem with regard to the layout of the settlement and the advice to the settlers. The sewage system was deliberately dispensed with in favour of the so-called peat scattering closet. Loos, who did not collaborate on the design for the Rosenhügel estate directly, but who was at the same time involved with the neighbouring colony for disabled servicemen at the Lainzer Tiergarten, went as far as to make it obligatory. The possibility that, with the aid of a sewage system, the valuable fertilizers which the settler produces are removed, must be prohibited.¹²

Self-governed co-operative settlements: "cells of a future society"

Right from the beginning, the settlers had to fight against petty-bourgeois prejudice, above all amongst the ranks of the unions and those of Social Democracy. However, conversely the principles of the Viennese settlers (the large share of personal labour and the allocation according to need) favoured workers and craftsmen, especially the unemployed. As these were strongly organized after 1918 in trade unions, co-operatives and political parties (Vienna had the highest degree of organization in the world), the movement rapidly developed from a purely emergency project into the design of a new co-operative society based on comprehensible living and working units. The federation's publication "*Der Siedler*" states: "*Although the settlements and allotments were born of the desperate need of our time, they want to be and they could be far more than merely an emergency measure, that is to say, they could be the cradle for better living and social condition*".¹³ Even in 1926 the magazine saw itself as the "*herald of the highest cultural development and location*

of the highest development of socialist conceptions"¹⁴ Responding to the reproach that the settlement depoliticizes, Kampffmeyer wrote:¹⁵

"One should not forget that the families are not thrown together in any old way, but that they are people living next to each other, who have created their homes and their co-operative institutions (co-operative house, children's playgrounds, shops and the like) in many years of common effort. It should be relatively easy to arouse and sustain the interest and the understanding for political economy and social problems in these people who have already realized a small piece of collective economy. For them the community is not mere theory, but active presence, whose experience can always be referred to."

As compared to Mayer's original scheme, which was mentioned above, certain things were changed on the Rosenhügel. However, there remained numerous community-generating institutions, among which the co-operative house was the most important. It was not located at the centre, but at the North-Eastern edge of the settlement. In a commemorative volume published on its completion, Max Ermers wrote emphatically:¹⁶

"May be not everybody, but at least the leading minds of the co-operative clearly sensed that the matter could not rest with the construction of single family houses and gardens. The just demand for quiet and individual accommodation which would allow ample scope for the development and advancement of the individual had to be complemented by a range of communal institutions, in order to give it the necessary balance, the harmony of individual and social sentiments. (...) Thus when the number of completed houses and their inhabitants had become large enough to form what is commonly known as the 'public', a start was made on the construction of the co-operative house."

A co-operative house is the heart and the brain of a settlement, simultaneously, a town hall and a home for recreation, a club, a theatre, a concert hall, a people's university. Here the otherwise easily narrowed mind of the allotment gardener and of the inhabitant of the single family house grows into the social, the universal, the important. Here the individuals become a sensitive community. Here the ideology of the settlement as a social category is born and spreads over the whole of its parts. Here is the seat of the freely elected administration, of political fights, of the diffusion of knowledge, of artistic experiences, of celebrations. And a high degree of intellectuality of the Viennese settlers' move-

ment is revealed in the fact that right from the beginning such an intellectual-cultural centre stood in the middle of the aspirations for almost all settlements."

The dream of a new foundation for the whole society by decentralizing the conurbations and their over-bureaucratized structures was soon over. The settlers' movement was undermined and brought to a halt by the construction of council estates, by the evasion of the co-operative structures for self-government and by the well-known municipal mass housing schemes such as the Karl Marx Hof. Communal socialism took over from co-operative socialism and its comprehensible network.

Nonetheless, both the idea and the reality of the "small network" of decentralized administration, education and welfare had existed on the Rosenhügel. The organization of the usual municipal services (street maintenance and lighting, waste disposal, etc.) by the co-operatives themselves had already begun. The kindergarten, which stood in the centre of a large playground, was looked after by the socialist society "Kinderfreunde" (*Children's friends*) and not by the municipality. The library was not, as it had been the case for the council buildings, run by the municipality, but by the party. The supply of foodstuffs was carried out by the socialist co-operative society, which had a developed system of stewards and a lively educational programme in those days. It was again the co-operative society which made its fleet of vehicles available over the weekends when the settlement was being constructed; so materials could be easily transported. The colony decided by itself to have non-alcoholic public bars (until 1934) in the co-operative house. The small hall of the co-operative house was also used for the work of the local party. Many socialist associations had interest groups on the Rosenhügel: the nature lovers, the music society (which also served as the band to the Republican League), the costume society, the bird breeders, and the horticultural society (which managed the co-operative's nursery). The colony adopted orphans from the city. Hundreds of starving children from Berlin were taken up in an emergency programme.

The settlers' movement as a pace-maker of the 'social way of life'

As stated at the outset of this article, the usual tenement palaces without individual gardens dominate the existing accounts of the housing programme of *Red Vienna*. Especially in the most recent, comprehensive studies – the most pronounc-

ed in H. & R. Hautmann – this type of housing is depicted as the only possible socialist alternative to the provision of apartments by the private sector. The small house with garden is seen, not just as being of negligible importance in terms of quantity, but also as a non-socialist, bourgeois relic, which was then successfully repressed by the *Red Vienna*. It remains undisputed that the people's housing palace meant a revolution in the mode of living, a proletarian one at that, one of the greatest successes of reform-socialism in its otherwise meager history. However, the social reform movement of the inter-war period in Vienna did not just develop one but three alternatives for housing policies, three socio-economic and urban options for a socialist way of life, which it realized to varying degrees. First, the co-operative settlement (eg. the Rosenhügel settlement); second, the council estate (eg. Lockerwiese); and third, the people's housing palace (eg. the Reumann Hof). With regard to the three reform options, the settlers' movement did not just have a temporary and idealistic "pace-setter function" (Kampffmeyer) in the revolutionization of the mode of living; on the contrary, its fundamental ideas were deemed to be superior in socio-political and cultural terms, at least according to the judgment of that time. In contemporary assessments, mass housing was not seen as superior to settlement housing, or even as the transcendence of the latter. On the contrary, mass housing was understood as an enforced, temporary, even emergency solution, conditioned by circumstantial constraints (questions of property, costs, etc.). Neurath's view can indeed be taken as representative, appearing as it does in the theoretical journal of the Social Democratic Party, "*Der Kampf*" (*The Struggle*).¹⁷

"Having grown out of small and limited beginnings, and having been associated with many limited and small things, the settlers and allotment gardeners have attained ideas of great importance with the aid of their leadership. Full of energy and filled with a great desire to build, they are, as far as architectural interest is concerned, currently marching at the forefront of the proletariat. With their architects they have also been able to interest the rest of the proletariat in their cause. It will be to the detriment not just of the allotment gardeners, but of all workers, if, as a result of the opposition which the bourgeois class has put up, the Council has to erect tower blocks on various locations on account of the lack of land; land on which the council itself as much as the settlers, allotment gardeners and the entire proletariat would probably have preferred to have seen allotment gardens. The fact that such

beautiful and significant plans can only be realized in part at this moment, some of them having to be postponed for a while, even being partially impaired from the beginning, will further increase the anger amongst the broad masses against the distribution of land."

The adverse judgment on the council buildings by the international architectural avant garde and their Viennese supporters and sympathizers (Loos, Frank, Schuster, Schacherl et al.) was much harsher, not least because of professional narrow-mindedness. Here too, one cannot equate the form of the building with the attitudes of the inhabitants. While H. & R. Hautmann still cannot imagine a settlement as something different from a cluster of individual small-holdings¹⁸, although it was the Viennese co-operative settlement which developed radical alternatives on every count, Frank (and numerous recent critics following his ideas) see in the pseudo-architecture of the people's housing palace merely a petty-bourgeois attitude. On the one hand, the people's housing palaces are seen as petty-bourgeois, on the other hand it is the settlement houses that are accused of the same - they are all pseudo-controversies as they are based on a narrow point of view. Let us rather hold onto the assertion that three serious alternatives for housing policies were formulated in the New Vienna, each of which could be taken as a brilliant achievement in the field of social reform, even on an international scale, although not always in terms of its architecture. The settlers' movement was not just a social motor in the revolutionary transformation of the workers' mode of living, but also the receiver and bearer of the new ideas. Mass housing is influenced both on the large and small scale by the social way of life of the settlement schemes. Neurath observed on the former¹⁹

"The influence of the large organization, of the planning methodology, of the uniformity on the settlement, first becomes noticeable when every single individual consciously distributes his money and his labour in a sparing and considerate manner. Here the proletarian becomes acquainted with built-in wardrobes and simple domestic wares, as the empty ostentatious forms of the petty-bourgeois furnishings will hardly find room in the settler's house. Gradually the spirit of great solidarity, which is already having an effect on the whole, also influences individual lives. The settler's home with its living room-cum-kitchen and its three bedrooms sets an example for the apartment, just as the recessed kitchen and other such innovations do."

The influence of new ideas from the settlement scheme on the building programme of the municipality, can be illustrated particularly well by the example of Loos, who was then "only a settler, nothing but a settler".²⁰ At the same time as Hugo Mayer was designing his plans for the Rosenhügel settlement in 1920, Loos was occupied with the layout for the neighbouring Linzer Tiergarten settlement. At least in terms of design for the terraced houses the solutions are similar (later on both collaborated on the Heuberg settlement): Living room-cum-kitchen, separation of living and bedrooms on two floors, separate children's bedrooms, orientation towards the garden. With the advent of the mass housing schemes of the municipality from 1923 onwards, Loos simply transferred the paradigm of the settler's house. This two unbuilt projects for workers' terraced housing are, "derived from the two-storey terraced houses, with which Loos had already had three years experience".²¹

The settlers' movement was of course too advanced for its time: "from the allotment garden to a co-operatively united world economy" was more than a "stony path".²² Nevertheless what it achieved was impressive: it took only five years to progress "from a heap of sheds and huts, which resembled a gipsy camp, built by individualistic, eccentric, property-craving humans, to the coherently laid-out co-operative settlement".²³ If ever the currently ridiculed central pedagogic and aesthetic topic (topos) of the New Human Being of those days had a basis, it was here. One is almost tempted to lament with Ermers²⁴ that it is not 100,000 settlers' houses but 60,000 homes in council buildings which surround Vienna, if one was not aware of the fact that settlements on their own were not capable of producing the "New Human Being" for ever. The *New Human Being* has grown old in the settlement; his ethics, for instance the honorary job of a functionary, is merely an annoyance today (for the competitors) or an embarrassing challenge (for the young co-operative activist). Utopia, once constructed, is taken for granted by the next generation, or even more, becomes a cage. All the same, rarely has so much been done with such a consistency as here: A "beautiful revolution", a "revolution which the worker has undertaken against the militaristic coercion of the factories. A consequence of a movement of humanity without bloodshed and thus with a human result".²⁵

References

1. H. Kampffmeyer: Die Siedlungsbewegung in Wien, in: *Kommunale Praxis* 22, 1922, 719-20.
2. A. Müller: Die Siedlungsbewegung, in: *Der Betriebsrat* 1, 1921, 261.
3. Ibid.
4. O. Neurath: *Österreichs Kleingärtner- und Siedlerorganisation*, Vienna 1923, 18.

5. *Wiener Bilder*: 1921, no. 12, 10.
6. H. Mayer: Die Kleingartensiedlung Rosenhügel, *Der Siedler*, 1, 1921, no. 1, 123.
7. W. Förster: Die Wiener Arbeiter-siedlungsbewegung vor dem Zweiten Weltkrieg. Eine Alternative zum Kommunalen Wohnungsbau, in: *Der Aufbau*, no. 35, 1980, 140.
8. K. Novy: Selbsthilfe als Reformbewegung, Der Kampf der Wiener Siedler nach dem 1. Weltkrieg, in: *Arch +*, 1981, no. 55, 368.
9. Ibid.
10. F. Schuster and F. Schacherl: Proletarische Architektur, in: *Der Kampf*, 19, 1926, 36.
11. A. Loos: *Trotzdem*, Innsbruck 1931, 193.
12. Ibid, p. 221.
13. *Der Siedler*, 1922, 72.
14. *Der Siedler*, 1926, no. 14, 8.
15. H. Kampffmeyer: *Siedlung und Kleingarten*, Vienna 1926, 73.
16. M. Ermers: *Festschrift der Siedlung auf dem Rosenhügel*, Vienna n.d., 16.
17. O. Neurath: Städtebau und Proletariat, in: *Der Kampf* 17, 1924, 2401.
18. H. & R. Hautmann: *Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919/1934*, Vienna 1980, 146.
19. O. Neurath: Generalarchitekturplan, in: *Das Kunstblatt*, 1924, 108.
20. M. Ermers: Aus Adolf Loos' Siedlerzeit, in: *Die Zeit, Blätter für Erkenntnis* 1, 1934:3, 14.
21. D. Wörbs: Die Wiener Arbeiter-terrassenhäuser von Adolf Loos 1923, in: Beurgius et al. (eds): *Architektur, Stadt und Politik*, Werkbund Archiv, Giessen 1979, 120.
22. *Der Siedler*, 1926, no. 3.
23. F. Schacherl; in: *Der Aufbau*, 1926, 21.
24. M. Ermers: Aus Adolf Loos' Siedlerzeit, in: *Die Zeit, Blätter für Erkenntnis* 1, 1934, no. 3, 13.
25. A. Loos: *Trotzdem*, Innsbruck 1931, 189, 184.

Bibliography:

- A. Atherton Smith: *Die ländlichen Siedlungen in Wien und Umgebung, Zur Lösung der Siedlungsfrage*, Eisenach 1925.
- S. Baier: 'Zum Städtebaukongress Wien 1926', in: *Der Siedler* 6, 1926, no. 1, 78.
- S. Baier: Die österreichische Siedlungsbewegung, in: L. Neumann (ed.), *Das Wohnungswesen in Österreich*, Vienna, n.d., 235-254.
- R. Bauböck: *Wohnungspolitik im sozialdemokratischen Wien 1919-1934*, Salzburg 1979.
- J. Frank: Der Volkswohnungspalast, in: *Der Aufbau* 1, 1926, 107-14
- Geschichte der Gemeinnützigen Kleingarten Siedlungsgenossenschaft Altmansdorf-Hetzendorf, typescript, 5 p.
- P. Haiko & M. Reissberger: Die Wohnhausbauten der Gemeinde Wien 1919-1934, in: *Archithese*, 1974, no. 12.
- G. Lihotzky: Einiges über die Einrichtung österreichischer Häuser und besonderer Berücksichtigung der Siedlungsbauten, in: *Schliesches Heim* 1921, 217-222.
- A. Müller: Siedlung und Arbeitsleistung, in: *Der Betriebsrat* 1, 1921, 324-326.
- Das Neue Wien, *Städtewerk* Vol 1., 1926, 273-90.
- O. Neurath: *Gildensozialismus, Klassenkampf, Volkssozialisierung*; mit einem Anhang. Siedlungs-, Wohnungs- und Baugilde Österreichs, Vienna 1922.
- K. Novy: Der Wiener Gemeindeförderungsbau, Sozialisierung von unten. *Arch+* 45, 1979:925.
- W. Posch: Die Gartenstadtbewegung in Wien, Persönlichkeiten, Ziele, Erfolge, Misserfolge, in: *Bauforum* 13, 1980, no. 77/78.
- F. Schacherl: Das österreichische Siedlungshaus I: Sparbauweise, in: *Der Aufbau* 1, 1926, 2425.
- M. Schütte-Lihotzky: Material for the interview to the television film 'Bauen ist nicht das Primäre, Erinnerungen der Architektin Schütte-Lihotzky', in: G. Haag, B. Füsser-Novy and G. Uhlig, 1980.
- F. Schuster: Das österreichische Siedlungshaus II: Der Lageplan, *Der Aufbau* 1, 1926, 3641.
- M. Tafuri: *Vienna Rossa, La politica residenziale nella Vienna socialista 1918-19*, Milano 1980.
- A. Weber: Das Neue Wien, in: *Der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter*.

The Hutments of Berlin

Informal Housing in the Periods of Crisis

Florian Steinberg

In various periods of economic and social crisis Berlin has gone through experiences with informal housing. These hutments ("Baracken", "Behelfsheime", "Notunterkünfte") show diverse similarities with squatters or informal settlements in Southern Europe or the Third World. The history of the squatters of the *Barackia* of 1872, of the informal fringe settlers of the 1930s and various forms of emergency housing after World War Two represent a forgotten and even unknown chapter of Berlin's urban history.

Squatters and Informal Housing in the 1870s: The *Barackia*

19th century Germany was facing a severe urbanization process which corresponded directly to the changes in industrial development which experienced amidst a big boost from 1850 onwards. Especially after the German-French war of 1870/71 huge sums of money flooded into Germany as France had to pay war compensation according to the peace treaty of 1871. This stimulated the city growth further and the German building sector saw a big boom that is known still today as the *Gründerzeit* ("great founders period"). But this boom, which was based on the slippery ground of speculation and over-mortgaging, resulted also in many bankruptcies and financial break-downs. Many new housing projects were completely in the "red figures" – and sought rescue in extreme rent increases.

The master plans of Lenné (1840) and Hobrecht (1862) for the extension of Berlin, implemented in combination with the new building codes of 1853, laid the foundation for Berlin's rise as a city with the most densely built up multi-storey housing areas in Europe. It is recorded to be a huge and monotonous area of gray-

Zusammenfassung:

Die unbekannte Geschichte der wilden und informellen, obdachlosen Siedler Berlins und ihrer Notunterkünfte in den Perioden der sozialen Krisen nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1872), nach dem Ersten Weltkrieg und bis zum Beginn der Nazizeit, sowie nach dem Zweiten Weltkrieg wird beschrieben, und ihre Gemeinsamkeiten (wie Unterschiede) mit den informellen Siedlern Süd-europas sowie der Dritten Welt werden herausgearbeitet. In bestimmten Momenten wurde die Selbsthilfe dieser informellen Siedler toleriert, oder auch aktiv unterstützt (in der Weimarer Republik), doch diese Reformpolitik hatte ihre eigenen Grenzen. Am Ende wollte die staatliche Wohnungspolitik doch immer die Beseitigung dieser Phänomene des "informellen". Die bestehenden Potentiale der Selbsthilfekultur und ihrer Kreativität wurden nicht genutzt bei der Integration der wilden Siedler in den formellen Siedlungssektor.

ish multi-storey housing blocks (of 4–5 storeys). The prevailing housing conditions were no better than those which Friedrich Engels had described in his famous book on the conditions of the working class in England in 1845. Historical documents of the time describe the miserable conditions of overcrowding (for example up to 10 people living together in small, damp and humid or even wet and cold rooms). The frequency of serious sicknesses, of alcoholism and of moral "disruptions" of family life were rampant among the newly emerging industrial working class as well as the army of reserve labour. But this poor quality housing was not even cheap, consuming often more than 25% of the family income. Only further overcrowding or the subletting of (day-time) sleeping accommodation to bachelors could mitigate the rent burden. The irregular incomes of many workers added to the problem of paying the rents for their flats in time. On the other hand, many rent contracts were given for three months only; after that rents were usually increased. Hence, every three months there was a big "moving day" for thousands of families which made bourgeois newspapers to speak about the "nomadic" characters of the Berliners. The paradox of the housing market came to a climax in 1872 when

there was a coincidence of empty but expensive flats, of a shortage of cheap flats and of a large number of homeless people (Fig. 1). In April 1872 these amounted to 10–12,000 persons, and in October 1872 about 300,000 persons were on the road searching for accommodation to protect themselves of the hard winter that was ahead.

This situation is responsible for the appearance of the first bigger crowd of squatters: Some squatted on the pavements or in old railway lorries, but most of them started building simple wooden huts on the outskirts of the city (Fig. 2–6). In the historical sources the description of housing construction and consolidation remind much of Third World shantytowns today. Within a few days on the various spots thousands of people had invaded empty land and used waste materials for the construction of their makeshift constructions. The major concentration were in the South of the historical parts of Berlin, South-East of the so-called Southern Friedrichstadt. To allow drainage of rain water small earth dams were erected around the houses; for heating, old ovens were installed.

Some critics considered the "cultural" scenery of the so-called *Barackia* (bar-

Dr.-Ing. Florian Steinberg is founding member of TRIALOG and currently training advisor of the IUIDP Training programme in Indonesia. Contact address: IHS, Postbox 1935, NL-3000 Rotterdam



Fig. 1: Relocated settler as shown in a painting by Bronikoff, ca 1870. (Source: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz)



Fig. 2: Homeless near the gas factory in Gitschiner Street. (Über Land und Meer, 28. Bd., 14/2 (46), Stuttgart 1872:4)

racks) a nuisance and called it a danger to public morality and health. Other observers, on the contrary, praised it an idyllic spot which certainly was a better environment for these people, which were of rural origin in their majority, than the miserable and overcrowded flats that they had earlier rented from their greedy landlords. It was even noted that – instead of being chaotic – the squatters of the *Barackia* had properly arranged and somehow "planned" their environment and the connecting pathways and streets with care! The people were beautifying their houses and small gardens, small-scale enterprises of petty-trade and craftsmanship opened up and completed the appearance of a well functioning settlement.

However, due to public hostility against squatting, and because of the material interests of land developers and speculators keen to proceed with the expansion of Berlin in line with their already prepared plans the existence of the *Barackia* in 1872 was short. It lasted only from April to October 1872.

In the years 1871 –72 the social tensions in connection with the severe housing shortage paved the path for social unrest and revolts. On 26 July 1872 violent clashes followed the forceful eviction of a tenant in the Blumenthal-Street while the police added fuel to the fire by demolishing the *Barackia* settlement in front of the Frankfurt Gate. What is known today as the "Blumenthal-Street-riots" was a combination of a tenants' fight against the police (which was seen as the executor of the landlords' interests) and protest of homeless squatters. The solidarity expressed by the poorer people living in the same area was disliked by the police who considered it timely for further demolition of other small squatter settlements since they had proved to be a "source" of violence and unrest.

In the following weeks all the squatters and inhabitants of the few hundred *Barackia*-huts received notices from the police to move and break down their huts. Petitions to the Prussian King did not change the administrations attitude, but

delayed the procedure. Not even the showing of national symbols like the national flag on the squatter huts could convince the police that the *Barackia*-inhabitants were loyal, peaceful citizens which should be allowed to stay.

And by autumn the *Barackia*-dwellers had either removed their own makeshift houses themselves, or the police had forcefully demolished this "nuisance". The inhabitants were forced back into the miserable, overcrowded housing conditions where they came from or into the "asylums": filthy collective shelters for the homeless.

Thus, the exotic phenomenon of the few hundreds of *Barackia* hutments was a rather short-lived emergency solution of little quantitative significance (Berlin had already 850.000 citizens in 1872). It illustrates the hardship of the homeless and marginalized citizens who tried to make a living on their self-help initiative. The political motivation for the removal and the outlawing of the *Barackia*-settlements boils down to three major arguments:

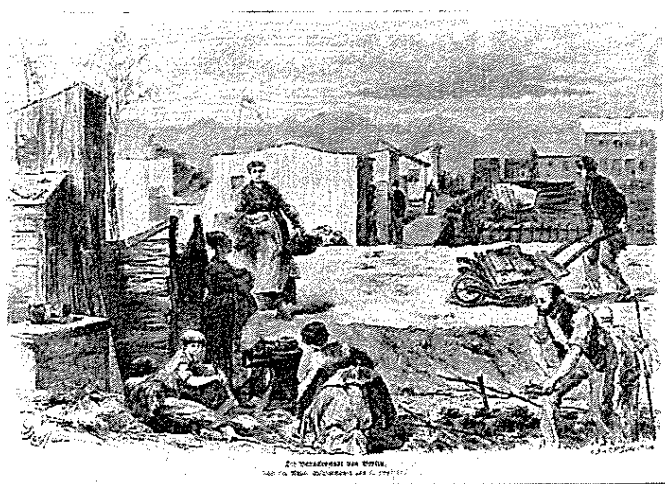


Fig. 3: The hutment settlement in Berlin 1872 (Source: Gartenlaube, Berlin 1872).



Fig. 4: Homeless families near Kottbusser Damm, 1872 (Source: Glatzer, Berliner Leben, 1870–1900, Berlin, 1963:48)

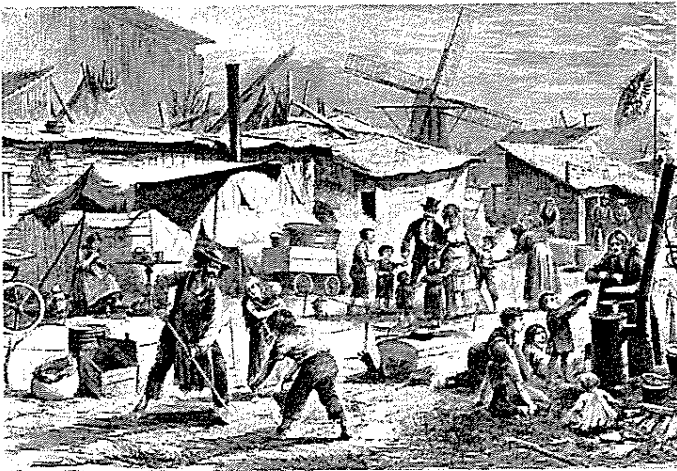


Fig. 5: Homeless families near Cottbusser Damm, 1872
(Source: *Illustrierte Zeitung*, No. 1511, Leipzig, 15.6.1872:436)



Fig. 6: Hutments in Berlin 1872
(Source: *Illustrated News*, London 1873)

- *Barackia* were considered a nuisance in the public eye, i.e. bourgeois opinion;
- they exposed the failure of the government's social policies; and
- they disturbed the profitable expansion of the built-up city promoted by speculators and housing developers.

The "fringe-settlements" of Berlin's periphery: the early 1930s

In the course of the 1929/30 world crisis the government of the Republic of Weimar – which was the democratic government of the pre-Hitler-era – discontinued all experiments of self-administrated, co-operative housing together with the extensive social housing programmes which had characterized the social democratic housing policy of the 1920s. Instead of using the available revenues for social housing it was channelled into various "emergency programmes" which were the corner stones of the anti-crisis politics in the 1930s, mainly in the form of peripheral or sub-urban settlements. Many settlers built the houses by themselves, only aided by a few financial incentives from the state.

Already in the years following World War I there had been many settlers who had been driven into simple makeshift huts built of wood or mud, or into semi-permanent *Gartenlauben* (garden sheds) in the huge suburban allotment garden colonies used for subsistence-farming.

In 1931, this kind of self-help housing provision obtained official recognition through a governmental decree promoting sub-urban fringe settlements for unemployed, who had reached a number of two million by then. It was intended to relocate the low-income or unemployed population in the countryside around the

cities where additional income opportunities existed by means of small scale farming and agriculture, and which would enable an improvement of living conditions in general. The government provided some finance and land. The settlers should preferably be organized in co-operatives. This policy already included the element of standard reduction, i.e. the settlers were expected to live without bathrooms, central heating and without public water connection. All these governmental measures were geared towards easing not only the prevailing housing shortage but were also seen as an alternative to the earlier practice of large scale *informal* settlements.

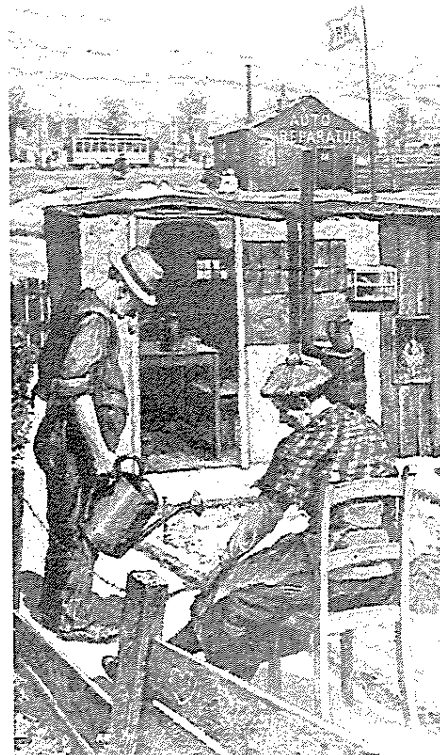


Fig. 7: Berlin Allotment Culture in the 1930s
(Source: Wendel, H. Baluschek, Berlin, p. 69)

The development process of the informal, unauthorized settlements accommodating thousands of people belonging to all social strata followed a typical pattern: The individual settlers bought a plot (average surface ca. 1000 sqm) of formerly agricultural land on the city's periphery, i.e. within a rather big radius of 50 km around the centre of Berlin. The sale was handled either by special developers for land-subdivision, or the original owners themselves, and required complicated negotiations with the authorities. Some developers even provided minor access roads and infrastructure services. The legal provisions permitted the construction of semi-permanent "garden-houses" which could be used from 15 April to 15 October only. The huts should not exceed 50 sqm (inclusive veranda) and the plots had to be bigger than 500 sqm to allow individual pit latrines for sewage disposal. Driveable roads had to be within a 200 meters distance.

These regulations were designed for sub-urban houses temporarily used during the summer, but rarely respected in the informal and illegal construction activities by the settlers who were used to subdivide land without any authorization and to develop their "*wilde Siedlungen*" (informal neighbourhoods) in complete ignorance of eventually existing street plans elaborated by the municipality of Berlin. During winter time many people stayed on in their supposedly semi-permanent houses. Furthermore, where the distance from a driveable road exceeded 200 m, the *building by-laws* that existed for permanent house construction did not apply anyway, i.e. they could built whatever and however they liked. A building permit was formally required for permanent houses within the urban limits only; but the exact location of urban borders was often unknown. Furtheron the settlers could even avoid paying service fees, when they



Fig. 8: Hutment Colony "Neue Zeit", Berlin Wittman / Reinickendorf, ca. 1935 (Source: Landesbildstelle Berlin)

were located far enough from the main roads. This was only fair enough as most of them lived on almost unserviced plots anyway and the municipality was extremely slow in extending the services into the suburbs. The eventual connection of public services posed a real threat to many of the poorer settlers who could just afford to construct their own makeshift *Gartenlauben* (garden-houses) but would not be able to pay the fees of expensive infrastructure services. Instead they preferred to collect money among themselves and to informally build the streets on their own.

Later on some of these fringe settlers organized themselves in co-operatives and associations to negotiate with the authorities – often helped by political parties – for better services like water and gas connections, street lights, street paving etc. with the final objective to have their neighbourhoods included in the city's urban development plan. On other occasions the settlers did not want to create formal organizations and tried to prevent the city officials, sometimes even by

force, from inspecting the illegally constructed neighbourhoods.

In the early 1930s there were approximately 70–80,000 suburban plots occupied by new settlers within the Greater Berlin area (at that time Berlin had some 4.3 million inhabitants). On the one hand the transfer of land was formalized and most settlers became owners or (a smaller number) leaseholders of their plots; on the other hand construction and continuous use of semi-permanent huts remained illegal as it was the case for the construction of really good, permanent houses without a building permit. Though there are no exact figures available it is assumed that more than 50% of the mentioned 70,000 to 80,000 plots violated the building and settlement by-laws, indicating that some 35,000 to 40,000 houses originated in informal self-help initiatives.

The position of the authorities

In the view of the Berlin officials most settlers did not care much for the con-

struction of roads and other amenities, but were expecting the municipality to provide the necessary services. The administration had no effective means to restrict the informal settlement activities without having created massive social unrest. Moreover, such a step would have increased the overall housing shortage instead of reducing it. What was seen as a particular annoying aspect of the informal urbanization was inferior housing encroaching sub-urban areas originally earmarked for higher income housing areas with good services (Figs. 8–12).

The attitude of the city's administration was ambiguous, the position varied among the various departments: The housing department, for example, appreciated the extensive private activity, since it relieved the extreme housing shortage without demanding much public resources, while, on the other hand, the public works department and the town planning department opposed to the unplanned, disorderly urbanization because it required too many alterations to existing



Fig. 9: Soap shop in the settlement "Neue Zeit" (Source: Landesbildstelle Berlin)



Fig. 10: Hutment in Biesdorf (Source: Die Bauzeitung, Vol. XLI, No. 44, 15.11.1931:419)



Fig. 11: Aerial photograph of an unauthorized settlement
(Source: Grobler 1933:272)

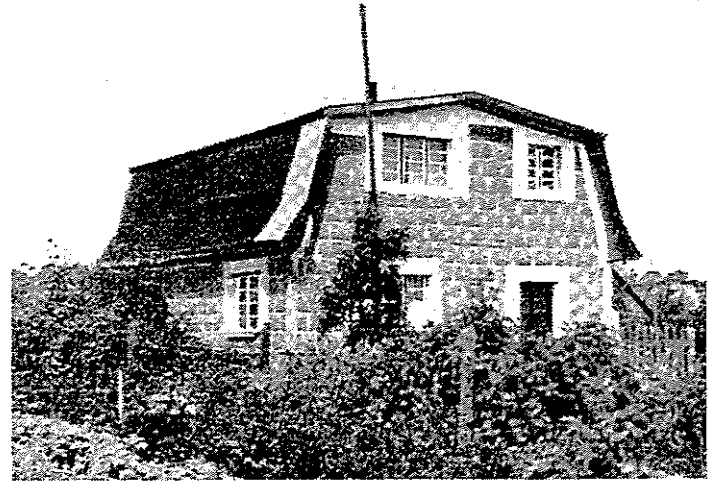


Fig. 12: High-standard allotment house
(Source: Grobler 1933:273)

land use plans and could create claims and demands for public services and supply of infrastructure later on.

The indecisive attitude of the authorities could be interpreted as an encouragement for the spread of informal, unauthorized constructions; a more tough position would have induced more fringe settlers to consider and respect the provisions laid down in the city's master plan.

The general amnesty and thereafter

The rather liberal reform-policies of the Republic of Weimar made many planners and politicians to accept and tolerate the existing informal settlements. An important decision was the general amnesty for all illegal, unauthorized structures. A second step a comprehensive upgrading programme was prepared for the fringe settlements aimed at an "orderly" urban development even in these sub-urban, formerly uncontrolled areas. The planning authorities were to control the land subdivision, the position and lay-out of the streets, were to instal a loan programme and should advise the settlers in all technical and organizational questions. Further on they should propagate self-help activities like road building and the collection of private financial contributions in the form of the so-called "street paving funds" which were supporting the activities of the public works department.

In 1933, and during the following years of the Nazi-regime, informal or unauthorized buildings and settlements did not expand any more due to the tough enforcement of the building laws. But the already existing fringe settlements were allowed to be upgraded step-by-step. The Nazis even formalized the self-help processes by adopting some ideas of the co-operative building brigades, but organized these under umbrella of the state con-

trolled *Arbeitsfront* ("employment-creation-front"). Hence, the phenomenon of informal settlements in Berlin came to an end again. It was only after World War II that thousands of emergency huts sprang up again, right between the ruins of the bombed Berlin.

Significance of the informal settlements in Berlin during the early 1930s

1. The informal settlements were in contradiction with the existing master plan and created a trouble-some situation for the planning authorities with unexpected implications for the expansion of the infrastructure services to yet un-serviced sub-urban land.
2. The massive and informal self-help housing activities by the fringe settlers can be considered a very positive aspect in combating the housing crisis. In terms of urban planning uncontrolled land-subdivision, a colourful variety of unauthorized buildings and even the gradual self-help improvements of the neighbourhood infrastructure as these settlements represent a new phenomenon.
3. The government's tolerance, and later on, the support for upgrading and integration into the master plan of the city was a wise policy. It marks a difference to the situation of 1872, in which the authorities just demolished the few squatter huts.
4. In the 1920s and 1930s the immense housing problems stimulated renown architects to design low-cost housing by using simple construction methods and local materials, and investigating the possibilities of either labour-intensive self-help construction or the involvement of housing co-operatives and building-brigades to reduce costs. Famous architects like M. Wagner, Hilbersheimer, Mebes & Emmerich, Poelzig, Migge,

Mendelsohn, Gropius, Gellhorn, Bartning and others designed "core-housing" prototypes. A pace-making concept of the time was the "growing house" which has been maintained in current housing reform policies in developing countries under the name of "core-housing".

The big fringe-settlements around Berlin became the home for a typical culture, which is documented in films (i.e. *Kuhle Wampe* by Brecht and Dudow) or the literature of that time. In the early days it stood for a rather progressive ideology, but under the Nazi regime – when these settlements become more consolidated and upgraded – the movement adopted more and more conservative points of view. The present generation of residents regard the established and consolidated "utopia" of their parents as something very ordinary and there is no collective memory of the original ideals formulated in the 1930s.

After the Inferno of World War II: The Last(?) Phenomenon of Informal Housing

At the end of World War Two the population of Berlin had shrunk by some 30 %. The inferno of the war had caused an horrendous devastation of the German capital: some 35 % (or 550.000 units) of the pre war housing stock were lost in the allied air raids. While before 1943 the damaged housing units were still partially being replaced, this was not possible any more from 1943 to 1945.

The hardship experienced by the Berlin population is not only expressed in the loss of life, in hunger, large scale unemployment, but also in the severe housing shortage. Many citizens sought shelter by doubling-up in the existing housing stock, wherever this was possible. But for some 110.000 Berliners there existed no alter-

Emergency Homes

Emergency homes ("Behelfsheime") had been developed by the German pioneer of construction technology, Ernst Neufert, in 1943. They consisted of a two-storeyed prefabricated timber structure, originally intended to house the workers of arms factories. After the war they were frequently used as emergency homes for war victims. The emergency homes became out of use shortly after the end of the war once the industry had stopped their production. Their successors were the "Nissen huts" of the British military (Blomeyer et al 1983).

native to camping in *Lauben* (garden huts), self-created *Behelfswohnungen* (emergency homes) such as in the ruins of destroyed buildings, or makeshift accommodation in broken train coaches, buses, even in old airplanes, in former air shelter bunkers, or in prefabricated military barracks ("Nissen huts") provided by the British army. Between 1946 and 1950 the recorded number of emergency homes grew from some 20,496 units to some 27,733 (Statistisches Landesamt Berlin 1951, p.11). The growing number of homeless was due to the arrival of refugees from the occupied East-German provinces, returning war prisoners who had lost the homes (and often families) in the course of the war.

A major part of the improvised emergency housing was again created through self-help labour. The 1950 census (Statisti-

The "Nissen Huts"

Thousands of "Nissen huts" were constructed by the British military administration throughout Berlin and other German cities. Before the "Nissen huts", which were named after their inventor, the army engineer Nissen, had been also used in Egypt, Canada, Norway and many British colonies for accommodating soldiers, hospitals, garages or for conventional residences. The 5x11 m basic unit could house two families. The large-scale "Nissen huts" programme in Germany fascinated many technicians (Schoßberger 1946), but also gave rise to serious criticism: Using a relatively sophisticated technology, requiring corrugated iron sheets, metallic joints, standard windows and doors too many scarce building materials were diverted into temporary accommodation solutions and could not be re-used later. Also the poor climatic characteristics were much criticized by the public, referred to as deep freezers in the winter and ovens in summer. The inhabitants notoriously suffered bad health, but many "Nissen huts" survived up to the late 1950s (Höhns 1984, see fig. 13).

sches Landesamt Berlin, 1951: 114) counted 3,622 *Behelfsheime* (emergency homes) built by the local authorities; 1,597 *Wohnbaracken* (habitable barracks) including the "Nissen huts" provided by the authorities or the military administration, but 21,007 informal shacks and shanties built in self-help efforts by the homeless. The figures show that without self-help "informal intervention" the misery would have been much worse.

It was only during the 1950s, when the West-German economic miracle had already started, that the number of emergency solutions dropped. Nevertheless, during 1957 'Interbau' exhibition the press reported that still some 208,771 families lived in sub-letting arrangements in other peoples homes (*Die Welt* 4.7.1957) and that the number of units in emergency housing (basements, expanded roofs, shacks, coaches, "Nissen huts" etc.) had only been reduced from 59,477 units in 1950 to 32,651 in 1957.

The Aftermath of Provisional and Informal Housing

"Poverty and lack of resources stimulates inventiveness" is an accepted wisdom, and the history of Berlin's hutments, garden houses, emergency homes illustrate this point. In the years after 1945 mud construction, building with second hand materials from ruins, and other techniques relying on local resources were "re-invented" and popularized through building exhibitions and publica-

Ruins and Bunkers

Many ruins - basements or ground floors of collapsed multi-storey buildings, partly destroyed rooms - were provisionally made habitable through self-help improvisation. Their exact number is not recorded in the statistics: for instance only 782 homes in ruins were recorded in 1951 (*Der Kurier* 11.8.1951). Because many of these ruins represented serious security hazards the city's administration did not promote or invest in the "rehabilitation" of ruins. On the other hand it was put forward by some voices that this would have been a chance to provide a maximum of emergency shelter with the little resources available at the peak of the housing crisis (*Wohnlauben oder Etagenwohnungen*, 24.7.1946).

A particularly unhealthy form of emergency shelter was located in the disused *Bunkers* (air raid shelters). Here the homeless lived in window-less, unventilated, box-like rooms which originally were considered fit to be occupied for a few hours only. It was estimated that several thousands lived in the *Bunkers* for years ('*Sie leben in Baracken und Bunkern*', 26.6. 1951, see fig. 24).

Garden Huts

The renaissance of the traditional garden huts as permanent housing started during the last years of the war. From 1945 onwards there was a rapid popularization of the garden huts as permanent accommodation, either in already existing, rented "Schrebergarten Kolonien" (allotment colonies) or on illegally occupied public land located in the urban outskirts or on open land within the city fabric. In 1949, the number of families living in garden huts was reported some 25,000 in Berlin, while in 1956 a peak of some 80,000 inhabitants was reached in West-Berlin. In West- and East-Berlin together a total of some 300,000 *Laubenpiepers* (dwellers of garden huts) was reported (*Der grüne Gürtel hat Wintersorgen*, 19.11. 1949). Some 20-30% of the huts were permanently inhabited (*Die Laube ist keine Dauerwohnung*, 16.6.1952). Municipal legislation had limited the size of garden huts to 30 sqm (plus 10 sqm for a barn and toilet), and the overall height to 3,50 m. Over time, however, many units were improved and extended into well-built units, often even comprising two storeys, with their own services and heating systems. After 1945 the municipal administration provided some assistance in the form of building material and subsidies (50 DM/unit). Another variation of allotment residence were old railway coaches which were sold at nominal prices and could be seen in Berlin suburbs for many years to come.

Too many huts remained in an extremely poor state of repair, often occupied by war handicapped and un(der)-employed. The predominantly low-income settlers of the allotment settlements depended on the cheap, almost cost-free housing as much as on the self-grown food to complement their meager diet. With all juridical and political means they defended themselves against removal without compensation or provision of alternative accommodation (*Müssen die Wohnlauben verschwinden?*, 3.6.1953). They coined their renown "SOS" claim "Build on vacant land of ruins first, not on garden colonies!"

During the cold war political agitators from East Berlin were said to have taken advantage of the dwellers' unsecured situation, and to have advanced a militarization of the conflict. Hence, in some cases the hutment dwellers even built barricades to prevent municipal land surveyors from entering the settlement (*Musterbeispiel einer modernen Wohnsiedlung*, 9.8.1956). Only in 1956 an agreement was reached saying no new garden huts may be erected, and those becoming empty (due to death or moving of inhabitants) will not be used as residences. Owners of such huts would have to prove that they maintained a "formal" permanent residence elsewhere.

In 1956 the city administration realistically hoped that all allotment dwellers could be relocated in new social housing (80,000 Berliner wohnen in Lauben. 25.1.1956)



Fig. 13: Nissen huts in Spandau West – Staaken, April 1954
(Source: Senator für Bau und Wohnen Berlin)

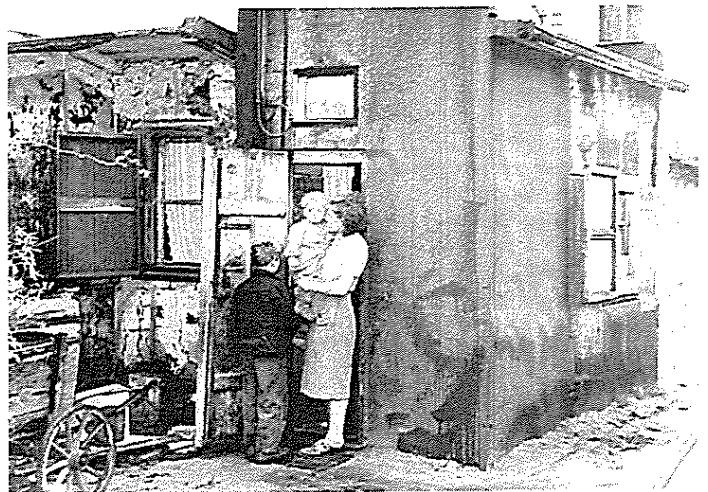


Fig. 14: Post-War Hutment
(Source: Cürlis)

tions propagating the "crisis-resistant home", the "provisional home for the new German family", the "growing house" or the pre-fabricated "summer house" (claimed to be erectable within 4 hours!) (Sommerhaus in vier Stunden, 22.1.-1954; Damm 1946; Blomeyer et al 1984; Nieß 1951; Blomeier 1947; Schmidt 1947). Various low-cost construction technologies intended to provide assistance to the 80.000 garden hutment dwellers; the market even offered a prefabricated home to be assembled by collective self-help for 5,000 DM (Wohnlaube oder Eigenheim?, 30.1.1952).

But the recognition and support for the self-help housing was limited and lacked further political promotion. The social climate and the newly emerging role of the publicly sponsored social housing associations contributed to the disappearance of all the post-war self-built emergency housing in the 1950s. Most sadly, however, the experiences of organized and non-organized (i.e. individual) self-help housing in this post-war crisis period has not been passed on to future generations. The horror of post-war mass housing – which neither stimulated nor provided any room for residents' participation – illustrates that there was a complete break with the history. In this respect the history of informal housing in Berlin can even point at a serious short-coming of modern days' housing, the lack of self-initiative and identification of its residents with their built environment.

Bibliography on the *Barackia* of 1872:

- Augsburger Allgemeine Zeitung, 2.4.1872.
Bernstein, E.; Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, I. Bd., Berlin 1907.
Braun, A.; Berliner Wohnungsverhältnisse, Denkschrift der Berliner Arbeiter- und Sanitätskommission, Berlin 1893.
Cossmann, T.; Berliner Wohnungsnot, in: Daheim, VIII. Jg., Leipzig 1872, S. 57/58.
Damaschke, A.; Die Bodenreform, Jena 1915.

- Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Stadt und Bezirk Kreuzberg, Karten und Pläne, Berlin 1980.
Engels, F.; Zur Wohnungsfrage, 2. Abschnitt, in: MEW 18, Berlin (DDR) 1969.
Glagau, O.; Der Börsen- und Gründungsschwindel, T. 1, Leipzig 1876, 98 ff.
Illustrierte Zeitung, Leipzig, No. 1511, 15.6.1892, S. 435/436; No. 1529, 19.10.1872, S. 282; No. 1531, 2.11.1872, S. 322.
Lange, A.; Berlin zur Zeit Babels und Bismarcks, Berlin (DDR), 19.
Mülberger, A.; Die Wohnungsfrage, in: Der Volksstaat, Leipzig, 1872 (103, 104), 1878 (2, 3) Neue Preussische Zeitung, Berlin 28.7.1872, 30.7.1872.
Neuer Social-Demokrat, Berlin, 5.8.1872, 5.4. 1872, 7.4.1872, 13.7.1872, 28.7.1872, 31.7.1872, 2.8.1872, 30.8.1872, 1.9.1872, 2.9.1872.
Schmid, P.; Die ersten 50 Jahre der Königlichen Schutzmannschaft, Berlin 1898.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Dr. Miquel, Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten, Leipzig 1887, S. 5-17.
Spenerische Zeitung, Berlin, 31.7.1872, 18.8.1872, 24.8.1872, 3.10.1872.
Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, 1872, Berlin, November 1872.
Über Land und Meer, 28. Bd. (14. Jg., 2. Bd.), Nr. 46, Stuttgart 1872:4.
Der Volksstaat, Leipzig, 25.7.1872, 3.8.1872, 16.11. 1872, 29.11.1872, 25.7.1873.
Zeitschrift des preuss. Bureaus für Statistik 1872, Berlin.
Nitsche, R. (Hg.), Häuserkämpfe 1872/1920/1945-1981, Berlin 1981.
Schneider, D.; Selbsthilfe, Staatshilfe, Selbstverwaltung, Ein Streifzug durch Theorie und Praxis der Wohnungspolitik (Nassauische Heimstätte), Frankfurt 1973.

Bibliography on the "fringe settlements" of 1930-1933:

- Deutscher Siedlungs- und Verkehrsbund. Der Kampf der Siedler um das Eigenheim, 1929.
Erbs, Fischer und Reichstein. Der Selbsthilfesiedler, Bau, Garten, Kleintierzucht, Berlin 1932.
Hohmann/Fauth. Siedlungsbau und Selbsthilfe, Eberswalde 1932.
Langen. Die halbländliche und städtische Kleinsiedlung, München 1925.
v. Mangoldt, K., Die private Stadtrandsiedlung, Berlin 1933.
Wagner, M. Das wachsende Haus, Ein Beitrag zur Lösung der städtischen Wohnungsfrage, Berlin/Leipzig 1932.
Fuchs. Städte und vorstädtliche Kleinsiedlung, in: Die Wohnung, 6. Jahrg. 1931/32 (12).
Grobler, Die Parzellierung, in: Die Wohnung, 6. Jahrg. 1931/32 (11).
Grobler, Wohnlauben, in: Bauwelt, 1930 (22).

- Grobler, Großstädtliche Kleinsiedlung, Ihre Entwicklung und Bedeutung vom Standpunkt der Großstädtlichen Behörden, in: Deutsche Bauzeitung, 64, Jahrg. 1930 (81/82, 87/88).
Grobler, Wohnlaubenbewegung und wilde Siedlung, in: Die Wohnung, 7. Jahrg. 1932/33 (12).
Knipping, Wilde Siedlung, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 1930 (45).
v. Mangoldt, Die städtische Kleinsiedlung, in: Die Wohnung, 5. Jahrg. 1930/31 (6, 8-10).
Murchie, Doppelhaus als "wachsendes" Kleinsiedlungshaus, in: Bauwelt Heft 44, Berlin 1931.
Schwan, B., Die wilde Stadtrand-Siedlung, in: Die Wohnung, 7. Jg. (5), Aug. 1932.
Arbeitslose helfen sich inzwischen selbst! in: Die Bauzeitung, Jg. XLI (44), Stuttgart Nov. 1931.
Das Wachsende Haus, in: Die Wohnung, 7. Jg. (5), Berlin 1932.
Massive Häuser für die Stadtrandsiedlung, in: Bauwelt, Heft 4, Berlin 1931.
Stadtrandsiedlungen in der kommenden Notverordnung in: Bauwelt, Heft 41, Berlin 1931.
Stimmen zu den Richtlinien der Stadtrandsiedlungen in: Bauwelt, Heft 47, Berlin 1931.
"Wilde" Siedlungen, in: Bauwelt Heft 44, Berlin 1931.

Bibliography on Emergency Housing after the Second World War:

- Blomeier, H., Doppelwohnhaus aus Barackenteilen, in: Bauen und Wohnen, Vol.2, No.1, Ravensburg 1947: 16-24.
Blomeyer, G.R., Tietze, B., Kooperatives Bauen, Berlin 1984.
Damm, L., Die Niedersachsenschau in Hannover, in: Neue Bauwelt, Vol. 1, No. 14, Berlin 1946: 3-5.
Der Grüne Gürtel hat Winterorgen, in: Tägliche Rundschau, 19.11.1949.
Die Laube ist keine Dauerwohnung, in: Der Abend, 16.2.1952.
Höhns, U., Wer einmal unter'm Blechdach saß, in: archithese, 5-84, Niederteufen 1984: 29-32.
Müssen die Wohnlauben verschwinden?, in: Der Tagespiegel, 3.6.1953
Musterbeispiel einer modernen Wohnsiedlung, in: Der Tagespiegel, 9.8.1956.
Nieß, P.F., Das krisenfesteste Haus, in: Neue Bauwelt, Vol. 5, No. 12, Berlin 1951: 186-187.
Schmidt, W., Kleinhäuser, in: Bauen und Wohnen, Vol.2, No. 1, Ravensburg 1947: 4-15.
Schoszberger, H., Was sind eigentlich Nissen Hütten?, in: Neue Bauwelt, 25, Berlin 1946: 6-8.
Sie leben in Baracken und Bunkern in Berlin, in: Die Neue Zeitung, 26.2.1951.
Sommerhaus in vier Stunden, in: Berliner Morgenpost, 22.1.1954.
Statistisches Landesamt Berlin (ed.), Berlin in Zahlen 1951, Berlin 1951.
Wohnlaube oder Etagenwohnungen?, in: Der Tagespiegel, 24.7.1946.
80.000 Berliner wohnen in Lauben, in: Der Tagespiegel, 25.1.1956.

Gesellschaftliche Regulation und lokale Politik

Untersuchungen zur peripheren Verstädterung am Beispiel Athens

Sotiris Chtouris, Elisabeth Heidenreich und Detlev Ipsen

Die an der südöstlichen Peripherie Europas gelegene Großstadt Athen (4 Millionen Einwohner) gehört weder zu den Metropolen der industriellen Welt noch zu den Großagglomerationen der 3. Welt. Sie weist von beiden jedoch charakteristische Merkmale auf. Das zeigt sich erst einmal an ihrer mittleren Wachstumsrate. Während die europäischen Metropolen stabil bleiben oder höchstens um ein Prozent jährlich wachsen und die Städte der 3. Welt jährliche Wachstumsraten von vier bis sechs Prozent aufweisen, liegt das Wachstum Athens bei drei Prozent. Eine derartige Wachstumsrate finden wir auch in Rom und Madrid, eine leicht höhere in Algier, Kairo und Casablanca. Darüber hinaus teilt Athen mit den westlichen Städten zwar den relativ hohen Lebens-, Wohn- und Konsumstandard, verfügt aber nicht über die entsprechende industrielle Produktionsbasis und die entsprechende technische und soziale Infrastruktur. Mit den Agglomerationen der 3. Welt hingegen teilt sie die lebensweltliche Regulation des städtischen Wachstums und seine Dynamik. Aber diese münden hier nicht in Slums und Armutsviertel, sondern erlauben eine Integration der lebensweltlich regulierten Siedlungen in den urbanen Raum.

Dieser spezifische Entstehungs- und Integrationsprozeß der Stadt erfolgt in Schritten der gegenseitigen Konfrontation, Subsumtion und Zusammenarbeit von lebensweltlicher und kommunaler/staatlicher Planung und Politik. Die auf diesem

Dieser Artikel beruht auf Forschungen, die wir zwischen 1988 und 1991 in Athen durchgeführt haben. Sie wurden von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert. Als Buchveröffentlichung erscheinen unsere Forschungsergebnisse Frühjahr 1993 im Campus-Verlag Frankfurt unter dem Titel "Von der Wildnis zum urbanen Raum Zur Logik der peripheren Verstädterung am Beispiel Athen".

Korrespondenzanschrift: Prof. Dr. Detlev Ipsen, Fachbereich 13, GHK, Postfach 101380, D-W-3500 Kassel.

English Summary

The article develops in its first part a theory to explain urbanization in the periphery, which is in its second part tested in the context of informal urbanization in Athens.

In search for a valid model to explain peripheral urbanization existing theories of urbanization in central economies are reviewed. A general value is attributed to the regulation theory. However, when articulated in the fordist model of development it is hardly relevant in the Greek context. As an alternative approach, various schools of urban sociology are considered, including the Chicago school as represented by Burgess – being based on a concept of population mobility and a dynamic land market – or the French school as represented by Manuel Castells. Indicators for the limitations of the discussed models in a country like Greece are the extremely fragmented patterns of land tenure in respect to the first (economically oriented) concept; and the weak position of the state in the second concept (which concentrates on social movements). More appropriate in the "periphery" context would be an alternative model referred to as "social regulation". This strongly incorporates local traditional and social values in contrast to the previously presented theories which claim to be globally applicable to central metropolization.

A concrete process of social regulation is documented in the paper's second part, as it can be studied in Petroupolis and other suburbs of Athens. In Greece with its traditional peasant society land ownership defines social status (the "social" aspect), which explains why it is not normally acquired for speculation purposes. However, defining the use value of a piece of land is a matter of political negotiation and of social alliances or conflicts at the local level (the "regulation" aspect).

Hintergrund entstehende Agglomeration ist eine sich selbst reproduzierende Wachstumsmaschine (Vicari/Molotch, 1990), die auch die lokale Ökonomie in ihrem Sinne beherrscht. Bis zum heutigen Tag hat hier Entwicklung immer Stadtentwicklung bedeutet und lokale Politik immer Stadtentwicklungspolitik – freilich als, wie eben angedeutet, Subsumtionsverhältnis zwischen lebensweltlicher und kommunaler/staatlicher Regulation. Der erste Teil dieses Artikels soll diesen Typus der peripheren Verstädterung darstellen und in Bezug zur Stadttheorie setzen. Der zweite Teil versucht, die kulturellen und sozialen Voraussetzungen der lebensweltlichen Regulation der Stadt zu klären und der dritte Teil soll die Vermittlung dieser Prozesse mit der Politik von Staat und Kommunen verdeutlichen.

Zum Typus peripherer Verstädterung

Lokale Politik ist Teil einer jeweils spezifischen sozialen und ökonomischen Realität urbaner Entwicklung. Ihr Anteil an und ihre Funktion in dieser Entwicklung verändert sich in unterschiedlichen historischen Epochen und variiert von Land zu Land. Wir wollen räumliche Typen der Verstädterung unterscheiden, die sich an der Position eines Raumtypus im kapitalistischen Weltmarkt orientieren. Um mögliche Unterschiede theoretisch faßbar und einer empirischen Analyse zugänglich zu machen, wollen wir eine idealtypische Konstruktionen der Logik gesellschaftlicher Regulation entwickeln.

Das Begriffspaar *zentral* bzw. *peripher* benutzen wir dabei als eine Raummeta-

pher, die sich auf die ökonomischen Gegebenheiten bezieht. Im Rahmen einer zunehmenden Globalisierung kapitalistischer und marktförmiger Ökonomie, kurz der Entwicklung eines Weltmarktes, der neben regionalen, nationalen und transnationalen Zusammenschlüssen wie der Europäischen Gemeinschaft existiert, entwickeln sich Städte oder regionale Räume, die in einem hohen Maß in sich Kapital, technische Innovationen und politische Steuerungskapazität vereinigen und andere, die dies im geringeren Maße tun, lediglich eine nationale oder regionale Bedeutung haben (Feagin, Smith, 1990). Wir behaupten also, daß sich der Typus städtischer Entwicklung zwischen den zentralen Räumen und den peripheren in wesentlichen Punkten unterscheidet und man auch keineswegs davon ausgehen kann, daß sich das Muster peripherer Verstädterung über kurz oder lang automatisch dem der zentralen Verstädterung annähern wird. Das Ziel unserer Überlegungen ist es, einen Idealtypus peripherer Verstädterung zu entwickeln, den wir dann für die empirische Analyse der Entwicklung in Athen anwenden können.

Inhaltlich orientieren wir uns an regulativ-theoretischen und stadtsoziologischen Aussagen, methodisch arbeiten wir zunächst nach dem Prinzip der Ausgrenzung. Da sich sowohl die Regulationstheorie als auch die stadtsoziologischen Arbeiten vornehmlich auf den Typus der zentralen westlichen Verstädterung beziehen, bietet sich ein derartiges Vorgehen an. Der zentrale theoretische Begriff, um die unterschiedlichen Typen der Verstädterung zu konstruieren, ist der der Regulation der inneren städtischen Entwicklung und des äußeren Wachstums. Indem wir den Begriff der Regulation benutzen, beziehen wir uns auf den Ansatz der Regulationsschule. Dies bedarf in zweierlei Hinsicht der Begründung. Zum einen ist der Regulationsansatz bislang vornehmlich auf nationale oder regionale Volkswirtschaften angewendet worden, bestenfalls auf bestimmte regionale Typen ökonomischer Entwicklung. Nur in wenigen Studien zum peripheren Fordismus tauchen Bezüge zum Raum auf (Lipietz, 1987).¹ Zum anderen gilt, wie für die stadtsoziologische Theorie insgesamt, so auch für die Regulationstheorie, daß so gut wie alle Ansätze in und für entwickelte westliche industrielle Gesellschaften erdacht worden sind.

Um die Idealtypen zentraler und peripherer Verstädterung zu entwickeln, werden wir uns nur selektiv sowohl auf den Ansatz der Regulation als auch auf stadtsoziologische Theorien beziehen, und zwar sofern es gelingt, eine begründete Übertragung auf den Typus der periphe-

ren Verstädterung vorzunehmen. Trotz dieser Einschränkungen scheint uns die Sichtweise der Regulationstheoretiker aus drei Gründen fruchtbar zu sein.

Zum einen wird hier der unmittelbare Bezug zwischen gesellschaftlicher Makrotheorie und regionalen, urbanen und architektonischen Entwicklungen hergestellt (Harvey, 1989).² Dieser Bezug ist auch keineswegs zufällig, wollen die Regulationstheoretiker doch den Zusammenhang zwischen historisch oder regional vorherrschenden Produktionslogiken, den ökonomischen Akkumulationsformen, den institutionellen Mustern und den gesellschaftlichen Wert- und Handlungsoptionen herstellen. Da wir der Ansicht sind, daß sich die periphere Verstädterung von der zentralen gerade durch die unterschiedliche Stellung im Modernisierungsprozeß unterscheidet, ist die theoretisch explizite Vernetzung der gesamtgesellschaftlichen mit der urbanen Ebene wichtig.

Zum zweiten erleichtert es der Regulationsansatz, die Sichtweise der planenden Verwaltung zu verlassen und alle möglichen Regulatoren und Regulationsmodi in Betracht zu ziehen. Die Stadt, und gerade die periphere Stadt, entsteht nicht planlos, wenn es keinen kommunalen oder staatlichen Plan gibt. Ihre Quartiere sind weder "spontan" noch "wild", sondern gesellschaftlich organisiert und aus dieser Sicht selbstregulativ.

Drittens läßt sich das für die periphere Verstädterung wichtige Verhältnis von Tradition, Moderne und Nachmoderne im Rahmen der Regulationstheorie systematisch thematisieren, da die zeitlich-räumliche Periodisierung der Focus der Regulationstheorie ist. Als ausformulierte Theorie bezieht sich der Ansatz der Regulation in der Regel auf das fordistische Akkumulationsregime. Von seiner Kennzeichnung ausgehend werden entweder Vermutungen über die Eigenschaften einer kommenden flexiblen Hegemonialstruktur formuliert oder Abweichungen vom Fordismus außerhalb der industriellen Kernländer behauptet. Eine dieser Versuche ist das Konstrukt des peripheren Fordismus, das Lipietz für Länder der Dritten Welt und des Mittelmeerraumes in Europa entworfen hat (Lipietz, 1987).

Formuliert man jedoch den Fordismus idealtypisch und notiert die Abweichungen in und für ein Land wie Griechenland, so bleibt dort wenig Fordistisches übrig. Die Organisationsform der Arbeit ist nicht oder fast nicht tayloristisch, ja noch nicht einmal das Prinzip der lohnabhängigen Arbeit ist allgemein und dominant. Spezifischere Formen der Organisation der Arbeit, wie etwa die dem Fordismus eigene starre Zeitstruktur und die dafür notwendige Durchsetzung einer rigiden Pünktlichkeit, wären für ein Land wie

Griechenland eine kulturelle Revolution. Technisch hat sich nie oder nur in sehr beschränktem Umfang die große Maschinerie durchgesetzt. Die für den Fordismus typische Verknüpfung der Produktivitäts- und Einkommensentwicklung wäre in Griechenland schwerlich nachweisbar.

Die entscheidende Rolle der großen Unternehmen und der starken Gewerkschaften bei der Regulierung nicht nur der Lohn- und Arbeitsbedingungen, sondern auch der gesamten Daseinsform des Alltags, dem Muster der Reproduktion und Haushaltsführung, von Konsum und Freizeit findet man in Ländern wie Griechenland nicht. Stattdessen dominieren die kleinen Unternehmen, getragen und geformt von Familien und Verwandtschaftsbeziehungen. Auch der Staat ist in den seltensten Fällen in der Lage und Willens, in Ökonomie und Gesellschaft zu intervenieren, meist reichen seine Handlungsmöglichkeiten noch nicht einmal dafür aus, eine hinreichende technische Infrastruktur bereitzustellen. Nimmt man diese Liste, die sich leicht vervollständigen und präzisieren ließe, so wird deutlich, daß sich mit Begriffen wie "peripherer Fordismus", "nachholende Modernisierung" oder "unvollständige Modernisierung" die Funktionsweise dieser Länder schwerlich begreifen läßt.

Die Regulationsweisen haben in peripheren Ländern offensichtlich einen ganz anderen Focus als dies in den Kernländern des Weltmarktes der Fall war und ist. Während in den westlichen Industrieländern *Ökonomie* und *Staat* im Zentrum regulierender Aktivitäten stehen, ist es in der Peripherie die Lebenswelt. Grundlage der dort vorherrschenden Ökonomie ist ihre Kleinteiligkeit und die zentrale Rolle der Familie. Kennzeichnend ist die Aufrechterhaltung traditioneller Werte und die gleichzeitige Einführung moderner Konsum- und Lebensstile. Für die Regulation städtischer Entwicklung in den westlichen Industriestaaten sind drei institutionelle Komplexe besonders wichtig: der Markt und die Durchsetzung ökonomischer Interessengruppen; der Staat, der als Nationalstaat und lokaler Staat in die verschiedensten Bereiche der Stadtentwicklung eingreift, indem er Ge- und Verbote erläßt oder Anreize für privates Handeln schafft und der bestimmte städtische Einrichtungen und Dienstleistungen weitgehend eigenständig betreibt; In den letzten zwei Jahrzehnten wurden zunehmend die *städtischen sozialen Bewegungen* als ein dritter nicht in gleicher Weise institutionalisierter Komplex der Regulation thematisiert.

Unter diesen drei Gesichtspunkten wollen wir exemplarisch einige stadtsoziologische Ansätze ansprechen, um den Typus

periphere Verstädterung gleichsam als Kontrastbild entwickeln zu können. Die Stadtökologie ist der erste im engeren Sinne stadtsoziologische Ansatz, wenn man einmal von Simmels Versuchen absieht, und stellt zugleich den Markt und seine Ausdrucksform die Konkurrenz in den Mittelpunkt der Theoretisierung städtischer Entwicklung.

Die Forscher der Chicago Schule verstanden die Stadt im bewußtem Bezug auf Simmel als Mentalität. Sie bestehe aus mehr als aus Straßen und Gebäuden, sie sei mehr als die Konstellation von Institutionen und Verwaltungen. "The city is rather a state of mind, a body of customs and traditions, and of the organized sentiments that inhere in these customs and are transmitted with this tradition", beginnt Park seinen Aufsatz in dem programmatischen Buch *The City* (Park u. Burgess, 1974:1). Konfrontiert mit den Problemen eines immensen Stadtwachstums, sozialer Anomie und Unruhen, suchen sie nach den Gesetzmäßigkeiten, die den Wachstumsprozeß steuern und den Sinn einzelner Prozesse, Phasen der Nutzung und Ordnung einzelner städtischer Gebiete verdeutlichen. Insofern ist eine äußerliche Parallele zu den Wachstumsprozessen der peripheren Städte gegeben.

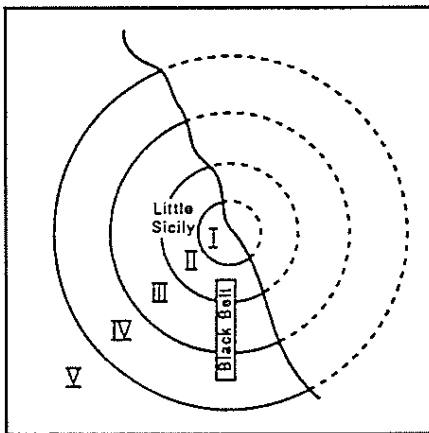


Abb./Fig. 1: Das Zonenmodell von Burgess

Eines der bekanntesten Ergebnisse ihrer Arbeit ist das Zonenmodell von Burgess, daß eine wiederkehrende Ordnung der Stadt postuliert. In der Mitte findet sich das Geschäftszentrum. Von diesem dynamischen Kern, in dem sich die jeweils Stärksten im Konkurrenzkampf durchsetzen, bestimmt sich die weitere Entwicklung der Stadt. Um das Zentrum herum, ist eine Zone des Übergangs angelagert, die insbesondere von neu zugewanderten Migranten bewohnt wird. Es folgen Zonen, die vornehmlich von Arbeitern bewohnt werden und Bereiche industrieller Nutzung. Nach außen gedrängt oder den äußeren Rand suchend wohnt die Mittel-

schicht. Diesem Modell liegt die These zu Grunde, das Wesen städtischer Entwicklung sei die Mobilität von Nutzungen und Menschen. Dabei wird Mobilität als strukturelle Veränderung (*movements*) verstanden. Die Mobilität äußert sich als Invasion von Nutzungen und Nutzergruppen, die in vordem anders und von Anderen genutzte Räume eindringen. In einem Prozeß kreativer Zerstörung liegen alte und neue Nutzungen und Nutzer in einem verschärften Wettbewerb miteinander bis sich eine neue dominante Nutzung herausbilden kann. Dann kommt es zu einer Institutionalisierung der Beziehungen und zu einer Beruhigung des Wettbewerbs, bis neue "Invasoren" erscheinen. Die jeweiligen Invasionen werden durch Innovationen verschiedener Art ausgelöst, seien dies neue Formen der Industrie, der ökonomischen Organisation, eine Veränderung der Einkommensverteilung oder eine Innovation im Transportwesen. Ein ständiger Konkurrenzkampf um jeweils optimale Standorte führt so zu einer im Prinzip endlosen strukturellen, raumwirksamen Mobilität von Nutzungen, Unternehmungen und Haushalten.

Der Motor dieser Entwicklung ist der Grundstücksmarkt. Im Zentrum einer "natural area", also einem Gebiet dominanter Nutzung, sind die Bodenpreise am höchsten, an den Rändern am niedrigsten. Wenn der Bodenmarkt der Mechanismus zur Durchsetzung dieser Logik (oder dieses Modells) der Stadtentwicklung ist, so können wir uns der Frage der Übertragbarkeit bzw. der Unterschiedlichkeit nähern, indem wir Aussagen über die Funktionsweise des Bodenmarktes in zentrale und in peripheren Städten machen.

Selbstverständlich gibt es auch in peripheren Städten einen Bodenmarkt, aber seine Logik weicht bemerkenswert von der in den zentralen Städten ab. Boden steigt im Wert, doch nach einem ersten Transfer, der Bauernland oder "Wildnis" in städtischen Boden verwandelt, bleiben die weiteren Wertsteigerungen weitgehend in der Hand der ursprünglichen Nutzer. Der Prozeß der städtischen Landnutzung führt so weder zu einer Zentralisierung des Bodenbesitzes, noch zu einer Stratifizierung, die wertvollen Boden für nachfragestarke Nutzer vorbehält, die schwächeren Nachfrager dagegen an den Rand oder in bestimmte Zonen des Übergangs verdrängt. Dieser grundlegende Unterschied läßt sich unseres Erachtens aus der faktischen wie symbolischen Bedeutung des Bodens erklären. Eine kulturell bestimmte Bindung an den Boden überformt die gesamte städtische Landnutzung. Bodenbesitz bedeutet materiell Überlebenssicher-

heit der Familie. Der Bodenbesitz ist Ausgangspunkt weiterer beruflicher Strategien, das Überleben zu sichern, bzw. einen angestrebten Lebensstandard zu erreichen. Bodenbesitz ist ohne Zweifel auch ein universelles Statuskriterium. Boden zu besitzen integriert in die (griechische) Gesellschaft. Boden oder zumindest eine Eigentumswohnung in Athen sein Eigen zu nennen, symbolisiert darüber hinaus die Teilhabe an der modernen Welt. Zugleich ist der Bodenbesitz aber auch ein Symbol der Familie als Kern der Regulierung der Lebenswelt. Aus diesen Gründen ist der Bodenbesitz im Prinzip immobil. Er kann zwar Wertzuwachs erbringen und wird auch häufig unter diesem Kalkül erworben. Doch geht es dabei nicht darum, durch den Verkauf, ein Geldeinkommen zu erzielen, sondern die Vergrößerung und Modernisierung der eigenen Wohnverhältnisse zu realisieren.

Ein zweites Moment tritt hinzu. Die Kleinteiligkeit der Wirtschaft ist auch gar nicht in der Lage, einen entsprechenden Nachfragedruck zu realisieren. Zwar findet man in der Innenstadt neben repräsentativen öffentlichen Gebäuden auch die Niederlassungen einiger großer, zumeist internationaler Firmen, doch sind dies nicht nur relativ wenige, sondern sie haben darüber hinaus eine Reihe weiterer Stadtteile als attraktive Standorte für ihre Niederlassungen zur Auswahl, da sich in bestimmten Teilen internationale Wohn- und Geschäfts-Enklaven entwickeln.

Wegen einer geringen Zentralisierung der Ökonomie geht die städtische Entwicklungsdynamik auch nicht vom Zentrum aus. Die Bewegung kommt vom Rand, sie äußert sich in der Transformation von "Wildnis" in urbanen Raum. Die Akkumulation des Bodenwertes bleibt in der familiären Ökonomie gebunden. Wir können auf die komplizierten Mechanismen, durch die zugleich die Bindung an den Familienhaushalt wie die Öffnung zur Bauindustrie und dem Wohnungsmarkt gewährleistet wird, in diesem Aufsatz nicht eingehen. An dieser Stelle reicht es, die These aufzustellen, daß in der peripheren Verstädterung der Grundrenten-Mechanismus "gebunden" und "umgeleitet" wird. Dies bedeutet keineswegs, daß es keine soziale Segregation gibt, doch entwickelt sie sich insulär um überkommene Milieukerne herum. Sicherlich sind diese Milieuiseln durch höhere Preisniveaus abgeschottet, doch ist die Preisbildung eher sozial als ökonomisch bedingt und wirksam. Und sicherlich kommt es bei der Herausbildung solcher Inseln, am deutlichsten bei den internationalen Inseln in der Stadt, zu Verdrängung, doch ist sie weder so durchgehend verbreitet, wie man dies für den Typus der zentralen westlichen Verstädterung sagen kann,

noch ist sie gar konstitutiv für die Logik der peripheren Stadtentwicklung.

Die Rolle des Staates für die städtische Entwicklung ist empirisch an einer Vielzahl von Gegenständen entwickelt worden. Ich erinnere nur an die zahlreichen Arbeiten, die sich auf die Eingriffe des Staates im Wohnungsmarkt beziehen. Theoretisch übergreifend hat E. Castells (1977) die Stadt als Ort des kollektiven Konsums definiert. Mit dem Konzept der kollektiven Konsumtion und staatlicher Infrastrukturpolitik ist untrennbar verbunden, was viele eine fordristische Regulation nennen. Die weitgehende Durchsetzung lohnabhängiger Arbeit generell, vor allem aber die doppelte Entfaltung der Wirtschafts-Subjekte als "Leistungsgeber" und Konsument ermöglicht und erfordert zumindest für eine bestimmte zeitliche Periode des Aufbaus dieser Beziehung den Staat als Garant des Interessenausgleichs und aktiven Förderer im Aufbau der Massenproduktion und des Massenkonsums. In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, daß die theoretische Begründung für die Gleichsetzung des kollektiven Konsums mit dem "Städtischen" für die periphere Verstädterung obsolet ist. Castells argumentiert, daß die Produktion nicht räumlich eng, sondern regional, national und global, also eben nicht städtisch organisiert ist, während die Herstellung der Bedingungen des kollektiven Konsums in den politisch administrativen Grenzen des städtischen Raums erfolge. Die kleinteilige, familiengebundene Ökonomie, wie wir sie als vorherrschendes Element in der peripheren Verstädterung finden, integriert dagegen gerade Produktion und Konsum im Rahmen eines lokalen Zusammenhangs.

Was aber ist dann die Rolle des Staates, der lokalen Politik im Rahmen der Regulation der Stadt? Unseres Erachtens sind die staatlichen Eingriffe in einem vornehmlich legitimatorischen Zusammenhang zu sehen. Die Möglichkeit, längst städtisch bebaute Gebiete zu legalisieren, die einzelnen Haushalte in Verhandlungen über kleine Veränderungen und Anpassungen zu ziehen, Gebiete mit einer minimalen Infrastruktur zu versorgen oder dies hinaus zu zögern, ist ein Fundus alltäglicher Legitimation politischer Macht. Wir werden zu untersuchen haben, welche Form dieser Prozeß gegenseitiger Machtansprüche im Verhältnis staatlicher und gesellschaftlicher Regulation annimmt und ob sich die staatlichen Eingriffe mit seinem Legitimationsinteresse hinreichend erklären lassen.

Gesellschaftliche Interessen drücken sich in den westlichen Gesellschaften über intermediäre Gruppen vermittelt aus. Gewerkschaften, Parteien und Inter-

senverbände aller Art artikulieren Interessen ihrer Mitglieder und selektieren sie zugleich nach Kriterien der Durchsetzbarkeit und Abstimmung mit anderen Interessenartikulationen. Die Interessengruppen sind gleichsam ein Filter zwischen Staat, Wirtschaft und Gesellschaft (Selle, 1991). Zwei Tendenzen schälen sich dabei heraus: Zum ersten tendieren die intermediären Gruppen auf Grund der Konkurrenz zu jeweils anderen Gruppen strukturell zur Professionalisierung und geraten damit in Gefahr, den Kontakt zu ihren Mitgliedern oder Anhängern zu verlieren. Diese zweite Tendenz macht sich besonders bemerkbar, wenn lebensweltliche Interessen vertreten werden, da hier die Interessenartikulation der Mitglieder oder Sympathisanten nicht professionell erfolgt und erfolgen kann. Während es also bei der Vertretung wirtschaftlicher Interessen um die Kommunikation zwischen professionellen Einheiten geht, treffen im lebensweltlichen Bereich dilettantische Unmittelbarkeit und Professionalität aufeinander. Daraus folgt zweitens: Wirtschaftliche Interessen, auch die der Arbeitnehmer, werden professioneller und damit in der Regel wirksamer vertreten als nicht-wirtschaftliche Interessen.

Nimmt man nun den Ansatzpunkt Castells hinzu, daß sich in den Städten ein jeweils variierendes Ausmaß kollektiver Konsumtion organisiert, um lebensweltliche Interessen zu befriedigen, ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in den Städten ein Defizit an kollektiven Gütern, da die Chance der Interessendurchsetzung hier im Rahmen der institutionellen Struktur defizitär ist. Genau dies ist der Ansatzpunkt städtischer sozialer Bewegungen, ob sie sich nun mit der Wohnraumversorgung, der Qualität und Ausstattung sozialer Einrichtungen oder mit den gesundheitlich relevanten Umweltbedingungen auseinandersetzen.

Dies zeigt, wie stark soziale Bewegungen als gesellschaftliche Regulation räumlicher Entwicklung nur im Rahmen der Regulationslogik der westlichen Verstädterung verstanden werden kann. Ein theoretisch wichtiges Gegenbeispiel könnten die ausgeprägten städtischen Bewegungen in den 70er Jahren in Spanien, besonders in Madrid sein. Bezogen auf Madrid schildert Castells (1983), den Kontext dieser städtischen Bewegungen. Um ein Gegengewicht herzustellen gegen die regimiekritischen Regionen Katalanien und dem Baskenland, beide schon recht früh industrielle und wirtschaftliche Schwerpunkte Spaniens, forciert das Franko Regime die Industrialisierung von Madrid. Als Folge davon kommen viele Zuwanderer aus den ländlich geprägten Regionen Spaniens nach Madrid und errichten um Madrid herum dörflich an-

mutende Siedlungen im Selbstbau. Diese Siedlungen werden in der regimetreuen Presse allerdings als unmodern und einer Stadt wie Madrid nicht würdig geschildert, was in mehreren Schüben ein Programm zum Bau von Großsiedlungen verursacht. Finanziert wird der Bau der Großsiedlungen von Banken, durchgeführt von großen Bauträgern. Die sozialen Bewegungen richten sich nun gegen die Zustände in diesen Siedlungen (keine Infrastruktur, schlechte Verkehrsanbindung) und können sich mit anderen, eher vom Mittelstand getragenen, Bewegungen für eine bessere Lebensqualität in Madrid oder gegen den Flächenabriß in der Altstadt verbinden.

Diese Konstellation zeigt deutliche Unterschiede zu der, die sich allmählich für den Typus der gesellschaftlich regulierten Stadtentwicklung herauschält. Der faschistische Staat ist "stark", er verbindet sich mit großen finanziellen und industriellen Komplexen, die ökonomische Struktur transformiert Landarbeiter und Bauern in lohnabhängige Arbeiter, deren Lebensverhältnisse durch zentrale Planungen beeinflusst werden. Der Weg Madrids ist der einer nachholenden "westlichen" Verstädterung. Die Äußerung der lebensweltlichen Interessen nimmt deshalb die gleiche Form der städtischen sozialen Bewegung an wie in dieser Zeit in vielen Städten des industriellen Europa und der Vereinigten Staaten.

Wir wollten mit diesem theoretischen Streifzug zeigen, daß die Regulation der Stadtentwicklung über den Markt, den Staat und soziale Bewegungen in einer strukturellen Konfiguration steht, die nicht ohne weiteres verallgemeinert werden kann. Darüberhinaus haben wir behauptet, daß es fruchtbar ist, andere Formen der Regulation des urbanen Prozesses nicht schlicht als Abweichungen, als Verspätung oder nachholende Entwicklungen zu begreifen. Was sind nun aber positiv formuliert wesentliche Elemente dieses anderen Typus der Stadtentwicklung.

Zentraler Begriff zur Kennzeichnung des Idealtypus ist die gesellschaftliche Regulation. Basis gesellschaftlicher Regulation ist die Lebenswelt, die in ihr sich entfaltende Alltagspraxis und die sich aus ihr formulierenden Strategien und Interessen. Die Abstimmung dieser lebensweltlichen Interessen aufeinander nennen wir gesellschaftliche Regulation. In erster Linie regulieren die Haushalte in ihrem Insgesamt den Prozeß der Stadtentwicklung. Dabei bleibt jeder einzelne Haushalt in seine Handlungen objektbezogen; seine Interessen und Aktionen richten auf den Bau, Ausbau und Erhalt seines Hauses, sowie die Häuser und Wohnungen der

Familie und Verwandtschaft, sowie die Legalisierung seines Quartiers und der Ausstattung mit Infrastruktur. Gleichzeitig sind die Handlungen zeitlich begrenzt, da sie auf die Absicherung und Durchsetzung konkreter Interessen zielen.

Die Bedeutung der Haushalte für die Regulierung städtischer Prozesse ergibt sich also nicht aus einer besonderen Weitsichtigkeit ihrer Mitglieder, nicht aus einem herausragenden Bewußtsein für das Ganze der Stadt und auch nicht aus einer spezifischen Institutionalisierung der Rechte von Haushalten. Ihre Bedeutung beruht vielmehr auf einer spezifischen bis zu einem gewissen Maße auch institutionalisierten Machtbalance im Regulationssystem. Keine der Beteiligten kann in ausgeprägter Weise Macht akkumulieren. Am meisten trägt zu dieser Situation die weitgehend fehlende Bedeutung der industriellen Produktion und der auf die Industrie bezogenen Dienstleistungen bei. Die Warenverteilung erfolgt wenig zentralisiert, sondern eher kleinteilig. Vielfach treten die Konsumenten nur in bestimmten Marktsegmenten auf, wenn Subsistenz, Tausch und einfache Warenwirtschaft aus Tradition (oder aus Armut wieder) eine weite Verbreitung haben. Andere wichtige Marktsegmente verbinden die peripheren Städte mit dem Weltmarkt und übernehmen die Versorgung mit modernen Konsumgütern. Doch auch die Produkte des Weltmarktes werden zum größten Teil über ein kleinteiliges Händlernetz vertrieben. Wir haben es also insgesamt mit einer kleinteiligen und sehr dezentralen Struktur der Ökonomie zu tun.

In der Regel sind auch die staatlichen Institutionen, die sich mit städtischen Entwicklungen beschäftigen, wenig handlungspotent. Allerdings versucht der Staat, die räumlichen und damit auch ökonomischen Grenzen der Verstädterung jeweils neu festzulegen. Indem die kommunale Politik bestimmte meist längst bebaute Gebiete legalisiert, andere ebenfalls bebaute Gebiete außerhalb des "Planes" bleiben, politisiert sich seine regulative Kompetenz. Nicht der für städtische Entwicklung notwendige Raum wird zur knappen Ressource, sondern seine Legalisierung. Da sich dies unmittelbar in Bodenpreisen ausdrückt und somit die wirtschaftliche Lage der einzelnen Haushalte betrifft, aktualisiert sich das regulative Handeln des Staates regelmäßig im Rahmen von Wahlen. Der Staat hat so zum einen nicht den Anspruch, stark in die Stadtentwicklung einzugreifen, zum anderen wäre er auch nicht dazu in der Lage, da die Vertretung lebensweltlicher Interessen (auch juristisch) stark abgesichert ist. Zumindest hat der individuelle Bodenbesitz eine starke moralische und

rechtliche Basis. Die Eigentumsrechte privater Haushalte stehen in der Regel über Ansprüchen nach sogenanntem Gemeinnutzen. So bleibt die Entwicklung der peripheren Stadt in einem sehr viel höheren Maß auf die Überlebensfunktion, die Erhaltung traditioneller Lebenszusammenhänge und die Entfaltung selektiv moderner Lebenswelten der einzelnen Haushalte bezogen als dies in den westlichen Städten der Fall ist.

Der ständige Zuzug von Haushalten, die Land-Stadt Migration, die "Eroberung" von Grund und Boden zur Absicherung der Existenz, die sozial-kulturelle Verteilung dieser Haushalte im städtischen Raum, vor allem die sich um die Haushalte lagernde und von ihnen gesteuerte kleinteilige Ökonomie, bestimmen die Logik dieses Typus der Verstädterung. Die lebensweltlichen Interessen organisieren sich im Familienhaushalt ebenso wie gute Teile der Produktion und Zirkulation. Nicht die Ökonomie durchdringt die Lebenswelt, sondern diese ist in ihr gebunden. Dabei müssen wir vor einem Mißverständnis warnen. Es sind nicht Dörfer und Bauern in der Stadt, die diese Regulationslogik tragen und kennzeichnen (dies könnte allerdings empirisch manchmal und für bestimmte Zeiträume der Fall sein), sondern die gesellschaftliche Bedeutung lebensweltlicher Interessen. Die Haushalte schließen sich in vielfältiger Weise zu Siedlungsgenossenschaften und Vereinen, zu Berufsverbänden mit eigenen Siedlungen u. ä. zusammen. Dabei spielt die Tradition eine bedeutende Rolle, doch ist sie selber gewandelt. Die dialektische Subsumtion von Tradition und Moderne ist ein herausragendes Prinzip der urbanen Praxis. Traditionelle Formen, wie die Ökonomie des Familienhaushalts, ermöglichen die Teilnahme an der Moderne und der sich dadurch modernisierende Lebensstil wirkt auf die traditionellen Werte und Organisationsformen zurück.

Die Konstellation der Regulationsweise peripherer Verstädterung ist nun als Kontrastbild der zentralen Verstädterung formulierbar. Die Ökonomie ist eher kleinteilig und wenig zentralisiert. Sie ist eingebunden in die Sozialform des Familienhaushalts. Damit verbunden ist die große Bedeutung lebensweltlicher Strategien, die Politik und Wirtschaft durchdringen. Im Prozeß der Modernisierung entwickelt sich eine ausgeprägte Dialektik von Tradition und Moderne, die sich als eine wechselseitige Subsumtion darstellt. Wegen der großen Bedeutung lebensweltlicher Logiken und Strategien nennen wir die Regulationsweise gesellschaftlich, im Gegensatz zu einer staatlich-bürokratisch oder marktförmig geprägten Regulation.

Vom Land zur Stadt: Voraussetzungen und Strategien der gesellschaftlichen Regulation

Wie ist gesellschaftliche Regulation einer ganzen Siedlung, ja einer Stadt, überhaupt möglich? Was bündelt und orientiert die einzelnen Interessen, Motive und Handlungen und wie setzen sie sich durch? Einen entscheidenden Hinweis zur Beantwortung dieser Fragen kann uns das faktische Ergebnis der gesellschaftlichen Regulation geben: die außergewöhnlich hohe Anzahl von Wohneinheiten und deren breite – und das bedeutet gleichzeitig auch kleinteilige – Verteilung. So stehen in Griechenland 3,2 Millionen Haushalte gegenüber 5 Millionen Wohneinheiten gegenüber und verfügt der griechische Bürger im EG-Ländervergleich über den meisten eigenen Wohnraum (1,43 eigene Zimmer pro Kopf, denen im EG-Durchschnitt 0,7 gegenüberstehen, vgl. Kathimerini vom 29.1.1992).

Wie dieser statistische Durchschnitt konkret aussieht, kann beispielhaft an den Besitzverhältnissen in einem repräsentativen Stadtteil (Agios Pavlos) der Kommune Athen gezeigt werden. Hier sind die noch mit Ein- oder Zweifamilienhäusern bebauten Grundstücke relativ klein (ca. 220qm) und im Besitz einzelner Familien und auch die modernen mehrstöckigen Wohnhäuser sind aufgeteilt: die durchschnittlich 23 Wohn- bzw. Gewerbe-Einheiten pro Gebäude gehören statistisch 16 Eigentümern (Emmanuel 1981: 340). Das erstrebte Ziel und tatsächlich erreichte Ergebnis der gesellschaftlichen Regulation der Stadt kann also dahingehend formuliert werden, daß die einzelne Familie eigenen Wohnraum zu erlangen sucht. Damit besitzt sie, in der einen oder anderen Form, auch städtischen Boden.

Von hier muß die Untersuchung der Voraussetzungen und Strategien der gesellschaftlichen Regulation der Stadt ausgehen. Und sie kann, soweit es um deren kollektive Handlungsmuster geht, nicht bei der ökonomischen Bedeutung des Bodens stehenbleiben. Denn diese allein würde kontraproduktiv zum festgestellten Endergebnis wirken. Es muß vielmehr nach der kulturellen und sozialen Bedeutung des Bodens, nach seinen die Lebenswelt strukturierenden und die einzelnen familiären Handlungen leitenden Qualitäten gefragt werden, mit anderen Worten: nach dem sozialen Sinn des Bodens. Diese nur hermeneutisch zu beantwortende Frage führt uns zu den grundlegenden Voraussetzungen der gesellschaftlichen Regulation der Stadt und auch zu ihren spezifischen sozialen Formen und Durchsetzungsstrategien. Was bedeutet also der Boden? Um dieser Frage im oben angedeuteten Sinn nach-

gehen zu können, müssen wir erst einmal sowohl die Gegenwart als auch die Stadt verlassen und uns kurz die historischen Bodenkonstellationen auf dem Land vergegenwärtigen.

Bevor sich Griechenland 1830 als Nationalstaat neu konstituierte, hatte zwar offiziell der gesamte Boden dem Sultan gehört, *de facto* gab es jedoch Privatbesitz. Die selbständige bäuerliche Familie war die mal geschützte, mal willkürlich ausgebeutete ökonomische Basis des osmanischen Reiches gewesen. Sie mußte neben ihrer Subsistenz immer auch ein Mehrprodukt erwirtschaften, um die verschiedenen Abgaben und Steuern zu entrichten. Wer das in Krisenzeiten nicht mehr vermochte, wurde von staatlichen Verwaltern oder Steuereintreibern enteignet und zog sich in der Regel in die unwegsamen Berge zurück, um auf kleinsten Flächen nur noch Subsistenzwirtschaft zu betreiben. In den letzten 150 Jahren der osmanischen Herrschaft hatte sich auf diese Weise in den flachen Anbaugebieten auch ein Großgrundbesitz und die entsprechenden Arbeits- und Pachtverhältnisse gebildet. Das berechtigt jedoch nicht dazu, von einem Feudalsystem westeuropäischer Prägung zu sprechen. Der eigene Grund und Boden war und blieb die zentrale bäuerliche Erfahrung und auch die Verwaltung und das Rechtssystem war auf der Ebene der Gemeinden bis zum Schluß in der Hand der lokalen Gesellschaft geblieben (Moskoff 1974:55–82; Asdrachas 1982; Kontogiorgis 1982).

Die Forderung nach einer Bodenreform war während des Befreiungskrieges und der Konstituierung des neuen Staates denn auch zentral und verstummt das ganze 19. Jahrhundert nicht. Aber erst in der Folge der Flüchtlingswelle aus der kleinasiatischen Diaspora (1921/22) wurde sie erfüllt (1923/24) – und war die radikalste in ganz Osteuropa (vgl. Sehring 1930). Nach ihr dominierte wieder der bäuerliche Familienbetrieb, d. h. der private Kleinbesitz an Grund und Boden. Daß der eigene Boden eine hohe Bedeutung für die traditionelle Familie besitzt, ist aus diesem historischen Exkurs zu erkennen, aber noch nicht, welche. Um sie zu verstehen, wollen wir uns nun wieder der Stadt, genauer: dem Stadtrand, zuwenden, wo der ländliche in den städtischen Boden transformiert wird. Die Betrachtung der typischen Geschichte einer peripheren Kommune der Athener Agglomeration wird die traditionelle sozio-kulturelle Bedeutung des Bodens erhellen und zeigen, welche Rolle diese auch im urbanen Raum spielt.

Petroupolis hat heute 28.000 Einwohner, von denen 70 Prozent im eigenen kleinen

Haus oder in einer Eigentumswohnung leben. Auf den ersten Blick macht die Kommune einen geplanten Eindruck – doch wie ist dieser Plan entstanden? Hundert Hektar des Weidelandes, auf dem seit den 50er Jahren Petroupolis wächst, gehörten im 19. Jahrhundert einer Hirtenfamilie namens Werdi. Nach dieser Familie war auch die Gegend und der nächste Berg benannt – und zwar nicht, weil diese Familie besonders bedeutend war, sondern weil sie für griechische Verhältnisse ein relativ großes Stück Land besaß. Diese Identitätslogik zwischen Boden und Besitzer, die in diesem Fall auf die ganze Umgebung ausstrahlt, ist nun nicht ein primär ökonomisches Geschehen. Zwar sichert der eigene Weidegrund das Überleben der Familie, aber er ist vor allem der Garant ihrer sozialen und personalen Existenz. Diese ist ununterscheidbar, also ohne zwischengeschaltete Momente, mit den Boden verbunden, der dabei zu einem Symbol wird. Was er symbolisiert und sichtbar macht, ist – traditionell ausgedrückt – die Ehre seiner Besitzer, die hier nicht – wie im europäischen Feudalsystem – von einer höheren Instanz verliehen wird, sondern vom eigenen Grund und Boden, genauer: von der Fähigkeit seines Besitzers, diesen zu verteidigen und zu vermehren. Der unverletzte Boden spiegelt die unverletzte Ehre seiner Besitzerfamilie wieder, und umgekehrt. Deswegen heißt auch der Boden wie diese und die Familie wie ihr Boden.

Der so gebildete, erst einmal geschlossene Kreis, wird dynamisiert und ins Soziale geöffnet, da Ehre immer auch gezeigt, gemessen und im Bedarfsfall verteidigt werden muß. Als von allen geteilter Wert, verknüpft die Ehre die einzelnen, ansonsten sozial segmentierten Familien untereinander. Ist die Familie die autonom handelnde und sich nur über ihren Boden reproduzierende Institution, so ist der geteilte Wert der Ehre diejenige Instanz, die die einzelnen Handlungen miteinander kompatibel macht, gegenseitigen Vergleich und Kontrolle ermöglicht und, da nicht institutionalisiert, immer wieder *in actu* hergestellt werden muß. Sowohl die Familie als auch die Ehre aber sind auf den Boden als Symbol bezogen. Dieser ist es, der die soziale und ökonomische Autonomie der Familie repräsentiert und dieser ist es, der ihr soziales Ansehen festlegt (vgl. auch Chtouris 1990).

Von dieser sozio-kulturellen Bedeutung des Bodens her wird verständlich, warum der eigene Bodenbesitz so erstrebenswert ist, und warum sein Verlust nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein soziales und geistiges Fiasko ist. Die gesamte Lebenswelt mit all ihren Facet-

ten steht dabei auf dem Spiel. Deswegen konnte die Familie Werdi den Verlust eines großen Teils ihres Landes Ende des 19. Jahrhunderts auch nicht hinnehmen und ging in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts dazu über, mit alten und fiktiven neuen Dokumenten ihren Boden und noch umliegendes staatliches Land juristisch zu besetzen. Doch zunehmende Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit zwang sie dazu, ihr wieder gewonnenes Gut erneut abzugeben – dieses Mal mit Gewinn. Das geschah, obwohl die Stadt noch relativ weit entfernt war, einerseits durch die Entwicklung eines privaten Siedlungsplans und den Verkauf der kleinen Grundstücke und andererseits durch den Verkauf größerer Gebiete an andere private Planer.

Durch solche Landbesetzungen und die darauf folgenden kleineren oder größeren Privatpläne ist die räumliche Struktur der meisten peripheren Kommunen der Athener Agglomeration festgelegt worden. Sie haben in der Regel nichts anderes bewirkt als die Aufteilung der Weide- oder Anbaufläche, die Anlage eines quadratischen Straßennetzes und den Verkauf der unerschlossenen, 150qm bis 250qm großen Grundstücke. Daß sie für diese kleinen, noch nicht in den Stadt- und Bebauungsplan integrierten Grundstücke, die folglich illegal bebaut werden mußten, Abnehmer gefunden haben, liegt vor allem daran, daß die Binnenmigranten, die seit den 50er Jahren in die Agglomeration strömten, im gleichen Wertzusammenhang wie die Werdis standen. Auch für sie bedeutete der eigene, nunmehr städtische Boden soziale Autonomie und das eigentliche Zentrum, um das herum sich die Familie integrierte. Darüber hinaus bedeutete das eigene städtische Grundstück und das auf ihm im Selbstbau gebaute kleine Haus auch noch die Ausgangsbasis, um ihre soziale und wirtschaftliche Teilhabe an der städtischen Gesellschaft in die Wege zu leiten. Von diesem strategischen Brückenkopf aus konnte sich die Familie den neuen Arbeitsverhältnissen annähern und ihre modernen Aufstiegs- und Konsumorientierungen verwirklichen. Deswegen spiegelt der sukzessive Ausbau des kleinen Hauses nicht nur die interne Familiengeschichte wieder, sondern auch ihren gelungenen oder weniger gelungenen Verstärkerungsprozeß, den sie ohne Unterstützung moderner Institutionen (Sozialstaat, abgesicherte Arbeitsverhältnisse) gehen mußte und gehen wollte.

Das Bild der sozial segmentierten Familien reproduziert sich also auch auf der Ebene der Siedlungen am Stadtrand. Die Transformation vom ländlichen Boden in das kleine städtische Haus hat die Grundbedeutungen des Bodens offen-

sichtlich nicht wesentlich verändert. Wo aber ist bei dieser Transformation das sozial verbindende Element – traditionell ausgedrückt: die Ehre – geblieben? Anders gefragt: wie organisieren und gestalten die ersten Siedlerfamilien ihren noch illegalen städtischen Raum? Dessen Grundstrukturen sind zwar schon durch die Privatpläne im Groben festgelegt worden, aber der Abstand der Häuser, ihre Höhe, die Freihaltung öffentlicher Flächen und die Ausstattung der Siedlung mit technischer Infrastruktur stehen ja noch aus. Zwei zentrale Formen sind hier wesentlich: einerseits der kontrollierende Vergleich und, falls nötig, die gegenseitige Disziplinierung, die auch das Mittel der Denunziation bei der Polizei der benachbarten Kommune nicht verschmäht. Andererseits sind punktuelle Zusammenschlüsse der Siedlerfamilien in Vereinen oder Genossenschaften zu beobachten. Diese koordinieren die ersten Vorarbeiten der Siedler für die technische Infrastruktur, vertreten ihre Interessen gegenüber den staatlichen Wasser-, Strom- und Telefongesellschaften und arbeiten in den zuständigen Ministerien und städtischen Ämtern für die Integration der Siedlung in den Stadt- und Bebauungsplan. Werden diese Ziele erreicht, erlöschen die Organisationen der Siedler wieder.

Wieso aber ist es überhaupt so weit gekommen, daß eine ganze Siedlung entsteht, daß auf der Grundlage nicht genehmigter Privatpläne ihre Regulation durch die Siedlerfamilien so weit voranschreitet, daß noch vor der Integration der Siedlung in den Stadt- und Bebauungsplan nicht nur die Wasser-, Strom- und Telefonversorgung funktioniert, sondern es auch schon eine Volksschule und eine Buslinie gibt? Abgesehen von den zwar Druck und Unsicherheit ausübenden, jedoch im großen und ganzen nicht Ernst zu nehmenden Abrissen einzelner Häuser, wird der illegale Siedlungsbau von der staatlichen Politik toleriert und durch immer wieder erfolgende Legalisierungen indirekt auch als legitim anerkannt. Die staatlichen Wasser- und Stromwerke und die nächstgelegene Kommune sind die ersten Verhandlungspartner der Siedler, die schon gar nicht mehr über ein Ob, sondern nur noch ein Wie der Versorgung der Siedlung verhandeln.

Das parlamentarisch beschlossene Integrationsgesetz, dem klientelartige Beziehungen und Interventionen vorgearbeitet haben, bildet dann den Abschluß eines Prozesses, in dem alle Beteiligten letztendlich einen Vorteil sehen. Die staatlichen Versorgungswerke können mit der schon geleisteten Vorarbeit der Siedler bei der technischen Infrastruktur rechnen, die nächstgelegene Kommune ist daran

interessiert, ihr Gebiet um legale Baugrundstücke zu erweitern (Baulandausweisungen, die nicht auf schon illegale Besiedlungen zurückgehen, gibt es so gut wie nicht) und auf der Ebene der lokalen und nationalen Politik sind die schon verdichteten Siedlungen am Stadtrand ein nicht zu verachtendes Wählerreservoir, das nur über ein Integrationsgesetz gewonnen werden kann. Noch entscheidender aber ist, daß auf diese Weise die akuten Wohnprobleme der rasant wachsenden Agglomeration (zwischen 1951 und 1981 kommen jährlich durchschnittlich 55.000 neue Einwohner hinzu) relativ schnell, ohne ernsthafte soziale Verwerfungen und ohne den Staat bzw. die Kommunen belastende Kosten gelöst werden.

Der gesellschaftlichen Regulation der Stadt, die auf traditionellen Werten und Sozialformen basiert, steht eine staatliche und lokale Politik gegenüber, die ebenfalls als traditionell bezeichnet werden muß. Im Zentrum dieser Politik steht nicht so sehr das sozialpolitische Programm und dessen Durchsetzung, als vielmehr der immer wieder neu auszuhandelnde Interessenausgleich, dessen politisches Kapital der in den Siedlungen akkumulierte Legitimitäts- und Loyalitätsgewinn ist. Wohingegen das politische Kapital der gesellschaftlichen Regulation der Stadt die allgemein anerkannten sozialen und kulturellen Werte der Wohn- und Besitzautonomie der Familie ist.

Doch die gesellschaftliche Regulation endet nicht am Stadtrand. Wie sie sich im Prozeß der städtischen Verdichtung organisiert und dabei auch verändert, kann hier nicht gezeigt werden (vgl. Chtouris-/Heidenreich/Ipsen 1990), wir wollen aber das gewandelte Verhältnis zwischen ihr und der staatlichen/lokalen Politik noch darstellen. Denn während letztere am Stadtrand im wesentlichen durch Maßnahmen der Legalisierung tätig werden, entwickelt sich bei der städtischen Verdichtung ein komplementäres Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Regulation und staatlicher/lokaler Politik.

Lokale Politik als staatliche Nachregulation

Die Vermittlung zwischen lebensweltlicher und staatlicher Regulation der Stadt, die schon vor der Integration der Siedlung beginnt, kann als ein komplementäres Verhältnis zwischen den Akteuren der lokalen und staatlichen Politik und Planung interpretiert werden. Mit der Aufnahme der Siedlung in den Stadtplan ist die erste Phase ihrer städtischen Integration beendet. Dieser Aufnahme folgt dann eine Welle von Planregelungen, die die

Urbanisierung vollenden. Offensichtlich brauchen die Siedlungen zu ihrer vollständigen Integration in die urbane Welt eine nachträgliche Regulation durch staatliche Planungsinstrumente und Institutionen. Es existiert in Athen also ein komplementäres Verhältnis von staatlichen und gesellschaftlichen Handlungen, das das endgültige Produkt, den modernen städtischen Raum, hervorbringt. Daraus erklärt sich auch der besondere Charakter der staatlichen Regulation.

In den meisten Athener Kommunen trifft man auf eine sehr große Anzahl von Ministerialdekreten und Gesetzen. Sie lassen den Eindruck entstehen, daß für jeden besonderen Einzelfall ein neues Gesetz verfaßt wurde. Deswegen wollen wir im Folgenden dieses Phänomen "Gesetz für jeden Einzelfall" nennen, um seine Widersprüchlichkeit und Dissonanz zu dem allgemeinen und abstrakten Charakter von Gesetzen hervorzuheben.

Die von uns untersuchten peripheren Kommunen der Athener Agglomeration, die nach dem 2. Weltkrieg entstanden, haben alle eine sehr hohe Frequenz von Planungseingriffen. Trotzdem gibt es Unterschiede. Natürlich variiert die Zahl der Gesetze mit der Größe der Kommunen. Entscheidend ist jedoch, daß diejenige Kommunen die höchste Anzahl von Gesetzen haben, in denen der Boden sukzessive und kleinteilig an die neuen Siedler verkauft wurde. Dort wo es großflächige Privatpläne gab, ist die Notwendigkeit zu einer intensiven Nachregulation weniger ausgeprägt. Um ein Bild von der hohen Anzahl der Planungseingriffe zu vermitteln, möchten wir Zahlen nennen. Mehr als 57% der Häuserblöcke der untersuchten Kommunen weisen ein bis zwei Modifikationen auf, fast 15% haben zwischen drei bis fünf Modifikationen. Entsprechend niedrig sind die Zeitintervalle, die zwischen zwei Modifikationen liegen. Mehr als 50% der Häuserblöcke erlebten einen Planungseingriff bzw. eine Planmodifikation innerhalb von 13 Jahren, über 72% innerhalb von 20 Jahren. Durchschnittlich wurden 1,45 Planungseingriffe pro Block durchgeführt und die mittlere Anzahl der Jahre zwischen zwei Planungseingriffen betrug ca. 20 Jahre. Diese Nachregelungen beziehen sich z.B. auf folgende Bereiche: Planerweiterung, die Mindestmasse der Grundstücke und ihre Ausnutzung, die Geschoßflächenzahl, aber auch auf Details wie die Verpflichtung der Besitzer, kleine Vorgärten anzulegen.

Die Fülle der Dekrete und Gesetze, die die Entwicklung der Athener Agglomeration begleiten, zeigt, daß die staatlichen Institutionen eine wichtige und komplementäre Rolle zur gesellschaftlichen

Regulation spielen. Sie integrieren den entstandenen urbanen Raum in den Gesamtzusammenhang der Stadt und sind unabdingbar für die Wertsteigerung des Bodens in der städtischen Peripherie. Der erste Eindruck, daß die gesellschaftliche Regulation der Stadt die staatliche dominiert, ist also zu revidieren. Wir haben es nicht mit Dominanzen, sondern mit einem komplementären Verhältnis von unterschiedlichen Regulationsbereichen und Rationalitätstypen zu tun. Auf der einen Seite steht die lebensweltliche Regulation und ihre Rationalität und auf der anderen die zentrale Planregulation und die systemische Rationalität. Beide Bereiche und Rationalitäten ergänzen und beeinflussen sich. Die vorgelagerte gesellschaftliche Regulation der Stadt wird von der nachgelagerten staatlichen Planung aufgegriffen und fortentwickelt. Die staatlichen

Politik, die auf den konkreten Nachregulierungsbedarf der Kommunen reagieren kann, ohne dabei die allgemein geltenden und räumlich übergreifenden Planungskriterien berücksichtigen zu müssen.

Bis vor kurzem planten in Griechenland hauptsächlich die Ministerien und ihre technischen Ämter. Erst neuerdings sind einige ihrer Kompetenzen an die Kommunen übertragen worden, ohne daß sich dabei das Wesen des Systems verändert hätte. Die zentralisierte Handhabung der Nachregulation war und ist die Voraussetzung für das politisch-ökonomische Tauschsystem zwischen den Politikern und den Siedlern. Die Dynamik des urbanen Wachstums, die auf dem Tausch von politischer Loyalität und Legitimation gegen ökonomische Vorteile im Agglomerationsprozeß beruht, wird dadurch

populistische Integration der Wähler und aus diesem Grunde werden sie oft direkt vor oder nach Wahlen vollzogen bzw. in Wahlversprechen einbezogen. Bei Ministern oder starken Fraktionspersönlichkeiten sind lobbyartige Interventionen zu Gunsten von organisierten Siedlergruppen zu beobachten. Auf der Ebene von einfachen Abgeordneten der Regierungspartei sieht Regierungspolitikern sieht man schließlich Interventionen, die mehr in den Rahmen von Klientelpolitik gehören, sich also auf konkrete Personen oder kleinere Siedlergruppen beziehen. Alle diese politisch motivierten Planinterventionen treten auch in vermischter Form auf, so daß sich z. B. eine bestimmte Planintervention sowohl auf der Ebene einer populistisch orientierten Politik als auch auf der Ebene einer Klientelbeziehung bewegt.



Abb./Fig. 2: Informal self-built house for owner occupation in Athens (G. Kokkonos)

Planungseingriffe wiederum werden von der lebensweltliche Regulation umgedeutet und ihrer systemischen Rationalität entkleidet, so daß zum Schluß ein "Gesetz für jeden Einzelfall" entsteht. Diese gegenseitige Beeinflussung geschieht nicht durch einen direkten Kontakt zwischen gesellschaftlicher Regulation und staatlichen Behörden, sondern durch die Vermittlung der politischen Akteure.

Dieser zwischengeschaltete politische Bereich verdankt seine Bedeutung der Spaltung und Entfremdung zweier zentraler Momente der Planung: ihres wissenschaftlich-programmatischen und ihres angewandten Teils. Die fast absolute Trennung beider Bereiche, die weit über der üblichen Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis der Planung liegt, erlaubt die Entfaltung einer flexiblen

erhalten, daß die Verwaltungs- und Planungsinstitutionen flexibel auf die Interessen der Politiker reagieren. Diese Flexibilität kann nur über eine Zentralisierung der Planungskompetenzen erreicht werden, da ein dezentralisiertes Planungssystem sehr viel durchsichtiger Entscheidungsstrukturen aufweisen und dadurch das Tauschverhältnis erschweren oder unmöglich machen würde.

Das politische System, in dem Loyalität gegen ökonomische Vorteile getauscht wird, hat Parallelen zum Klientelsystem bzw. zu populistischen oder auch lobbyartigen Regierungsformen, kann jedoch mit diesen nicht gleichgestellt werden. Dazu gibt es zu viele einzelne Ebenen. Auf der Ebene der allgemeinen Politik der Parteien zielen die Planintegrationen illegal gebauter Siedlungen auf eine po-

Diese Vielfalt und Vermischung der politisch determinierten Interventionen weist darauf hin, daß der politische Regulationsbereich keine eigenständige Dimension der urbanen Entwicklung ist, sondern vielmehr ein abgeleiteter und sich an die gesellschaftliche Regulation anpassender Bereich. Die Legitimation, die von den Politikern gesucht wird, erreichen sie über ein vielfältiges und flexibles Instrumentarium von Verhandlungs- und Tauschformen, wobei ihre Adressaten keiner eindeutig organisierten und kohärenten Interessenformation entstammen. Diese im Grunde sekundäre Rolle der Politik bei der urbanen Entwicklung wird im politischen Alltag mystifiziert. Die Mängel der planmäßigen Entwicklung der Stadt werden auf die Interventionen der Politiker bzw. auf ihre geringe Entscheidungsfähigkeit zurückgeführt, anstelle auf die unübersehbare Initiative der Bevölkerung.

Diese Umkehrung der realen Zustände erlaubt es den gesellschaftliche Akteuren, sich von den negativen Aspekten ihrer Interessendurchsetzung zu distanzieren und diese auf die Wirkung eines allgemeinen Systems zurückzuführen. Die familiären Interessen und Interventionen lassen sich so auf den Ausschnitt einer legitimen und vereinzelter Handlung reduzieren. Der begrenzte Interessenhorizont der Familie beschränkt hiermit auch notwendigerweise den Erfahrungshorizont der einzelnen Subjekte. Dadurch entsteht ein gesellschaftlich produziertes politisches Vakuum. Das schlägt auch auf die politisch verantwortlichen Personen zurück. Sie sind nicht in der Lage, sich selbst eine konkrete Handlungsweise oder Politik zuzuschreiben oder sich von anderen Politikern abzusetzen. Sie vermitteln vielmehr den Eindruck, daß sie von einem System getragen werden, das sie weder verstehen noch unterstützen,

das sie aber dazu zwingt sich an ihm zu beteiligen. Der Zwang wird mit dem Anpassungsdruck an die Realitäten und mit den praktischen Notwendigkeiten legitimiert und darüber hinaus mit einer politischen Kostenkalkulation verbunden. Die "politischen Kosten", d. h. die direkten Gewinne bzw. Verluste von einzelnen Wählern oder Wählergruppen, sind der Maßstab für die Beurteilung aller Maßnahmen der Politiker und der Verwaltung, die sie kontrollieren. Der Bezug zur Wählerschaft erfolgt insofern nicht über ein allgemeines politisches Programm, sondern über eine direkte Tauschkalkulation.

In diesem Rahmen stehen auch die Entscheidungen der nachregelnden Planung, die in Bezug auf mögliche auftretende Konflikte gefällt werden. Obwohl diese Art der politischen Regelung von Raum- und Agglomerationsproblemen auch in anderen Ländern anzutreffen ist, liegt der Unterschied zu Griechenland darin, daß sie hier die Regel ist. Das bedeutet für die Planung, daß der allgemein geltende Plan die Ausnahme aller Planregulationen darstellt. Nicht die ordnende rationale Leistung vermittelt zwischen gesellschaftlicher und staatlicher Regulation, sondern das ständige Kalkulieren der "politischen Kosten". In ihnen drücken sich die vereinzelten Gruppeninteressen aus, die auf der Ebene der gesellschaftlichen Regulation agieren. Der Politiker übersetzt so die in seinen Interessenbereich und in einem zweiten Schritt aktiviert er dann die entsprechenden staatlichen Institutionen, damit diese die erwünschten Nachregelungen formalisieren und verwirklichen. Durch diese Vermittlungsrolle der Politik schließt sich der Kreis zwischen den lebensweltlichen und den systemischen Regulationsformen. Hier bildet sich der laufende und institutionalisierte Kompromiß zwischen Staat und Gesellschaft.

Er wird durch eine fast unendliche Segmentierung der staatlichen Planungseingriffe formalisiert. Eine besondere Form der Verrechtlichung wird hier deutlich, die sich direkt an der gesellschaftlichen Regulation orientiert. Sie bewegt sich in die entgegengesetzte Richtung wie die Verrechtlichung, die man in man in der Bundesrepublik trifft. Die leitende Dimension ist hier nicht der Staat, sondern die lebensweltliche Rationalität. Das Netz der beschränkten und vereinzelten Handlungen, die das gesellschaftliche Leben durchziehen, sind so zu einem festen Bestandteil der urbanen Welt Griechenlands geworden. Eine wichtige soziologische Erkenntnis, die man anhand von Athen gewinnen kann, ist insofern, daß Verrechtlichung von verschiedenen Seiten des sozialen Lebens entfaltet werden kann und in allen Fällen negative und

positive Auswirkungen hat. So sichert einerseits der hier geschilderte Kompromiß zwischen Staat und Gesellschaft in hohem Maße die Wohnverhältnisse der städtischen Bevölkerung, erweist sich aber als negativ in Bezug auf den Ausbau der sozialen und technischen Infrastruktur der Stadt. Das gegenseitiger Subsumtionsverhältnis von lebensweltlicher und lokaler Politik läßt darüber hinaus auch eine segmentierte und konfuse Form des öffentlichen Diskurses entstehen. Und zwar deswegen, weil die Kommunikation und Vermittlung zwischen Lebenswelt und staatlicher bzw. lokaler Politik nicht transparent ist und sich nicht auf Argumente stützt, sondern vielmehr auf eine nicht öffentliche gegenseitige Anpassung von Interessen, die sich jeweils auf unterschiedlichen politischen Ebenen konsolidieren.

Dieser prozessuale Kommunikationstypus über die lokalen und kommunalen Probleme verhindert letztendlich die Entwicklung von institutionellen Formen, die langfristig die Vermittlung von Lebenswelt und lokaler Politik übernehmen könnten. Obwohl in Athen Beteiligung der Bürger an der Regulation der Stadt außerordentlich intensiv ist, sind ihre Handlungen nicht institutionell gebündelt. Deswegen entsteht "von unten" auch kein gesichertes Solidarverhältnis und deswegen braucht die städtische Regulation die die Lebenswelt entfaltet, in einer zweiten Phase die zentral gelenkte, staatliche Regulation.

Auch ihre politischen Aktivitäten, die sie auf lokaler und kommunaler Ebene entfaltet, bringt nicht unbedingt neue Formen praktischer Demokratie hervor. Sie könnten eventuell jedoch die Vorbedingung für solche Entwicklung sein. In einer solchen praktische operationellen Demokratie würden eine Reihe von kurz- oder langlebigen institutionellen Regelungen entstehen, die den Interessen der Lebenswelt einen allgemeinen Charakter und neue Darstellungsmöglichkeiten geben würden. Hierin sehen wir nicht nur eine mögliche Politikperspektive für die Verstärkung der Peripherie. Auch die Diskussion über die Deregulierung in den urbanen Räumen der zentralen Regionen kann theoretische Konzepte und konkrete Anregungen für gesellschaftliche Spielräume, die Entwicklung einer Verhandlungskultur und die Flexibilisierung des Planungsrechts gewinnen. Dabei konnten wir hier nicht auf die offensichtlichen Probleme der gesellschaftlichen Regulation eingehen. Übergreifende Entwicklungsaspekte wie Verkehr und Mobilität, Ver- und Entsorgung, Energie und Abfall bedürfen neuer institutioneller Regelungen und eines neuen Leitbildes urbaner Ökologie.

Anmerkungen

1. Lipietz, Alain legte dazu eine Studie über die Entwicklung des Mittelmeerraumes vor (Lipietz 1987) und in seinem empirischen Teil auf Brasilien bezogen Elmar Altvater (1987).
2. Bezeichnend für diese Art von Arbeiten ist David Harvey (1989), für Deutschland der Versuch von Stefan Krätke (1991) und auf der Ebene regionaler räumlicher Entwicklung z. B. Scott & Storper (1986) oder Dieter Läßle (1986).

Literaturverzeichnis

- Altvater, Elmar, *Sachzwang Weltmarkt*, Hamburg 1987
- Asdrachas, Spiros: *Elliniki koinonia kai oikonomia*. Athen 1982
- Brede, Helmut u. a., *Politische Ökonomie des Bodens und der Wohnungsfrage*, Frankfurt 1975
- Castells, Emanuel, *Die kapitalistische Stadt*, Hamburg 1977
- Castells, Emanuel, *The city and the grassroots*, Berkeley 1983
- Chtouris, Soliris/Heidenreich, Elisabeth/Ipsen, Detlev: *Eine Stadt baut sich selber*. In: *Die alte Stadt*, 17. Jg., 2/1990
- Chtouris, Soliris: *Die andere Gegenwart. Kreta: Tradition und Moderne der europäischen Peripherie*. Kassel 1990
- Emmanuel, Dimitris: *The Growth of Speculative Building in Greece*, London 1981
- Feagin, Joe R., Smith, Michael P.: "Global cities" und neue internationale Arbeitsteilung. In: Borst, Renate u. a. (Hg.), *Das neue Gesicht der Städte*, Basel 1990.
- Harvey, David, *Klassenmonopolrente, Finanzkapital und Urbanisierung*. In: *Stadtbauwelt*, Heft 41, 65. Jg., 3. 1974
- Harvey, David, *The Conditions of Postmodernity*, London 1989
- Hübner, Kurt, *Theorie der Regulation*, Berlin 1989
- Kontogiorgis, Giorgos: *Koinoniki dynamiki kai politiki avtoδιοikiisi. Oi ellinikes koinotites tis tourkokratias*. Athen 1982
- Krätke, Stefan, *Strukturwandel der Städte: Städtesytem und Grundstückswandel in der "postfordistischen" Ära*, Frankfurt 1991.
- Läßle, Dieter, *Trendbruch in der Raumentwicklung. Auf dem Weg zu einem neuen industriellen Entwicklungstyp*. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, Heft 11/12, 1986
- Leborgne, Danièle, Lipietz, Alain, *Neue Technologien, neue Regulationsweisen: Einige räumliche Implikationen*. In: Borst, Renate, u. a. (Hg.), op. cit. S. 109.
- Lefèvre, Henri, *Die Revolution der Städte*, München 1972
- Lipietz, Alain, *Mirage and Miracles, The Crisis of Global Fordism*. London 1987
- Mahnkopf, Birgit (Hg.), *Der gewendete Kapitalismus*, Münster 1988
- Moskof, Kostis: *I ethniki kai koinoniki syneidisi stin Ellada (1830 - 1909)*. Athen 1974
- Park, Robert E., Burgess, Ernest W., *The City*, Chicago/London, 1925
- Saunders, Peter, *Soziologie der Stadt*, Frankfurt 1987, S. 19-54
- Scott, Allen J., Storper, Michael, *Production Work Territory*, London 1986
- Sehring, Max: *Die agrarischen Umwälzungen im außerrussischen Osteuropa*. Berlin/Leipzig 1930
- Vicari, Serena. / Molotch Harvey: *Building Milan: alternative machine of growth*. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, Volume 14, Number 4, 12/1990
- Wehler, Hans Ulrich, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2, München 1987

Die Borgata Torre Angela

Die informelle Peripherie wird anerkannter Teil der Stadt Rom

Bernhard Krella

Mit der Stadt Rom verbinden die meisten Menschen die Vorstellung von architektur- und kunsthistorischer Einzigartigkeit. Für viele dieser Rom-Vorstellungen gilt, daß hinter der Aurelianischen Mauer die römische Campagna beginnt. Doch an Stelle offener Landschaft stehen hier Häuser aus unterschiedlichsten Epochen. Als Rom 1871 Hauptstadt des gerade geeinigten Italiens wurde, setzte eine stürmische Bautätigkeit ein. Die Stadt breitet sich aus, füllte zunächst die freien Flächen zwischen dem mittelalterlichen und barocken Kern und der Aurelianischen Mauer, um sich dann weiter in die römische Campagna auszudehnen. Später wird das Bild dieser Stadterweiterung von Architekten und Planern mit der Erscheinung eines Ölflecks verglichen, der sich auf einer Fläche verläuft (im Italienischen *macchia d'olio* genannt).

Die Menschen, die diese Stadt wachsen ließen kamen aus allen Teilen Italiens. Sie unterschieden sich aber nicht nur nach ihrer geographischen, sondern auch nach ihrer sozialen Herkunft. Die Beamten des "neuen" Italiens kamen fast ausschließlich aus dem Norden des Landes (Piemont/Lombardei), die Arbeiter und Handwerker zunächst aus Mittelitalien (Latium, Umbrien) und später dann aus den Regionen des Südens. Letztere waren es, die kaum Zugang zur bürgerlichen Stadt hatten. Ihnen wurde nur Raum am Rande der Stadt, an der Peripherie gewährt. *"Römische Peripherie ist, nach Insolera, gleich der Vorhölle für den, der hofft, es irgendwann mal zu*

Bernhard Krella arbeitet als Raumplaner am Institut für Raumplanung, Fachbereich Raumplanung Universität Dortmund. Im Rahmen eines durch die Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes (Abschluß 1992) untersuchte er gemeinsam mit Volker Kreibich, Ursula von Petz und Petra Potz "die Raum-Zeit-Struktur römischer Borgate". Adresse: IRPUD, Postfach 500500, D-4600 Dortmund. Die Fotos wurden vom Autor gemacht.

English Summary

In the periphery of Rome more than 800,000 residents live in illegally built settlements. One of these little towns, known as Borgate, is Torre Angela. Its first settlers, migrants arriving from Calabria or the Abruzzes in the 1950s, took advantage of the acquaintance of friends already living in the place, and of the legal situation, typical for many mediterranean countries, that even an illegally constructed building could normally remain when it was covered by a roof. Until this stage was reached, the police turned a blind eye on the builders, provided an appropriate tip was paid for this service. By and by houses were improved and infrastructure provided. Social and economic integration into Rome's metropolitan life is advancing; this is particularly true for the second generation of residents and the "newcomers".

schaffen zu den Arrivierten 'dazuzugehören' und gleichzeitig Inferno für den, der erkannt hat, daß diese Hoffnung eitel ist" (von Petz 1992, S. 4).

Vergleicht man diese Stadtentwicklung, die zu großen Teilen illegal entstand, außerhalb bestehender Planungen, mit der Entwicklung anderer Metropolen des Mittelmeerraumes, so zeigen sich deutliche Übereinstimmungen. Bauen außerhalb des Planes und fast immer schneller als geplante Bautätigkeit zwang und zwingt die Verwaltung, die illegal errichtete Realität über nachträgliche Ausweisung im Flächennutzungsplan zur Kenntnis zu nehmen.

Seit etwa fünfzehn Jahre ist dieser Prozeß der nachträglichen Legalisierung von ungenehmigten Bauten durch die Verwaltung der Kommune und des Staates in die öffentliche Diskussion gekommen. Ein Prozeß, der sich hauptsächlich in der Peripherie der Stadt Rom vollzog. Die Ausstellung *la metropoli 'spontanea' - il caso di Roma* (Die spontane Metropole - der Fall Rom) hatte 1983 die Diskussion über diese Peripherie erstmals eine größere Öffentlichkeit gebracht. Die Peripherie war nicht mehr zu übersehen, sie rückte ins Bewußtsein des "Zentrums".

Die äußere römische Peripherie entstand in den 50er Jahren, und besonders in den Jahren des italienischen Wirtschaftswunders. Wohnungen für 800.000 Einwohner sind hier ohne kommunale Planung und Genehmigung gebaut worden, mehr als staatlicher oder städtischer Wohnungsbau realisiert haben. In diesen Jahren wird das illegale Bauen, der *Abusivismo* zu einer Alternative zum öffentlichen oder spekulativen Wohnungsbau. Obgleich diese nicht genehmigte und ungeplante Bebauung von der Verwaltung offiziell ignoriert wird, beginnt man ohne übergeordnete Planung mit der nachträglichen Ausstattung der illegalen Siedlungen mit einfachster Infrastruktur. Die Methode der Verwaltung ist es, einfach nicht in Erscheinung zu treten und nur in dringenden Einzelfällen einzugreifen, ansonsten aber die Entwicklung den Grundbesitzern und dem Immobilienmarkt zu überlassen. Die so entstandenen, spontanen und illegalen Siedlungen, wie sie in der Ausstellung genannt werden, beschreibt der römische Architekt und Stadtplaner Italo Insolera. Er kommt in seiner Analyse zu dem Schluß: *"Rom ist der Struktur nach eine Stadt der dritten Welt"* (Kammerer, Krippendorf 1979, S. 151). In seiner bildhaften Sprache nennt er die Peripherie die *"Stadt draußen vor der Tür"* (Insolera 1983, S. 429).

Die Borgata Torre Angela: Ungeplante Siedlung, illegales Bauen, ein Quartier der informellen Peripherie wird anerkannter Teil der Stadt Rom

Der Siedlungstyp Borgate

Der Name Borgata leitet sich von Borgo (ländliche Siedlung) ab. Es ist *"ein Stück Stadt mitten auf dem Lande, das in Wirklichkeit weder das eine noch das andere ist"* (Insolera 1976, S. 137), und ein Bewohner Torre Angelas erinnert sich: *"Man lebte jahrelang in einer Vorhölle, ohne eine kulturelle Identität zu besitzen, weil die ursprüngliche Identität, die des Dorfes, aus dem man stammte ... verloren ging"* (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 9). *"Diese Realität ist es, in der viele Städte der Welt sich entwickeln und gebaut werden, außerhalb der gesetzlichen und traditionellen Regeln der modernen Architektur und Stadtplanung"* (Clementi, Perego 1983, S. 21).

Der Begriff Borgata wurde zunächst nur im Zusammenhang mit den unter Mussolini errichteten Quartieren gebraucht, ist aber heute auch für periphere ungeplante Siedlungsgebiete in Rom in den Sprachgebrauch eingegangen. Die römischen Borgate haben vor den 70er Jahren zwei verschiedene Perioden durchgemacht: die der "sozialen Gnadenlosigkeit" der öffentlich errichteten großen Borgate in den zwanzig Jahren faschistischer Regierung und die Periode des unverantwortlichen Laissez-faire in der Zeit der großen Einwanderung der 50er und 60er Jahre, in der ungenehmigtes Bauen der einzige Weg war für einkommensschwache Zuwanderer, zu einer Wohnung zu kommen. Es war eine notwendige Ergänzung zum privaten Wohnungsmarkt, da weder die öffentliche Hand noch der private Markt in der Lage oder Willens waren, billigen Wohnraum anzubieten. Zu Beginn der 70er Jahre zeichnete sich eine dritte Phase ab, in der sich ein individuelles Wohnmodell stabilisierte und verstärkte, das ein Teil des "offiziellen" Boden- und Immobilienmarktes wurde.

Die ersten ungeplanten Borgate, die aus der Wohnungsnot entstanden und durch soziale Homogenität geprägt waren, waren Orte, an denen die individuellen Schwierigkeiten, die Suche nach praktischen Lösungen solidarisches Handeln sowie kollektive Dienstleistungen erforderten, um die Lebensqualität zu verbessern (Berdini 1990).

Entstehung und Wachstum der Borgata Torre Angela

Torre Angela zählt zu den älteren und größeren, nach dem zweiten Weltkrieg entstandenen, illegalen Siedlungen in der

römischen Peripherie. Sie liegt im Osten der Stadt außerhalb des Autobahnring zwischen zwei antiken Konsularstraßen. Die Siedlungsentwicklung entlang dieser Straßen, die radial auf das Zentrum hinführen, ist typisch für die Stadterweiterung von Rom besonders nach dem Zweiten Weltkrieg. Die alten Ausfallstraßen bilden sowohl die Verbindung ins Zentrum als auch zu den Heimatgebieten der neuen Siedler.

Im Jahre 1953 wohnten in der Borgata Torre Angela ca. 2.000 Menschen, sechs Jahre später zählte sie 5.200 Einwohner. Die Borgata hatte keine befestigten Straßen, und die Trinkwasserversorgung erfolgte durch Tankwagen der Stadt. Im darauf folgenden Jahr richtete die Stadt Rom eine Schule in drei kleinen Zimmern ein und baute die ersten sechs Straßen aus. In einer Aktennotiz der Kirchengemeinde von 1960 wurde zur Schulsituation vermerkt: *"Eine unheilbare Wunde ... der Borgata sind die schulischen Gebäude. In den Jahren der Entwicklung von Torre Angela ist der Bau einer Schule gefordert worden, aber bis heute sieht man keinen Erfolg. Nach vielen, von der KPI (Kommunistische Partei Italiens/ d. Verf.) organisierten Demonstrationen hat man als Klassenzimmer eine Wohnung im Haus der Signora Rubea Ada ... gemietet."* (o.A., Torre Angela, una città da scoprire, Roma o.J.)

Im Jahre 1967 hat die Siedlung 20.000 Einwohner. Über Entstehung und Wachstum von Torre Angela berichtet ein Pionier des Quartiers: *"Es gab zwei große Besitzer: Talenti und Conforti. Sie besaßen landwirtschaftlichen Boden hier, bis die Parzellierung begann. Die Käufer waren Einwanderer, die nach Rom kamen, um Arbeit zu finden. Am Anfang kamen sie aus den Abruzzen, aus Kalabrien und aus Sizilien, also aus Mittel- und Süditalien, kaum einer aus dem Norden. Sie kamen auf Arbeitssuche nach Rom. Hier kauften sie sich mit Ersparnissen Land, um ein Haus zu bauen. ... Mit der Ausweisung als landwirtschaftliche Fläche ... konnte man Wasser und Licht bekommen. Als die Polizei dann alles kontrollieren wollte, sah sie aber, daß auf landwirtschaftlichem Boden gebaut wurde. Es gab die ersten Geldstrafen, weil es sich nicht mehr nur um Häuser einer Landarbeitersiedlung handelte, sondern um richtige Wohnhäuser. Dann kam es vor, daß sich die Polizisten 'etwas nahmen' - eine Art Schweigegeld - und 'ohne etwas gesehen zu haben' wieder gingen. Denn es gibt ein Gesetz, das festlegt: wenn das Dach einmal fertig ist, kann keiner das Haus einfach niederreißen. Es ist kein geschriebenes Gesetz. Es gilt besonders im mediterranen Raum"* (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 28). Die

Stadt Rom hatte den ungeplanten Hausbau wegen der großen Wohnungsnot toleriert, die sie mit eigenen Möglichkeiten nicht bewältigen konnte. Die Menschen bauten ihre Häuser selbst. Heute leben in der Borgata Torre Angela mehr als 40.000 Menschen.

Die große Bevölkerungszuwanderung nach Rom in den 50er und 60er Jahren erforderte Kapital für den Wohnungsbau, das in diesem Umfang weder von öffentlicher noch von privater Seite zur Verfügung stand. Nach einer Untersuchung des römischen Boden und Wohnungsmarktes entfielen 1981 6.000 ha der gesamten Stadtfläche mit 600.000 Einwohnern auf die historische Stadt, 3.500 ha mit 350.000 Einwohnern auf den sozialen Wohnungsbau, 12.000 ha mit 1.000.000 Einwohnern auf den spekulativen Wohnungsbau und 8.500 ha bebauter Fläche mit 800.000 Einwohnern auf die illegale Stadt (Della Seta, Della Seta 1988, S. 241).

Das Wörterbuch übersetzt den italienischen Begriff *Abusivo* mit widerrechtlich, rechtswidrig, mißbräuchlich. Bisher wurde hier der Begriff "illegal" benutzt, im Bewußtsein, daß es sich beim abusiven Bauen um eine Illegalität handelt, die sich auf die administrativen Planungsinstrumente bezieht, im vorliegenden Fall dem Flächennutzungsplan von Rom, aber nicht um "spontanes" oder gar "wildes" Bauen. Es ist ein Bauen ohne behördliche Genehmigung. Auch die großen landwirtschaftlichen Flächen, auf denen die Bebauung erfolgte, wurden nicht spontan parzelliert, sondern nach den Verwertungsinteressen ihrer Besitzer. Bei den Abstandsflächen einigten sich die neuen Bauherren mit ihren Nachbarn oder hielten sich an die Abstandsregelung der Bauordnung für landwirtschaftliche Gebäude. Alles in allem ein koordiniertes Verhalten der beteiligten Akteure, nur außerhalb der rechtsverbindlichen Planung. Was so entstand, ist eine Vielzahl von Borgate, die nach ihrer Konsolidierung eher einer süditalienischen Kleinstadt ähnelten, als einem städtischen Vorort.

Anerkennung durch die öffentliche Verwaltung

Im Jahre 1977 wurde der zukünftige Umfang der Borgata Torre Angela planungsrechtlich festgelegt und dieses Gebiet damit offiziell als Siedlungsgebiet der Stadt Rom anerkannt. Zu diesem Zweck wurde es zuerst vermessen, und die illegal errichteten Gebäude wurden durch die Kommunalverwaltung nachträglich legalisiert, die Aufnahme in den Flächennutzungsplan und die Aufstellung von Bebauungsplänen erfolgte. Durch die

administrative und planerische Integration wurde Torre Angela auch politisch zur Kenntnis genommen und formal in die Gesamtstadt integriert.

Siedlungsstruktur und Gebäudetypologie

Torre Angela ist durch ein rasterförmiges Straßennetz erschlossen, das auf die alte Landstraße ausgerichtet ist. Jedes Rasterfeld umschließt in der Regel 16 Grundstücke. Die durchschnittliche Grundstücksgröße beträgt 500 qm, bei den neueren Bebauungen 250 qm. In diesem Fall sind die Grundstücke häufig mit Doppelhäusern durch zwei verschiedene Bauherren, oft aus der gleichen Familie, bebaut. Insgesamt herrscht das drei- bis vierstöckige Haus vor, bei hoher Ausnutzung der Grundstücke.

Zum Kauf der Grundstücke schlossen sich häufig auch Familien eines Dorfes, die nach Rom umsiedeln wollten, zusammen, um durch den Erwerb einer größeren zusammenhängenden Fläche einen günstigeren Kaufpreis zu erzielen. Die so entstandene Siedlungsgemeinschaft prägte auch die Architektur der Häuser eines ganzen Strassenzuges. Für Bewohner Torre Angelas oder auch gute Kenner des süditalienischen abusiven Bauens ist es anhand des Baustils unschwer auszumachen, aus welcher Region Italiens dessen Bewohner stammen. *"Man plante das Haus sofort komplett. Beim Bau jedoch hing es sehr davon ab, ob die Leute aus Kalabrien oder den Abruzzen kamen. Die Leute aus Kalabrien z.B. verließen ihren Heimatort mit der Idee, sofort ein großes, vierstöckiges Haus zu bauen, nicht aber die aus den Abruzzen und aus Rom. Dies wohl, weil die Menschen aus Kalabrien mehr an die Kinder dachten"* (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 11).

Das Erdgeschoß der einzelnen Häuser ist meist als Garage, Werkstatt oder Geschäftslokal ausgebaut. Die darüberliegenden Geschosse sind Wohngeschosse, das Dach ist oft als Terrasse ausgebildet. Obwohl die Häuser in Torre Angela einen einheitlichen Eindruck vermitteln, sind sie doch sehr individuell gestaltet. Die Einheitlichkeit bezieht sich auf die Dachausbildung, Größe der Türen, Fenster und Balkone, während die Materialien für die Hausverkleidung und die Gitter für die Balkonbrüstungen individuell sehr unterschiedlich sind. Bei der Größe der Häuser und Anordnung der Balkone (einem wichtigen Übergang der Wohnungen zum Außenraum), lassen sich im wesentlichen drei oder vier Haustypen erkennen. Bereiche des Hauses, die von deren Besitzerfamilien freier gestaltet werden konnten, spiegeln dagegen stärker deren individuellen Geschmack und materielle Möglichkeiten

wieder. Materialien für die Hausverkleidung oder Balkongeländer, funktional zwar notwendig, ließen gleichzeitig genügend Platz für den individuellen Geschmack und gaben so der Siedlung ein lebendiges, bisweilen aber auch chaotisches Aussehen. Die verbleibenden Restflächen der Grundstücke werden als Gemüse- oder Obstgarten, in einigen Fällen als Ziergarten genutzt.

Die Planung des Hauses, Geschosznutzung, Wohnungsaufteilung und Wahl der Baumaterialien wurden von der Besitzerfamilie bestimmt. Wie die administrative Planung der Siedlung fehlt auch eine akademisch ausgebildete Architektur. Traditionelle Erfahrungen und familiäre Anforderungen bestimmen die Architektur. Oder anders ausgedrückt: *"Die Häuser sind aufgrund der familiären Bedürfnisse entstanden, so wie die Wohnungen nach der Anzahl der Kinder im Haushalt berechnet worden sind, oder nach den*



Abb./Fig. 1: Ortsschild. 1977 wird Torre Angela offiziell ein Stadtteil von Rom.

Personen einer Familie, die insgesamt hier wohnen sollten. 90% der Häuser in Torre Angela sind nach diesen Kriterien gebaut worden. Größere Baufirmen haben nur wenige Häuser errichtet; die höheren Häuser sind alle aus den 80er Jahren. Sie wurden von Leuten gebaut, die diese dann vermieten wollten, also mit einem ganz anderen Interesse, das im Gegensatz zu dem steht, was Torre Angela entstehen ließ" (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 30). So wurden bis zu den 80er Jahren nur drei- bis viergeschossige Wohnhäuser mit drei bis vier Wohnungen gebaut. In diesen Häusern konnten Wohnungen vermietet werden, wenn die Kinder der Hausbesitzer noch klein waren. Die Miete wurde gleichzeitig eine wichtige Einnahmequelle für die Fertigstellung des Hauses. Somit vermischen sich hier Bau- und Lebensweisen aus dem ländlichen Süden mit denen der städtischen Gesellschaft Roms und des Nordens.

Neben den Einzel- oder Doppelhaustypen sind in den späten 70er und vor allem den 80er Jahren auch größere Häuser mit mehr als vier Geschossen in Torre Angela gebaut worden. Die Größe dieser Gebäude übersteigt die Arbeits- und Finanzkraft der Familien- oder Nachbarschaftshilfe. Sie bezeichnen einen Wohnungsbau, der durch kleinere Baufirmen und mit dem Interesse an einer Kapitalverwertung durch Vermietung oder Verkauf von Wohnraum betrieben wurde.

Torre Angela auf dem Weg zur Integration

Sozialstruktur und Nachbarschaften von der Entstehungsphase bis heute

Torre Angela befindet sich in der Konsolidierungsphase seiner Siedlungs- und privaten Infrastruktur. Die öffentliche, sekundäre Infrastruktur weist noch starke Mängel auf. Trotzdem ist die Borgata ein attraktives Wohngebiet geworden. Sie ist nicht mehr das "Korea" Roms, wie es im römischen Volksmund in Anlehnung an den Korea-Krieg genannt wurde. Die Bevölkerung der Borgata stammt in der ersten Generation durchweg aus Mittel- und Süditalien. Der heutige Zuzug erfolgt aus anderen peripheren und zentrumsnahen Quartieren. Dies bedingt eine Veränderung der Sozialstruktur und des Sozialverhaltens.

Zur traditionellen Sozialstruktur der Borgata ein Bewohner: *"Mein Bruder, der in Mailand lebt, ist sehr überrascht gewesen, wie freundlich man sich hier grüßt, auf der Straße oder im Hausflur. Im Grunde kennen wir uns alle hier; wir alle machen einen Teil des Hauses und der Straße aus. Manchmal essen wir zusammen zu Abend oder laden uns gegenseitig ein. Es gibt ein Interesse an nachbarschaftlichen Beziehungen, das in Mailand oder anderen Großstädten verloren gegangen ist. ... Der illegale Siedlungsbau hat sicherlich viele Mängel bei den Dienstleistungen und den öffentlichen Einrichtungen, aber das soziale Leben ist viel intensiver als anderswo. ... Das ist ein Aspekt, der in der Planung untersucht wird, und man hat festgestellt, daß moderne Quartiere keine so starke nachbarschaftliche Kommunikation mehr besitzen"* (Krella, Potz 1991, Texte 11:25-26).

Heutige Sozialstruktur

Zwischen den ersten Siedlern von Torre Angela und den heutigen Bewohnern liegt mehr als eine Generation. Die soziale Struktur hat sich in dieser Zeit verändert, die Borgata ist kein von der Stadt und den gesellschaftlichen Entwicklungen isolierter Bereich mehr.

Die Gründergeneration

Die Gründergeneration kam zwischen den 50er und 70er Jahren hierher und ist heute um die fünfzig Jahre und älter. Sie hat eine starke Bindung an "ihr Quartier". Ihr Arbeitsplatz ist hier oder in der benachbarten Peripherie und ihre Verwandten und Freunde wohnen in der Nähe. Durch die Legalisierung und die damit erfolgte Eintragung ins Kataster stellen die ohne Fremdkapital errichteten Häuser eine solide ökonomische Absicherung der Eigentümer dar; 90% der Häuser befinden sich in Familienbesitz. In vielen dieser Familien sind die Kinder inzwischen verheiratet, arbeiten in qualifizierten Berufen und haben eine eigene Wohnung im Haus der Eltern bezogen. *"Sehen Sie, früher als noch die Polizeikontrollen stattfanden, wurden die Fundamente nachts gelegt. Es war verrückt. Eine Demonstration großer Willensstärke dieser Leute, ... Ich bin noch jung, habe eine kleine Elektrofirma und damit ein gutes Auskommen und ich habe das Haus meines Vaters fertiggestellt. Er ist von Beruf Maurer gewesen, nun ist er in Pension. Neben seinem Haus gibt es für ihn die Bar, wo er seine Freunde trifft"* (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 8).

Entwickelten die Familien sich aber nicht so, wie es bei der Planung des Hausbaus gedacht war, wenn z.B. die Kinder in eine andere Stadt oder zu den Eltern des Ehepartners zogen, entstand Wohnraum, der vermietet werden konnte. Die Mieteinnahmen verbessern zum Teil erheblich das Familieneinkommen der Hausbesitzer. Es entspricht inzwischen dem Einkommen mittelständischer Haushalte.

Die zweite Generation

Die zweite Generation in Torre Angela ist dort geboren und aufgewachsen. Sie hat ebenfalls eine starke Bindung ans Quartier, orientiert sich aber wesentlich stärker als ihre Eltern aufs Stadtzentrum oder auf entferntere Quartiere der Stadt. Der Besuch weiterführender Schulen und der Universität oder der Arbeitsplatz, ein verändertes Freizeit- und Konsumverhalten bestimmen ihr Interesse am Zentrum.

"Sicherlich hat sich das System verändert. Ich glaube nicht, daß es Leute gibt, die bereit sind, das zu machen, was damals gemacht worden ist. Und es ist vielleicht richtig, daß es so ist, weil der Bau eines Hauses nicht zu einem Zwang werden darf, der auf Kosten der Lebenskraft geht und nur Opfer verlangt, denn gerade darum handelt es sich auch beim illegalen Bauen" (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 8).

Die Neubürger

Die Neubürger von Torre Angela sind Familien, die in den letzten zehn Jahren zuzogen. Sie haben bewußt eine Wohnung in der Borgata gewählt, weil sie nahe am Arbeitsplatz in der benachbarten äußeren Peripherie liegt, das Quartier überschaubarer und grüner ist als die hochverdichtete mittlere römische Peripherie der 60er Jahre und beide Vorteile sich noch mit einem relativ günstigen Kaufpreis realisieren lassen. Mieter ziehen in die äußere Peripherie, weil es fast nur noch dort Mietwohnungen gibt und die Mietpreise noch für untere soziale Schichten bezahlbar sind.

Alltagsorganisation

Auf den ersten Blick gibt es nur geringe Probleme bei der täglichen Organisation. Dies trifft besonders auf die Gründergeneration zu. Für sie stand das Haus als Lebenssicherung im Vordergrund, da sie meist auf saisonale und wenig qualifizierte Arbeitsplätze angewiesen waren. Viele der Männer arbeiteten in der lokalen Bauindustrie, ihre Frauen oft in den Haushalten wohlhabender römischer Familien. Diese Generation ist mit dem Quartier gewachsen, und hat mit der Zeit unter dem Einfluß des italienischen Wirtschaftsbooms einen sichereren Arbeitsplatz im Quartier und seiner Umgebung gefunden oder einen eigenen kleinen Betrieb gegründet. Sie orientiert sich bei ihrer Alltagsorganisation überwiegend auf Torre Angela und nicht so sehr auf das Stadtzentrum.

Die inzwischen erwachsen gewordene zweite Generation hat einen sehr viel stärkeren Bezug zum Zentrum als Ausbildungsort oder für die Freizeitaktivitäten. Sie orientiert sich mit ihren Ansprüchen auf zentrale Einrichtungen der Stadt, stößt aber bei deren Realisierung nach wie vor auf große verkehrstechnische Probleme. *"Nehmen Sie mich als Beispiel: Um studieren zu können mußte ich den Zug nehmen, um ins Zentrum zu kommen, und dieses schien zunächst ziemlich schwierig und außergewöhnlich zu sein. Jetzt machen das viele, weil es eine Entwicklung in der Gesellschaft gibt, die natürlich auch in der Siedlung vorstatten geht"* (Krella, Potz 1991, Texte 11, S. 15).

Für die Bewohner der Borgata ist das vor-moderne, auf Konsumminimierung ausgerichtete Lebensmodell der Gründergeneration nicht mehr typisch. Die traditionellen landmannschaftlichen und nachbarschaftlichen Beziehungen lösen sich auf und die einzelnen Haushalte übernehmen mehr und mehr mit individualisierten Lebensstilen das moderne Konsummodell. Torre Angela wird immer

mehr in das städtische System integriert.

Betrachtet man die illegal entstandene Borgata Torre Angela heute, so läßt sich ihre Integration in die Stadt durch unterlassene oder nur punktuelle Intervention öffentlicher Verwaltungen als ein großes Regulationsexperiment interpretieren. Die "Abstinenz" der planenden Verwaltung führte zu schweren Defiziten, z.B. im Verkehrs- und Umweltbereich. Diese müßten, wie bereits bei der nachträglichen Ausstattung mit primärer Infrastruktur (Kanalisation, Wasser, Strom usw.) mit erheblichen Mehrkosten aufgefangen werden. Trotzdem läßt sich die langsame und schrittweise Siedlungsentwicklung Torre Angelas und seine Integration in die Stadt aber auch als Erfolg dagegenhalten (Kreibich 1992, S. 21).

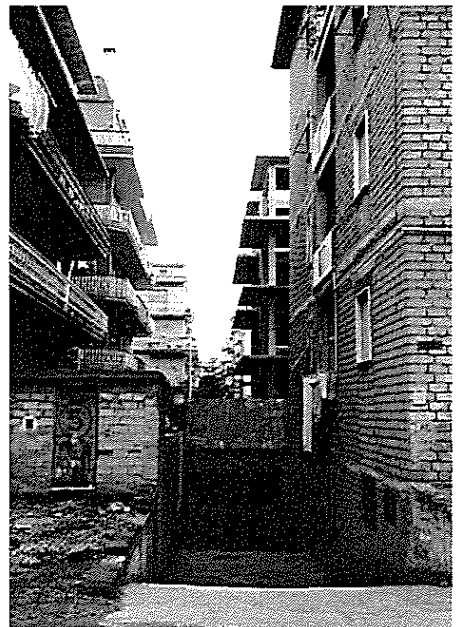


Abb./Fig. 2: Intensive Grundstücksnutzung: die Abstandsflächen entsprechen der Bauordnung für landwirtschaftliche Gebäude.

Literatur

- Berdini, Paolo: Abusivismo a Roma, in: *Urbanistica Informazioni* 108. Roma 1990
- Clementi, Alberto; Perego, Francesco: *La metropoli 'spontanea' / Il caso di Roma*. Bari 1983
- Della Seta, Piero; Della Seta, Roberto: *I suoli di Roma*. Roma 1988
- Insolera, Italo: *Roma moderna*. Torino 1976 (1962)
- Insolera, Italo: *Roma: Immagini e realtà dal X al XX secolo*. Bari 1983
- Kammerer, Peter; Krippendorf, Ekkehard: *Reisebuch Italien 1. Über das Lesen von Landschaften und Städten*. Berlin 1979
- Kreibich, Volker u.a.: *Die Raum-Zeit-Struktur römischer Borgate, Texte 2*. Dortmund/Roma 1989
- Kreibich, Volker: *Die nach außen gekehrte Stadt, Dortmund/Roma 1992 (= Die Raum-Zeit-Struktur römischer Borgate, Texte 14)*
- Krella, Bernhard; Potz, Petra 1991: *"Meine Freizeit verbringe ich im Bus..." - Ein Lesebuch*. Dortmund/Roma 1991 (= *Die Raum-Zeit-Struktur römischer Borgate, Texte 11*)
- von Petz, Ursula: *Die neue Rolle der römischen Peripherie, Dortmund/Roma 1992 (= Die Raum-Zeit-Struktur römischer Borgate, Texte 14)*
- o.A., Torre Angela, *una città da scoprire*, Roma o.J. (Stadtteilbroschüre)

"Marginal Urbanization" in Barcelona

The Case of Sant Josep

Joan Busquets

Abstract

The district of Sant Josep, in the town of Sant Vicenç dels Horts is one of many "Marginal Urbanizations" in the Barcelona Metropolitan Area. It is organized by the residents themselves – mostly immigrants unable to obtain official housing and who solved their housing problems through the use of cheap labour and by converting rural land into a speculative market. These districts were illegally created and are now *de facto* incorporated into the city. However, in regional planning and in successive development and infrastructure programmes they have been systematically overlooked until pressure from the residents, combined with greater flexibility on behalf of the administration, led to the adoption of new policies.

In 1979, the Town Council of Sant Vicenç dels Horts held an open competition for a Special (Internal) Rehabilitation Plan (PERI) for Sant Josep. This article presents the resulting project drawn up by a team of professionals under the direction of Joan Busquets (architect) and José Luis Gómez Ordóñez (engineer). It was implemented in the early 1980s. The work is of particular interest not only because of the specific nature of the district with its combination of legal and technical problems arising from topographical, urban and architectural conditions, but also because of the explicit decision not to expel the present inhabitants. This implies that "Marginal Urbanization" becomes an accepted part of the housing policy, with all its implication in terms of open-ended discussions and lengthy participative procedures.

Prof. Dr. Joan Busquets is teaching at the Laboratorio 'Urbanismo, Faculty of Architecture, University of Barcelona. For many years he was director of urban planning in Barcelona. Address for correspondence: Sta trinidad del monte 13b, E-08017 Barcelona.

Due to lack of space the article was shortened by the editor. We apologize for the omissions.

Zusammenfassung

Der Fall von Sant Josep ist typisch für marginale Urbanisierung in Barcelona und in spanischen Städten überhaupt. Die Artikel beschreibt die schwierigen materiellen Bedingungen des informellen Siedlungsprozesses, welcher nur durch den Druck seiner Bewohner "de facto" von der Gemeinde anerkannt wird. Der Ende 1979 formulierte Rehabilitierungsplan von Sant Josep ist über viele Jahre diskutiert worden, hatte im Jahre 1981 den Nationalen Entwicklungspreis Spaniens erhalten, und ist mit seiner graduellen Umsetzung Anfang der 1980er Jahre zu einer Art Vorbild für die Rehabilitierung informeller Siedlungen in Barcelona und ganz Spanien geworden.

The basic proposals derive from the studies "Marginal Urbanization" initiated by the Laboratorio de Urbanismo at the Barcelona School of Architecture, under the direction of Manuel de Solá Morales.¹ These were then adapted by Joan Busquets for a comprehensive analysis of this type of urban growth in the metropolitan area of Barcelona (doctoral thesis in 1974). The specific nature of the Plan, its methodology and technical parameters were widely discussed over the last decade, and helped to convert the Sant Josep PERI programme into a blueprint for intervention in a large number of settlements of this type all over Spain. The Plan received the National Development Prize in 1981, but has not yet been published.

The Rehabilitation Plan and the Neighbourhood of Sant Josep

The Special Plan for the rehabilitation of Sant Josep² foresaw legalization, urbanization and rehabilitation elements and conformed with the guidelines of the 1975 Barcelona Metropolitan Plan for a so-called "Marginal Urbanization". The term is applied to urban neighbourhoods that sprang up outside the regular legal and planning framework and which are markedly different from the "normal" or official suburbs of the Barcelona Metropolitan Area. This condition implied the necessity for an unconventional planning approach.

Sant Josep belongs to the municipality of Sant Vicenç dels Horts; it was initiated over 25 years ago, and covers an area of approximately 30 ha which previously consisted of just seven rural properties. It is located on the steep lower slopes of the Puig Castellar which forms part of the mountain system along the right bank of the river Llobregat, occupying the area between the fertile agricultural plain and the mountain range. At present the district counts over 4,200 inhabitants, or some 850 family units. The majority of the active population are wage earners, supplemented by a large number of unemployed and retired persons.

The *barrio* is located next to the lower part of the river (the start of the delta) and enjoys a sunny location with good views. In *barrios* like Sant Josep the geographical conditions have a strong influence on townscape: there is a 100 m difference of altitude between its upper and lower parts; the uneven terrain is broken up by short valleys and crests (figs. 1,2). The district has some eight kilometers of streets with an average width of about 6 m. 40% of the streets have inclinations of more than 8%. There are more than 840 individual plots, and the built structure covers around 100,000 square meters built-up area.

Over the years the neighbourhood has grown far beyond its legal demarcation, which means that there is no administrative and legal supervision nor technical support

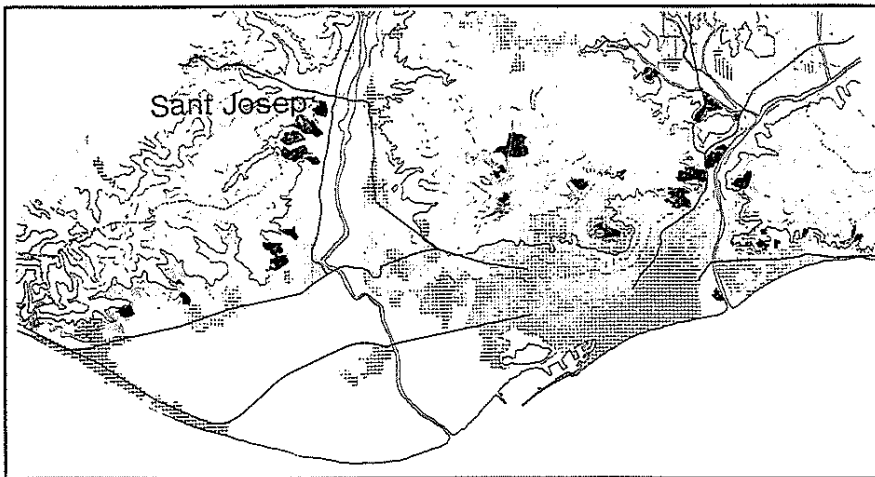


Fig. 1: *Barrios in the Barcelona Metropolitan Area*

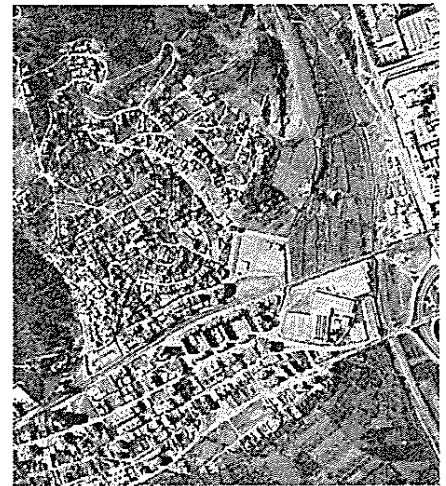


Fig. 2: *Aerial view of the barrio Sant Josep*

for most building development. Infrastructure provision suffers from the illegal status of the settlement. Only very recently a school was opened; other infrastructure work was undertaken to alleviate the difficult urban conditions of the district.

Barrios and "Marginal Urbanizations" in the Barcelona Metropolitan Area.

Sant Josep is typical for some thirty or so marginal *barrios* (urban or semi-urban districts – not necessarily a "Marginal Urbanization") that have sprung up around Barcelona since the fifties, and which already housed a total of some 100,000 persons by 1970. "Marginal Urbanizations" in the district of Sant Josep play a significant role in the development of the Metropolis of Barcelona for the following reasons:

1. The urban development of these neighbourhoods generate "surplus value" linked to land parcels which would not easily achieve urban status due to their nature and position. Hence, "Marginal Urbanization" is functional in increasing the price of land, particularly by dividing it into very small, marketable units.
2. "Marginal Urbanization" influences the future growth within the Barcelona Metropolitan Area. The differential land values on vacant areas adjacent to the *barrios* determines the surplus value on land unsuitable for urban development.
3. "Marginal Urbanization" – particularly in the fifties and sixties – served as an escape valve in satisfying the minimal residential requirements of lower income groups unable to afford normal housing.
4. The typical house in a "Marginal Urbanization" is constructed by a process very different from that of normal housing. It is characterized by a large proportion of self-building and mutual aid assistance which implies considerable difficulties at

the various stages of building. The dwellings are cheap and shoddy when compared with formal housing built by a contractor.

5. The 'marginal' status of these *barrios* refers to context of the official planning guidelines, and to the infrastructure deficiencies (particularly in the early stages of the process). Nonetheless, the population itself can hardly be labelled 'marginal'; in the majority it belongs to the working class.

Most districts like Sant Josep have grown to a considerable size but the provision of primary infrastructure (streets and utility mains) remains a problem. Providing it is costly because of the hilly localization and for the spontaneous development process. Politically it is difficult because any compromise on the part of the local authorities tends to be interpreted as legal recognition of the status quo – which the authorities tried to avoid for avoid. Legalization, although wanted by the residents, is a contradictory process because it equally serves the interest of other non-resident actors including developers who push for the reconstruction of these neighbourhoods in order to capitalize the betterment gain.

There is no doubt that speculation influenced the majority of development plans drawn up for Marginal Urbanizations in Barcelona until recently. Today, however, progressive improvement schemes have become a core element in the Rehabilitation Plans for "Marginal Urbanizations" in the Metropolitan Area of Barcelona. Both the residents as well as the authorities are now interested in improving these *barrios*, and to reach the majority of the resident population.

The theoretical basis for intervention

A considerable change in policy can be observed in the interpretation of and intervention in Marginal Urbanizations over the

last twenty years.³ In the sixties the general view was that these settlements were an abnormal feature, like a cancer that needed to be removed. Of course, such action was not realistic, and led to a "functionalist" interpretation of the phenomenon by comparing it with the established urban texture. Another position can be identified as "integrationalist"; it viewed these neighbourhoods as a transitional place for the immigrants, where they could "adapt to urban life". An intense debate on the phenomenon of "Marginal Urbanizations" was carried on at an international level during the sixties and led into a growing interest of the public sector in this problem, and eventually to the formulation of specific intervention concepts.

Formulation of the Plan

The Rehabilitation Plan aimed at overcoming the limitations of conventional forms of urban planning which were not applicable to this kind of neighbourhood. Instead specific guidelines for rehabilitation and upgrading needed to be developed. As a basis for the plan, an accurate and detailed study of the *barrio* was carried out in the first instance. This allowed to understand the current situation with its most characteristic variables, and to prepare a synthetic evaluation of the *barrio*. The census proved of great importance as a basis for the formulation of proposals. The accurate plans drawn up in a scale of 1:500, indicating the current physical status, housing tenure, land ownership, demographic and social data on the resident population became the fundamental elements for diagnosis and for the proposals for intervention and "cure", too.

The very nature of the problem implied considerable difficulties in obtaining reliable information – for example, there exists no up-to-date mapping of such districts, and much technical effort was needed to produce these basic information. The *barrio's* Residents' Association to which a large number of the inhabitants belong, proved a

tremendous help in the evaluation of the different proposals elaborated during this project. The diagnosis of the *barrio* determined the basic aims of the Rehabilitation Plan: housing in a relatively good state of repair should be upgraded while the residents can remain in their homes. Registration and legalization of the land would be an advisable measure to facilitate the urbanization process.

Conditions for development of the Rehabilitation Plan

The Rehabilitation Plan seeks to comply with the Barcelona General Metropolitan Plan (PGM) which envisages a progressive development in this area. Moreover, the municipality's investment capacity on infrastructure is very limited and does not permit comprehensive development; central government resources are not easily accessible either. Grants for housing improvement do not seem to be forthcoming in the immediate future. Therefore the priority in the improvement of the *barrio* must be to mobilize local resources. These can be complemented by other outside assistance at a later stage.

Contrary to the upgrading initiative supported by the residents there seems to be an interest by the formal housing sector to leave marginal dwellings - labelled as "cheap" and "illegal" or "informal" - in their present status. The expectation is that the residents would enter the formal housing market as soon as they can afford to. In this sense, there is a strong lobby for commercial development in the formal sector.

The Rehabilitation Plan which proposed upgrading of existing "Marginal Urbanizat-

ions" attempted to provide an alternative to the "Real Estate" approach on urban fringe land. Such an approach also appeared most suitable in face of the difficult social situation in these *barrios*, which is characterized by recurrent unemployment. Basically the City Administration can choose among three different options for the development of a *barrio*:

- a) "Freezing" further development of the *barrio* on the grounds that it was built illegally. This would have a strong negative impact on the *barrio*, and discourage any improvement and consolidation efforts through the initiative of the residents.
- b) comprehensive "remodelling" of the *barrio*, which would imply the eradication of informal "substandard" buildings and their replacement through formal type of development (The "Real Estate" interests behind such an approach have been explained above).
- c) "Progressive improvement", which exploits all possibilities for the incremental urbanization of the *barrio*, and uses formal legalization in order to overcome the existing image of "marginality" in social, legal and planning respects.

The proposals: legalization and urbanization - future arrangements

The Special (Internal) Rehabilitation Plan (PERI) is a basic document for the intended intervention, and includes detailed technical aspects on the present and planned situation of Sant Josep:

Plot Formation

The changes in land ownership from the original rural properties up to the present

'parcelation' are traced in maps, together with the geographical elements and other conditions which influenced the specific form of land division. Land registration maps of the 1930s show clearly the agricultural origin of the land: the original plots tended to be large and were generally limited by natural borders such as rivers and lanes. In some cases the land was subdivided respecting topographic borders (steep bank and mounds), according to ownership, or according to the system of cultivation (figs. 3-6). Also ease of access and topographic characteristics are factors which influence the size of plots and their sequence of conversion into building plots.

The process of plot division did not follow a uniform manner. The aerial photographs give an idea about steps in land occupation and construction, this process was closely monitored over a five year period. The pattern of division of the plots reflects particular circumstances, and depends on the size and shape of the original property, its relationship with existing roads and the river beds (which are often used for access), and the search for an "optimum" plot size (as small as possible). All subdivisions were designed entirely independently in each sector without paying much attention to ward boundaries, or the development of the neighbouring land parcels. This phenomenon is illustrated by the maps, display the first division of the rural properties, and were drawn up to promote the selling land in the area. Each owner seeks to maximize the amount of sellable land, and the approach is decidedly speculative (fig. 7).

The analysis of the subdivision plans helped in the formulation of proposals how to develop the different sectors. Together with

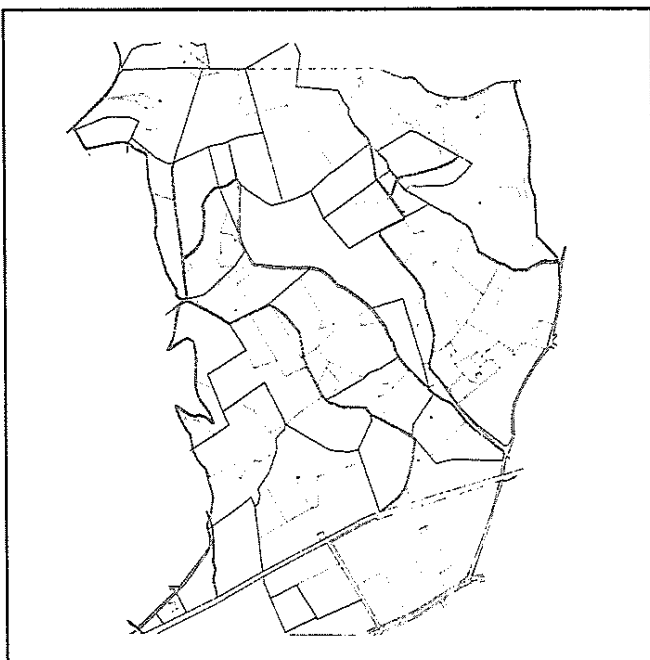


Fig. 3: Rural Properties in 1934



Fig. 4: Land ownership in the 1980s

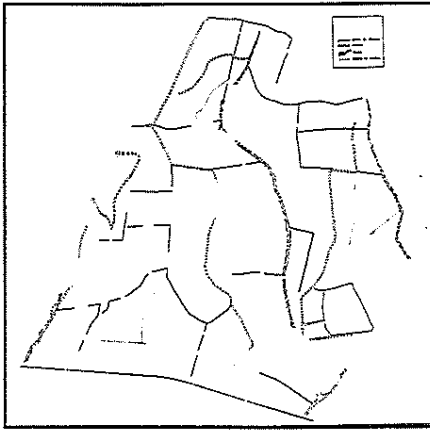


Fig. 5: Underlying geographical elements

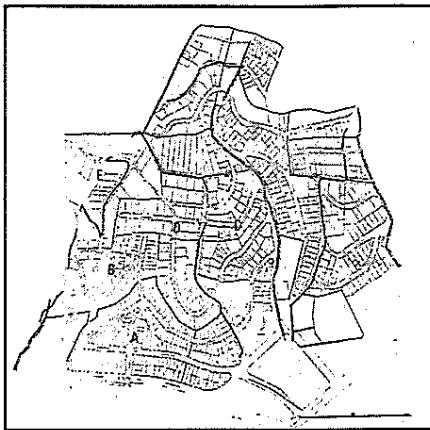


Fig. 6: Basic subdivision of plots

the actualized inventory of the building stock three different types of property can be identified:

- 1) housing of sitting owners who are likely to pay a contribution towards long-term upgrading works;
- 2) small vacant plots where buildings must be built similar to those on "normal" land –but adapted to the Sant Josep ordinances –after the Plan is implemented;
- 3) remaining undivided land of the original rural properties which, following the directives of the PGM, will be reserved for public open space.

Internal Structure and Roads

Given the difficult terrain (the average slope of roads is 7.5 %) special attention must be paid to the road and access system. New

road building will considerably increase the overall circulation network in the *barrio*, bringing it up to about 8.5 km for 30 ha of land. The main access roads run along the valleys where the heavy rain water has prepared a natural path and which can be paved at minimum cost. *Traveseras* will be branching off from these *Ramblas* in a perpendicular direction and more or less follow the contour lines. A third type of roads, called *crestas* run along the crests.

In the wider *ramblas*, the projecting fronts of buildings will be retained, and they will serve as the main avenues of the *barrio*, with wide pavements. The minor *ramblas* will act as pedestrian links. The *traveseras* will be slightly slanted into the hill in order to retain the rainwater on the sides on which trees are planted; the street lights will be on the opposite side so that they can simultaneously illuminate other parts of the *barrio*. The *crestas* will generally be the steepest streets, with a privileged position allowing longitudinal views. They will mainly become pedestrian streets, often fitted with steps, and can be used for short-cuts. Along all three types of roads, land use is maximized in the form of long double plots facing the access roads.

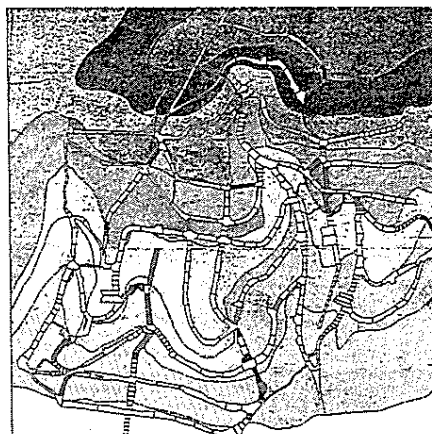


Fig. 8: Geomorphology and Street Layout

Population Distribution and Housing Typology

A population survey was carried out with the aid of the Sant Josep Residents' Association, and covered, among other things, the composition of family units, age, employment situation. There are 4,220 persons

registered as residents of the *barrio*, which represents a fifth of the municipality's total population. The *barrio* grew fast during the period 1955–70, and less in the 1970s – around 2,5 % per annum (mainly arising from a high birth rate among the primarily young population). Densities of occupation vary considerably. In the analytical maps, zones of similar density were defined, and compared with the actual floor area and the building situation. Groups with similar problems can thus receive appropriate treatment. 70% of the residents are owner-occupiers. The remainder part, safe for some shared ownership of small plots, lives in rented accommodation. Among the existing housing stock two typical housing groups can be observed:

1. The self-built houses within the marginal urbanization share a number of similarities: they are normally produced by a contractor, sometimes under supervision of the owner and with the contribution of family sweat labour in the various stages of the construction process. These houses represent 78.5 % of the total housing stock in the *barrio*. The most prevalent house type – 35 % of the total – has a side passage giving access to the back of the plot.
2. Speculative buildings: houses built cheaply by a developer and thereafter sold as a finished dwelling to its prospective owner. Another common type – accommodating some 80 families – are blocks of flats erected on small plots, either for sale or renting, with high density and poor technical qualities.

Proposed Building Ordinances

At present, the housing conditions are simple but satisfactory. 90% of the stock is worth improving or completing. Only in a few cases the building survey marked an "irregular" state of repair on account of poor sanitary and/or structural conditions, where a feasibility study was recommended before habitation was decided upon. A detailed study of selected representative houses identified the most important measures for improvement and rehabilitation, and to elaborate standard solutions for the typical problems in the majority of the houses.

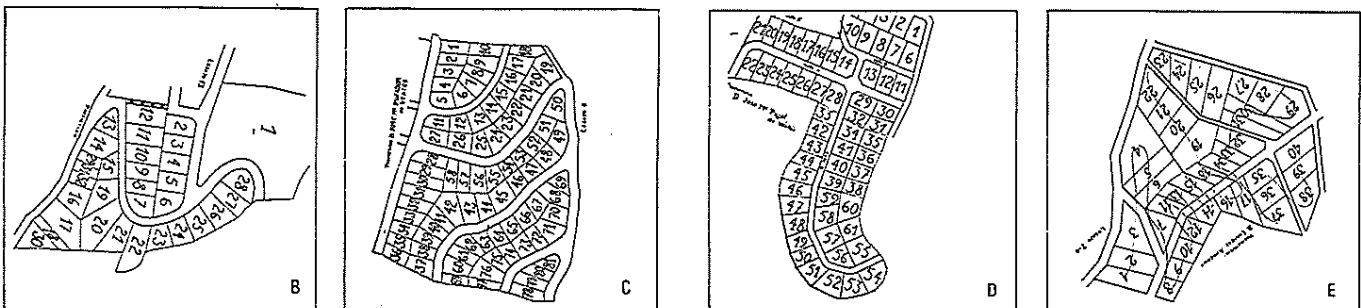
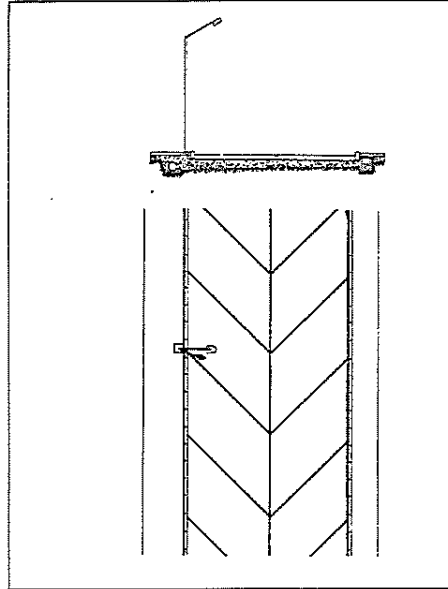


Fig. 7: Schemes of Land Subdivision and Plot Formation



TIPO TRAVESERA

Fig. 9: Street types and proposed profiles: Traversa

Future development will have to comply with the Sant Josep ordinances and belong to one of two residential types (A and B), with a gross plot ratio of 1 and 0.7. Non-residential use must not exceed 30 % of the total land. The ordinance contains only around twenty articles, and illustrations were included as a guide to architectural dimensions; i.e. how to define a continuous facade, to build a small house on uneven rocky ground etc. The ordinance, defining maximum plot ratios and minimum conditions, is complemented by regulations concerning the general building "envelope" and which can be easily adapted to each plot (fig. 12,13).

Urbanization and Amenities

Great care was taken to make the urbanization of the *barrio* low-cost and cost efficient. This particularly affected the paving of streets and pavements, provision of amenities such as street lighting, water and electricity supplies, sewerage. Surface rainwater will be drained off the streets as much as possible to prevent erosion and flooding of the town below; the natural inclination of the terrain could be exploited for this purpose. Street lighting is envisaged on one side of the streets only, with low lamp posts. Streets will be paved in concrete, which is much cheaper and matches better with the walls, steps and other surfaces, and it is more familiar to the residents. The water supply must take the 150 m difference of altitude into account to avoid excess pressure in the lower part, this is achieved by two small tanks serving different levels of the settlement. Standard amenities will be situated along a strip in the central zone.

The existing school is to be enlarged, and two new creches provided on account of the young population of the *barrio*. Open spaces are proposed for social activities like the traditional *fiestas* of the *barrio*. Social services will include a dispensary, enlarged premises for the Residents' Association, an old people's centre and a library. Two main shopping areas are strategically sited in the difficult terrain. (fig. 14)

The Urbanization Works

Conventional urbanization solutions are rarely useful in the informal *barrios*. In this case it seemed preferable to divide all planned works in geographically identifiable sectors, streets and zones, and to omit rigid spatial plans or time schedules. The initiative to install paving, sewerage, water, street lighting is considered the responsibility of the residents in a street. Certain focal points, such as the access roads to the *barrio*, bus stops or the junctions of main streets are not considered to "belong" to any particular plot, which means that the organization of the work must be shared by the whole *barrio*.

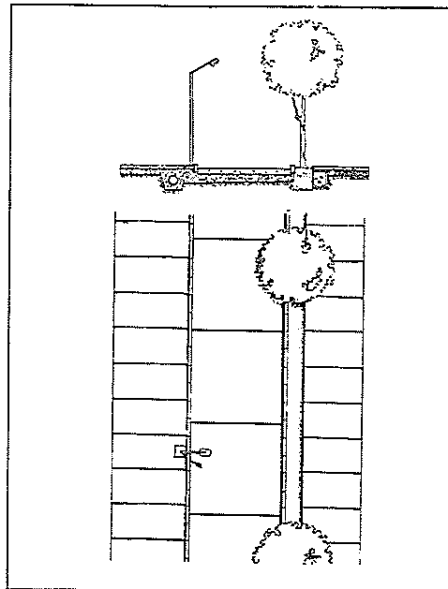
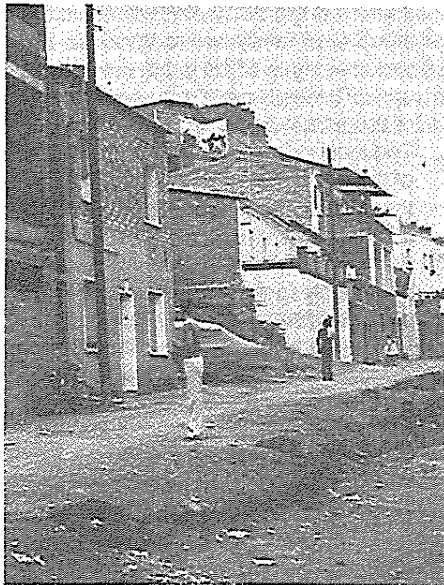
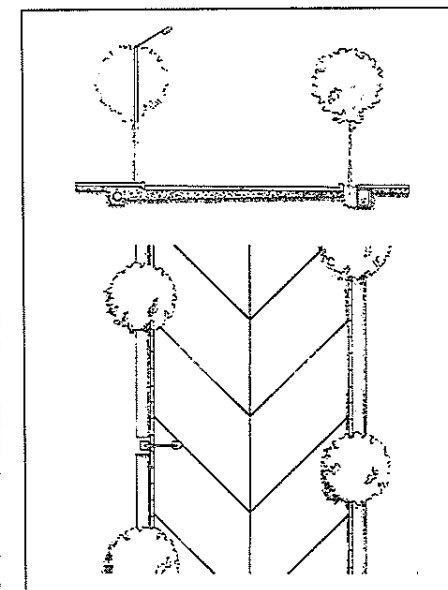


Fig. 10: Street types and proposed profiles: Rambla



CALLE MAYOR

Fig. 11: Street types and proposed profiles: Main street

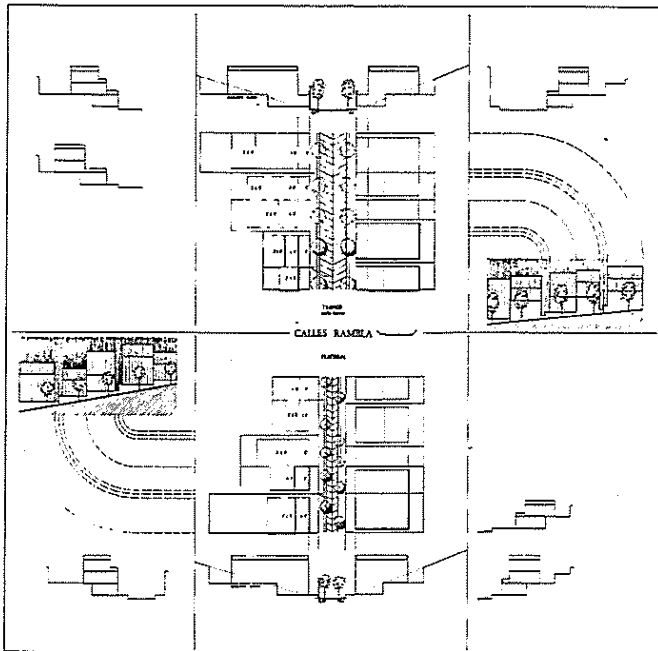


Fig. 12: Application of Building Ordinances for the rambla street type

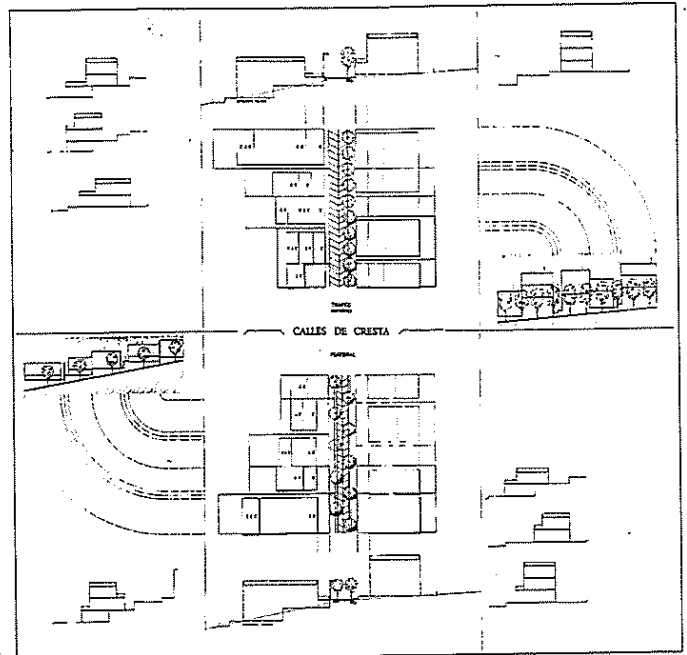


Fig. 13: Application of Building Ordinances for the cresta street type

The advantage of a planned fragmentation of urbanization works is that the investment can be paid in stages – according to the financial possibilities of the affected residents. The various stages are defined in the Plan by dividing the five-year period, in which the urbanization works are meant to be completed, into three phases: 1st year, 2nd year, and the last three years. The first year is dedicated to the paving of the principal internal *ramblas*, of a primary circuit of streets, and of connecting roads to surrounding areas and to the centre of Sant Vicenç. The construction of drains and tree-planting will be carried out at the same time as paving. Also in the first year water will be connected to those still lacking it. Street lighting, however, will initially only be provided in the *ramblas*, the main streets, in the outer edge of the *barrio* where it is most needed, and non-urbanized land. In the second year the paving will be extended,

street lighting will be provided in the centre, in pedestrian streets and areas of topographic importance. In the following years all remaining parts of the *barrio* will be served. Most works will be carried out by specialist contractors in line with a systematic and coordinated plan so as to exploit all possible savings.

User participation in the decision making was widely practiced in cooperation with the Residents' Association, and resulted in the adoption of "alternative" elements of urbanization, such as the use of concrete for both street paving and lamp posts. In order to encourage citizen participation and self-help, the plan even included information on the method of making and installing concrete, or about certain road elements at points of access to the *barrio* where ground levels were somewhat problematic. (fig. 15).

The cost of urbanization was to be shared between the whole *barrio*; therefore

a system of financing was proposed on the basis of monthly quotas which each plot would pay according to its area and frontage. It was calculated that the three rates were Ptas. 1,950, 3,120 and 5,400 per month respectively, and such quotas would cover the complete urbanization works of the *barrio* in five years. The system also permitted the phased integration of those in a weak economic position (and unable to pay the initial deposit).

A high percentage of the total cost of the development must be borne by the residents. The share to be recovered from residents amounts to some Ptas. 100 million (in 1980 values), or 20 million per year. A certain flexibility was maintained to be able to handle to unknown unit prices, the choice of alternative materials, and to account for technical support or self-help labour inputs.

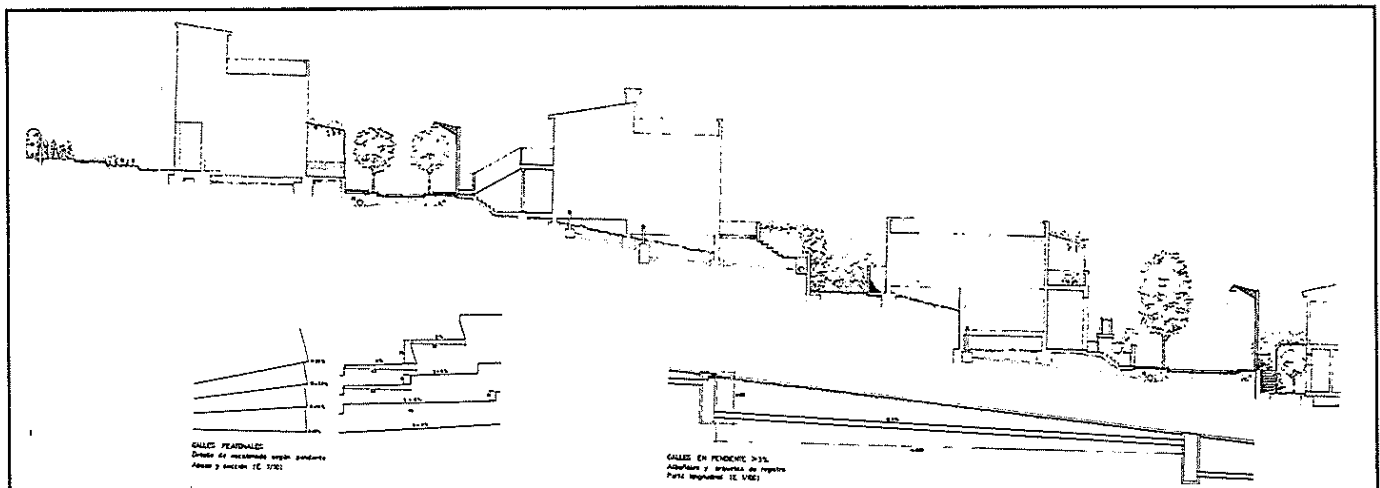


Fig. 14: Type of urbanization (street building) work

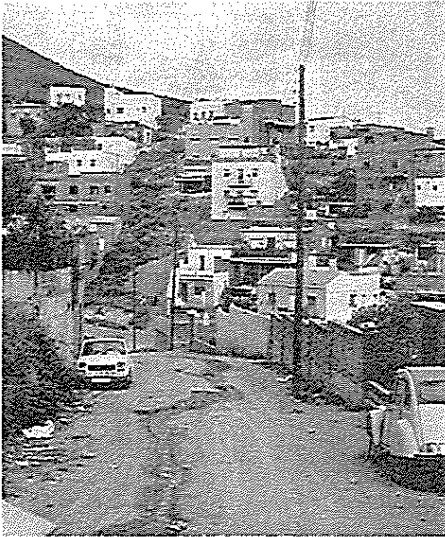


Fig. 16: View of the barrio

Urbanization is considered as the first priority. Legalization can take place simultaneously or later: it must be carried out within five years, and whenever a building license has to be applied for (for an extension or a new floor) the existing building must be legalized.

Intervention by developers and the community

The Rehabilitation Plan allows for the intervention by different types of developers in the provision of infrastructure and private building. Public developers will be responsible for carrying out major infrastructure works (water tanks, water mains streets, sports grounds etc). The central government would be responsible for special investments and particularly for all housing related grants and/or subsidies.

But the main benefit of the primary urbanization work is that it can be – but does not need to be – realized by joint community initiative, and can be fully financed through "urbanization fees" over five to seven years. These are set in monthly payable sums according to plot type, size and building volumes.

Notes

1. Among the published materials are the following monographs on the subject: L.U.B. "La Urbanización Marginal en Barcelona", I, II, III. Monographs ETSAB, Barcelona, 1975.
2. In drawing up this we have relied on the most appreciated contribution of José Luis Gómez Ordóñez, the collaboration of Joan Blanch and the help of José A. Tajadura, J.M. Carrera, Mercé Busquets and Rosa Escala, as well as the continuous support of the Sant Josep Residents' Association.
3. Clarification of this discussion can be found in our article "Urbanización Marginal y Políticas 'Alternativas' de Vivienda", published in "Ciudad y Territorio", Madrid 1976.
4. With reference to the debate on these subjects, see "Self-Help Housing" edited by Peter M. Ward, London 1982, in particular the articles by H.Harms, J. Turner and R. Burgess.

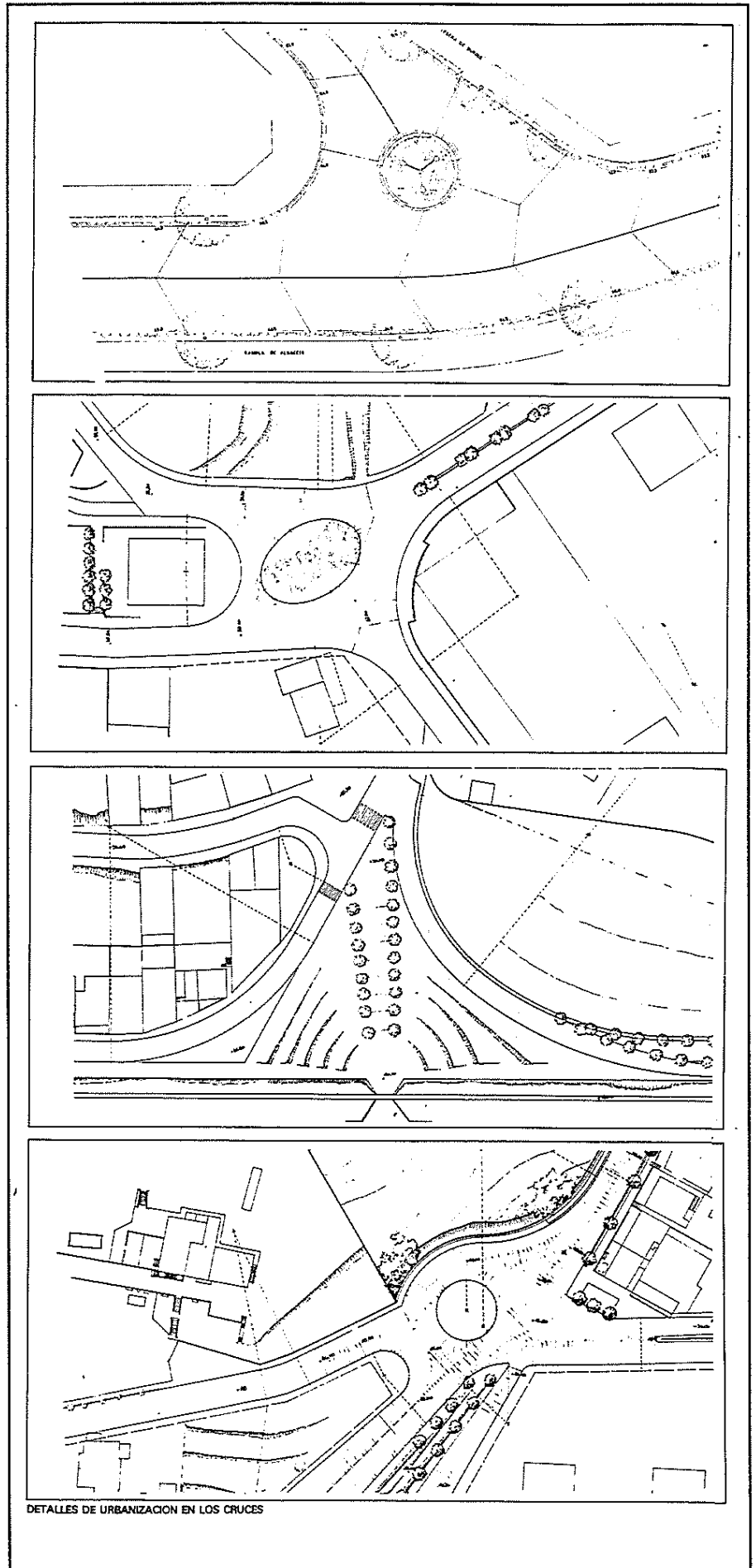


Fig. 15: Urbanization of Street Junctions



Fig. 17: Existing situation



Fig. 18: Section of proposed rehabilitation plan

The Homeless and Squatters in the United States

A Collage of Different Accounts

Recent media reports on the increasing homelessness in the United States emphasize the diverse social mix of the people involved, and the heroic, though inadequate, efforts of charitable and religious organizations to provide emergency shelter. Touching personal histories combined with statistical data express urgency for immediate action. The homeless, mostly victims of circumstances beyond their own control, are met with sympathy by the public and the press (Newsweek 12/27/82; US News & World Report 1/17/83). This response contrasts with the image of the homeless in the past, when they were portrayed as undeserving vagrants inhabiting *skid row* (see below). How can the change of perception be explained? Who are the new homeless, why do they lack a roof over their heads, and how can the problem be solved?

In search for an answer to these questions different social values associated with the homeless in the past (as vagrants, deviants, the sick or victims of circumstance) will be reviewed. As the cultural context remains the same today previous biases cannot be expected not have dissolved even if it can be shown that the roots of the problem lie in the uneven social and spatial development of capitalist industrialization and urbanization in the United States. But the attention which the problem receives reflects a complex interplay between the homeless themselves and those groups exercising public authority in their behalf.

This edited text collage by Florian Steinberg draws intensively on

- (a) Hoch, C., Homeless in the United States, in: *Housing Studies*, 1 (4):228-240;
- (b) Francis Roy, D., Hooverville - A Community of Homeless Men, in: *Studies in Sociology*, 4 (1/2), 1939-40:37-40;
- (c) Left Out in the Cold, in: *Time* 19 December 1983.

The original manuscript was shortened by K. Mathéy due to lack of space before publication. We apologize for any incoherencies arising from this measure.

Zusammenfassung:

Der Artikel präsentiert eine Mischung von verschiedenen US-Erfahrungen mit der Obdachlosigkeit. Die Bedingungen und soziale Kultur der obdachlosen, informellen Siedler der Hoovervilles nach der Weltwirtschaftskrise von 1929/1930 ist wohl das drastischste Beispiel einer quasi-"Dritte"-Welt-Situation. Doch auch die Massen-obdachlosigkeit der USA in den 1970/80ern hat viele vergleichbare Phänomene von offener "Ver-Dritte-Weltlichung" hervorgebracht, wie z.B. die Pappkarton-siedlungen und neuen Shanty-towns; massenhaft leben die vielen Tausenden Obdachlosen in Notasylen oder direkt auf der Strasse, in U-Bahn- und Kanalisations-schächten. Die Wohnungspolitik der USA haben für diese skandalöse Situation am Ende des 20. Jahrhunderts bisher wenige Alternativen anzubieten gehabt, und Rufe nach einer Adaption der erfolgreichen "Dritte"-Welt-Methoden der Selbsthilfeförderung im Wohnungssektor sind praktisch ungehört verhallt.

Based on this framework some recent research on homelessness, mostly conducted by service providers and/or social advocates will be evaluated. These works agree on the necessity to grant assistance to the victims, but tend to favour different interpretations about the basic causes of homelessness. The advocates focus on economic stress and the service providers emphasize the social and physical distress. The different perception becomes particularly apparent when local coalitions attempt to develop policies for solving the problem of homelessness.

Proposals to solve the problem integrate both views and include short term shelter to resolve social and physical symptoms, and permanent housing for those capable to build up a new economic life. Unfortunately, the way in which the media present the problem, support is only mobilized for the short term approach. The number of beds in emergency shelter has been lifted and experiments of transitional shelter have been started. But without a home of their own the affected stand little chance to fully integrate into the society.

Nothing is won with the institutionalization of low quality emergency services. What seems advisable is a combination of long and short term assistance, including both

transitional shelter and low cost permanent housing, trying to integrate rather than segregate different population groups within the same community. This would require both political coalitions and higher levels of political mobilization.

An Historical Overview:

The Vagrant

As early as 1735 in Boston the selectmen and overseers obtained a *poor law* which enabled them to reject strangers from the town without warrant, while requiring the able bodied transients to labour in communal work houses. Similar efforts followed in Philadelphia and New York as economic hardship grew for the urban artisans and mariners, as well as orphans, widows, the indigent, aged and deranged (Nash, 1979:126-127). The transient poor were vulnerable to the charge of vagrancy. Tolerated in small numbers in prosperous times, these people were warned off or incarcerated as vagrants when their numbers grew in response to economic downturns.

In the 19th century massive industrialization and immigration into the United States stimulated the growth of a transient labour force whose energy, mobility

and lack of community ties proved a valuable economic resource in the reconstruction after the Civil War and the development of the West.

By the end of the 19th century hundreds of thousands of male seasonal and migrant workers travelled the West of the United States. These workers cut the trees, mined the ore, herded the cattle, harvested the crops and built the railroads that integrated the unevenly developed internal expanses of rural America into an industrial urban nation (Rooney, 1973, p. 5). The crucial, but largely unrecognized economic contribution of these transient workers has hardly been acknowledged, and radical social culture, which many of them created to cope with the demands of constant travel, was met by repression and condemnation. *Hobos*, as they were called, generated a social culture of independence and a political culture of resistance which gave their members a sense of dignity (Lovald, 1960). The mobility and independence of the hobo made anarchist resistance not only a viable life style on the road between jobs, but a powerful political force in the form of organized rebellion against economic exploitation (Anderson, 1923; Taft, 1960; Harring, 1977).

The Deviant

Between their travels hobos rented beds or rooms in lodging houses and shelters concentrated at the periphery of the central business districts in industrial towns. These *skid rows* served as information centers concerning employment, winter residence, supplies, and as a recreational focus for single men (Rooney, 1973; Blumberg *et al.*, 1978). While the spatial concentration of large numbers of 'vagrants' raised fears among the local population and led to the proposal to arrest transient men and to put them into penal labour camps (Devine, 1897; Kelly, 1908; Gillin, 1929). Preferable to control appeared the social and geographic isolation of 'ho-bohemia' (Willard, 1903; Blumberg *et al.*, 1978:237-249). Rescue missions aimed at the religious conversion and moral reform of the 'idle' derelicts supposedly concentrated in *hobohemia* (Rooney, 1980).

The Sick

Although the stamina of hobo culture withstood many economic cycles with shifting locations of employment, long-term structural change in the economy undermined the existence of hobos. Mechanization in agriculture and industry reduced the demand for unskilled labour. Unionization raised wages and made permanent settlement affordable, but it also encouraged further rationalization

and decline in the demand for the labour of hobos. (Gilbert and Healey, 1942; Haymer, 1946). As the hobos' economic base dwindled so vanished their culture and autonomy. Problems of poverty; illness, petty crime, drunkenness – long associated with the ill kept and little respected bums at the bottom of the hobo hierarchy – became their predominant way of life. Hobohemia gradually became *skid row* (Wallace, 1968).

Social assistance for homeless hobos initially focused on the geographic concentration of overcrowded lodging and rooming houses of skid row. Instead of the previously proposed labour camps programmes for moral rehabilitation were launched in this century, either indirectly through environmental improvement or directly through counselling and education by social workers (Klein, 1923:88-127). Social rehabilitation instead of religious persuasion and punishment was the emphasis in 1920s (Lilliefors, 1928, Hoy, 1928). Apart from some shameful vagrants, hobos were considered maladjusted transients in need of individual counselling (Willard, 1929). It was hoped that 'sooner or later they would find a job or a workplace would be found for them – an assumption only realistic in the most prosperous period (Sutherland and Locke, 1936:176).

Victims of Circumstance

The economic hardships of the great depression surpassed the assistance capacity of organized charities, religious missions and municipal emergency services. In San Francisco for instance, the number of families in emergency shelter increased from 6.902 in 1929 to 55.879 in 1932, while the rate of formal evictions rose from 170 to 891 over the same period (Young, 1933:363). In Chicago 20 shelters in the West Madison area housed over 100,000 men in the years 1931-1935 (Locke, 1935:421). In 1934 alone, the Federal Emergency Relief Administration offered lodging, food, and social insurance to more than 130.000 transients, of which forty *per cent* were families (Plunkert, 1934). A work relief programme for the able unemployed was added (Sutherland and Locke, 1936:184). The expanding welfare state complemented, and in some cases incorporated, the earlier efforts by charitable and religious organizations, but additionally granted entitlement to the assistance.

Military conscription and the booming war industries absorbed most available labour force in the years to follow, and the trend was prolonged by a period of economic prosperity after World War II. Between 1950 and 1970 median family income

nearly doubled, even when allowing for inflation. Homelessness shrunk and affected mostly elderly single males depending on marginal employment, meager pensions and occasional less legitimate sources of income. Living in the oldest and most dilapidated skid row hotels and rooming houses near to downtown they often developed a culture of subsistence, which became a favoured subject of social research (Bogue, 1963, Wallace, 1968, Bahr, 1967; Rooney, 1973; Lee, 1980). The studies suggest that homelessness was less a lack of shelter than an expression of disaffiliation, and the police agreed in this (Lee, 1978). Alcoholic treatment and social service centers were opened, private and public professional employees sought to cure and rehabilitate the disaffiliated homeless. The division of labour was such that the religious entities catered for the immoral, the police incarcerated the vagrants, the social workers distributed benefits to the eligible and the therapists tried to treat the alcoholics, addicts and disabled. The social stigma associated with the residents of skid row meant that the minimal violation of social norms was interpreted a social illness (Blumberg *et al.*, 1978).

The Social Definition of The Homeless

The historical overview illustrates that the problem of homelessness was interpreted differently over time, as the phenomenon itself was highly depended on the changing national economic conditions. The social and material situation of the homeless was the outcome of the particular perception of public and social administrators on the one hand, and the capacity of the homeless themselves to resist to or conform with the exercise of this authority on the other. In the American case the phenomenon is part of the capitalist economy, and is valued according to the principles of the system. The contemporary definitions of the homeless retain the previous contours of interpretation which is expressed by an uneven social topography of homelessness.

Table 1: Interpretations of the homeless in the United States

| Cause of Responsibility for Homeless Conditions | Homelessness | |
|---|--------------|---------|
| | Others | Self |
| From inside the person | Sick | Deviant |
| From outside the person | Victim | Vagrant |

Table 1 discloses the different historical meanings still used today in the definition of homelessness. The horizontal axis ref-



Fig. 1: Homeless in the Station Hall (source: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.), America – Traum und Depression 1920/40, Berlin 1981:481*)

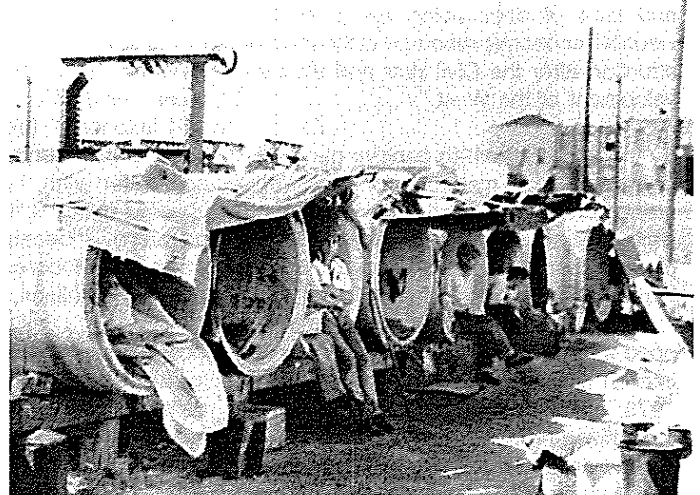


Fig. 2: Shelter in a Pipe in Oakland. (source: "No one Has Starved", in: *Fortune* Sept. 1932, p. 25)

ers to the experience of the problem in terms of competing conceptions of social responsibility for the homeless; on one side stand the deserving poor whose encounter with the problem entitles them to obtain assistance since responsibility for their privation rests with others; on the other side the undeserving poor whose problem reflects their own choice. The vertical axis refers to the source of the problem focusing on the individual person (and their body) on one extreme and the impersonal forces of the social, economic and physical environment on the other.

The classification of the homeless using a combination of causal and moral assessment in *Table 1* represents a deployment of social power. Each cell incorporates the ideological residue of historical disputes that provide an interpretation functional to different institutions of social assistance. The result is a rough framework useful to distinguish common interpretations of homelessness with their historic roots. At this level of abstraction,

however, the diagram suggests a topology by categories. While any of the four interpretations might apply to certain homeless people, the very same homeless person will probably be classified differently by different authorities: as vagrants by the police (Bittner, 1967), sinners (deviants) by the missionaries (Rooney, 1980), disaffiliated or ill by the social workers (Levine, 1983). A much more complex interpretation incorporating many refined distinctions would be necessary to localize and relate all the various judgments on the homeless made by those exercising authority over the homeless. Although the diagram does not explain why people arrive at their particular judgments, it helps us to identify the ideological links between social research on homelessness and the definition of policy recommendations.

In the present policy debate, conservatives and liberals alike dispute who are the homeless, while their arguments deploy the same causal and moral criteria

and are based on the ethic of individual competition (self-reliance). The first column in *Table 1* represents the liberal view by classifying the homeless as deserving people. The *sick* include those affected by physical or mental disabilities due to illness, age or accident, and who are unable to help themselves. The second category of *victims* would apply to those who lost their homes by social, economic or natural circumstances beyond their personal control (i.e. eviction, harassment, unemployment natural disasters). Curing the sick and assisting the victims becomes necessary to restore the autonomy of the affected.

The second column in *Table 1*, which may be associated with the conservative view, portrays the homeless as people who can be blamed for the situation they are in. The *deviants* include people who have knowingly chosen their way of living with all the consequences such as physical destruction and disabilities, illness other disorders. Drug addicts and derel-

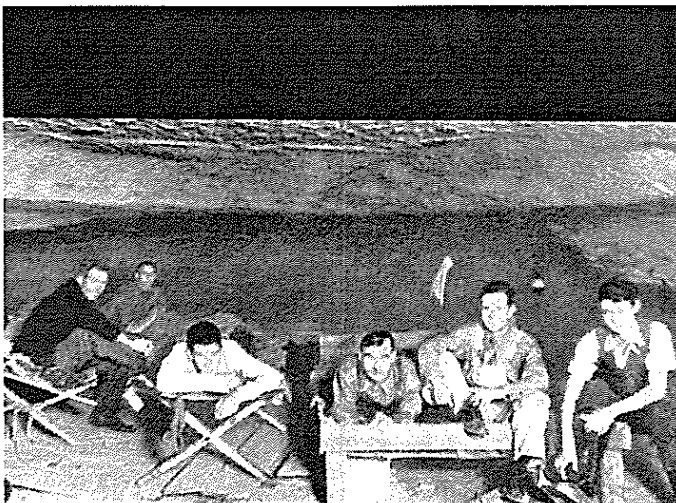


Fig. 3: Housing Returns to its Origins in Arkansas (source: "No one Has Starved", in: *Fortune* Sept. 1932:25)



Fig. 4: The Unemployed erected Shanty Houses between the Michigan Lake and the Most Prosperous Neighbourhoods of Chicago

icts characterized as the wayward homeless also fell into this category up to the 1950s. Thereafter drug addiction tended to be excluded from this category and rather be treated as a (temporary) disease (Fagan and Mauss, 1978). Finally, the vagrant include the tramps and drop-outs who choose their way of life for personal, religious or similar reasons (Wallace, 1968). Whatever the reason for homelessness, and the method of treatment (i.e. converting wayward deviants or disciplining vagrants) this point of view would recommend regular employment for the affected as the best solution.

Homeless in the 1980s and 1990s

How many homeless can we cope with?

Faced with escalating demand for emergency shelter in 1981 and 1982, institutions providing social assistance and community advocates came together to form 'coalitions for the homeless' in cities throughout the United States. One of the outcomes was a better understanding of the numbers and characteristics of homeless people in their respective communities (Hombs and Snyder, 1982, Baxter and Hopper, 1981, US House of Representatives, 1982). Estimates for the whole country reached as many as 2.2 million homeless. The figures published in the press were vigorously disputed by the conservatives while the liberals were happy to use them to expose the failure of Republican social policy. A new report was prepared by the Government agency HUD (Department of Housing and Urban Development) in 1983, and came up with a much lower number of only 250,000 to 350,000 (HUD, 1984). However, these numbers were vigorously criticized by the coalition, the community advocates and other concerned organizations, suggesting that the statistics were manipulated to

justify social expenditure cuts by the Reagan administration. (Hopper, 1984).

Who are the new homeless?

Apart from the quantitative aspect the various reports also contained data on the social composition of the homeless. These indicate a new phenomenon in so far as, different from the case of the skid row hobos, now the new homeless display a very heterogenous social mix. Poverty seems to be the only common denominator. But if the social composition among the homes resembles that of the nation as a whole, which indicators can be used to inform us about the causes of homelessness?

Why people become homeless

The surveys confirm that people sleeping outside or seeking emergency shelter, rarely do so out of choice. Transiency (this category also included travellers or migrants searching short term accommodation) only accounted for one out of four homeless people at the most. There is no evidence whatsoever for the assumption that the homeless are mostly deviant or vagrant transients exploiting local services (Main, 1983). Most frequently economic reasons proved to be the cause of homelessness, usually combined with a wide range of proximate causes (or precipitating events) such as eviction, inability to pay a rent increase, utility shutoffs; and long term (or underlying) causes such as underemployment, unemployment, reduced welfare payments and a shrinking supply of low rent housing.

Among the social reasons for homelessness escaping from social and family conflicts in a usually over-crowded household was typical or individuals abandoned by parents or spouse. Minor proportions included people recently released from correctional or medical (hospitals and mental) institutions, and drug addicts.

Planning for the Homeless

In order for mobilize government finance to pay for assistance to the homeless, it is advisable to proof that the new homeless are morally deserving (Archard, 1979). Beyond the common agreement that the homeless are victims, providers of social assistance and community advocates tend to interpret the causes of homelessness differently as it suits best to their respective professional interests and political ideologies:

The providers of social assistance:

This kind of institutions, often employed by the local or state government or by non-profit organizations (mainly charities

and churches) tend to present the homeless as socially or physically ill individuals, who need professional treatment. Within the coalition with the advocates they also propose to expand emergency shelters to cater for those with a temporary shelter problem, and to provide an intermediate solution for those with more serious social or physical disabilities. The latter would then be transferred to transitional shelters where longer term accommodation can be offered in combination with a variety of social, psychological and medical rehabilitation opportunities (HHS, 1984). Work of this kind can be financed from a central fund established by FEMA, the Federal Emergency Management Act. A national task force composed of directors of large charitable and religious organizations allocates the funds to local governments and providers of social assistance (HHS, 1984). Further bipartisan legislative proposals were advanced suggesting to transform this assistance into an ongoing HUD programme or to set up a National Endowment for the Homeless. However, the financial ceiling for such a programme was fixed at a maximum of only \$200 million (Rothman, 1985).

The Social Advocates:

Community advocates and social activists working for legal aid offices, neighbourhood organizations and non-profit social service agencies tend to view the homeless as victims of economic circumstances and of government policy. In some occasions places advocates have legally sued local governments to acknowledge the homeless' right to shelter, and then to provide it (Hayes, 1982). Some tried to register the homeless to vote (Blumberg, 1984). Others have organized campaigns to stop the conversion or demolition of Single Room Occupancy Hotels (SRO's) applying a combination of legal and direct action (Hartman, 1978). The advocates' ultimate interest lies in empowering the homeless (and those at risk of homelessness) so that they can obtain low rent housing instead of being dependent on the voluntary services provided by professionals (Hopper and Cox, 1982).

Unlike the squatting movement in Western Europe during the 1970s and 1980s, in the U.S. the homeless have only recently ventured in collective action on their own. In Chicago for example, residents of emergency shelters organized to protest again punitive measures applied by some managers of shelter. In Philadelphia 'street people' founded the Committee for Dignity and Fairness for the Homeless, which is experimenting in the self-management in the provision of shelter and food by the homeless (HHS,

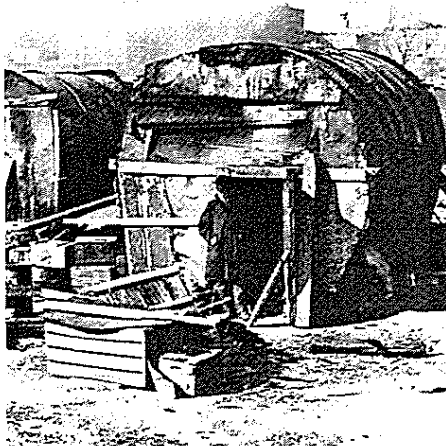


Fig. 5: Shanty Houses in Chicago
(source: *Neue Gesellschaft für Bildende Künste, America-Traum und Depression 1920/1940, Berlin 1981:480*)

1984). Such ventures are, of course, not without risk. If the homeless emancipated politically they could lose the backing by the providers of social assistance and of community advocates who now claim a monopoly to define the problem. But if the homeless do not organize to claim entitlement to housing the matter may not be perceived as an urgent issue by politicians and the general public.

References

- Anderson, N. (1923) *The Hobo: The Sociology of the Homeless Man* Chicago: University of Chicago Press.
- Archard, P. (1979) *Vagrancy, Alcoholism and Social Control*, London: Macmillan.
- Bahr, H.M. (1967) The gradual disappearance of skid row *Social Problems* 15 (Summer) 41-45.
- Bahr H.M. (ed.) (1973) *Skid Row; An Introduction to Disaffiliation* New York Oxford University Press.
- Bahr, H.M. and Caplow, T. (1973) *Old Men Drunk and Sober* New York, New York University Press.
- Bakke, E.W. (1940) *Citizens Without Work* New Haven: Yale University Press.
- Bassuk, E.L. (1984) The homelessness problem, *Scientific American* 251: 40-45.
- Baxter, E. and Hopper, K. (1981) *Private Lives/Public Space: Homeless Adults in the Streets of New York City* New York Community Service Society.
- Bitner, E. (1967) The police and skid row, a study of peace keeping, *American Sociological Review* 32: 699-715.
- Blumberg, L.T., Shipley Jr. T.E. and Barsky, S.F. (1978) *Liquor and Poverty: Skid Row as a Human Condition* New Brunswick, New Jersey: Rutgers Center of Alcohol Studies.
- Blumberg, R.E. (1984) Homelessness. A litigation roundup. *Housing Law Bulletin* 15: 1-14.
- Bogue, D.J. (1963) *Skid Row in American Cities* Chicago: Community and Family Study Center, University of Chicago.
- Devine, E. (1897) The shifting and floating City population *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 10 (September): 149-164.
- Fabricant, M. and Epstein, I. (1984) Legal and welfare rights advocacy: Complementary approaches in organization on behalf of the homeless *Urban and Social Change Review* 17, 15-21.
- Fagan Jr. R.W. and Mauss, A.L. (1978) Padding the revolving door, an initial assessment of the Uniform Alcoholism and Intoxication Treatment Act in practice. *Social Problems* 26, 232-246.
- Gilbert, J.G. and Healy, J.C. (1942) The economic and social background of the unlicensed personnel of the American Merchant Marine. *Social Forces* 21, 40-43.
- Gillin, J.L. (1929) Vagrancy and begging. *American Journal of Sociology* 35: 424-432.
- Haring, S.L. (1977) Class conflict and the suppression of tramps in Buffalo, 1892-1894. *Law and Society* 11: 873-891.
- Hartman, C. (1978) San Francisco's international hotel: case study of a turf struggle. *Radical America* 12: 47-58.
- Hayes, R.M. (1982) Reforming current city policies *CBC Quarterly*, 2: 1-4.
- Hayner, N.S. (1945) Taming the lumberjack. *American Sociological Review* 10: 217-225.
- HHS (1984) *Helping the Homeless: A Resource Guide* Washington DC: Government Printing Office.
- Hombs, M.E. and Snyder, M. (1982) *Homeless in America: A Forced March to Nowhere*, Washington D.C.: Community for Creative Non-Violence.
- Hopper, K. (1984) *Whose lives are these anyway?* *Urban and Social Change Review*, 17: 12-13.
- Hopper, K. and Cox, L.S. (1982) *Litigation in advocacy for the homeless: The case of New York City*. Development: *Seeds of Change*, 2: 57-62.
- Hopper, K. and Hamberg, J. (1984) *The Making of America's Homeless: From Skid Row to New Poor* New York: Community Service Society.
- Hopper, K. and Salerno, D. (1981) *Private Lives/Public Spaces: Homeless Adults on the Streets of New York City* New York: Community Service Society.
- Hoy, W.R. (1928) Case of the homeless in St. Louis. *The Family*, Vol. 9: 209-219.
- HUD (US Dept. of Housing and Urban Development) (1984) *Report to the Secretary on the Homeless and Emergency Shelter* Washington, D.C.: HUD, Office of Policy Development and Research.
- Kaufman, N.K. (1984) Homelessness: A comprehensive policy approach. *Urban and Social Change Review*, 17: 21-22.
- Kelly, E. (1908) *The Elimination of the Tramp* New York: G.P. Putnam's Sons.
- Klein, P. (1923) *The Burden of Unemployment* New York: Russell Sage.
- Lamb, H.R. (1984) *The Homeless: Mentally ill Washington, D.C.*: American Psychiatric Association.
- Lee, B.A. (1978) Residential mobility and skid row: disaffiliation, powerlessness and decision making. *Demography*, 15: 285-300.
- Lee, B.A. (1980) Disappearance of skid row: Some ecological evidence. *Urban Affairs Quarterly*, 16: 81-107.
- Levine, I.S. (1983) *Homelessness: Its Implications for Mental Health Policy and Practice* Washington D.C.: Alcohol, Drug Abuse and Mental Health Administration, Dept. of Health and Human Services.
- Lillefors, M. (1928) Social casework and the homeless man. *The Family*, 9: 291-294.
- Locke, H.J. (1935) Unemployed men in Chicago shelters. *Sociology and Social Research*, 19: 420-428.
- Lovaid, K.A. (1960) *From Hobohemia to Skid Row: The Changing Community of the Homeless Man*. University of Minnesota, unpublished doctoral dissertation.
- Main, T.J. (1983) *The homeless of New York*. *Public Interest*, Vol 72: 3-28.
- Nash, G.B. (1979) *The Urban Crucible: Social Change, Political Consciousness and the Origins of the American Revolution* Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Newsweek* December 27, (1982).
- New York Times* October 2, (1983).
- New York Times* December 10, (1983).
- Piven, F.I. and Cloward, R. (1977) *Poor People's Movements* New York: Vintage.
- Plunkert, W.J. (1934) Public responsibility for transients. *Social Service Review*, 8: 484-491.
- Ridgeway, J. (1984) *The Democrats' uphill fight: down and dirty*. *Village Voice* September 11th.
- Rooney, J.F. (1973) Societal forces and the unattached male: an historical review, in Howard B. (ed) *Disaffiliated Man*. Toronto: University of Toronto.
- Rooney, J.F. (1980) Organizational success through program failure: Skid row rescue missions. *Social Forces*, 58: 904-924.
- Rothman, R. (1985) Members seek permanent aid for the homeless *Congressional Quarterly* (March): 583-586.
- Salerno, D., Hopper, K. and Baxter, E. (1984) *Hardship in the Heartland* New York: Community Service Society.
- Stern, M. (1984) The emergence of the homeless as public problem. *Social Service Review*, 58:291-301.
- Stoner, M. (1983) The plight of homeless women. *Social Service Review* (December): 565-581.
- Sutherland, E.H. and Locke, H.J. (1936) *Twenty Thousand Homeless Men* Chicago: J.B. Lippincott.
- Taft, P. (1960) *The IWW in the Grain Belt*. *Labor History* (Winter): 53-67.
- Subcommittee on Housing and Community Development of the Committee on Banking, Finance and Urban Affairs, US House of Representatives. (1984) *Homeless in America II* Washington D.C.: US Government Printing Office.
- US Conference of Mayors (1984) *Homelessness in America's Cities* Washington D.C.: US Conference of Mayors.

Homelessness: a First World Problem too

Homelessness is often regarded as a Third World problem, yet it is increasingly becoming recognized that it is a global phenomenon. Recently such major news magazines as TIME and NEWSWEEK presented features on the problem in the United States of America. We reprint here extracts appearing in the December 19, 1983 edition of Time magazine, plus a letter from the Executive Director, UNCHS (Habitat) in the January 9, 1984 edition. "Today in the U.S., instead of a few vagabonds here and there, legions of people are homeless, shuffling and stumbling over the national landscape. Indeed, late last month the Department of Health and Human Services estimated the U.S. homeless to be an astonishing 2 million, more than at any time since the Great Depression" (About 2 million were homeless in the 1930s as well, and virtually every city had a shanty 'Hooverville'). In San Francisco, declares Deputy Mayor Botea Gilford, the homeless are "the most difficult problem we have ever faced." They are also probably the nation's most visible social failure. The homeless are everywhere ... Who are they? The tribe of the homeless has changed in character as it has grown. Among them are displaced families, unable to find jobs or afford housing, or both. There are more women and many more young people: in San Francisco's seven public shelters, the median age is 35. A great many are illiterate, but surveys in New York City and San Francisco found about the same proportion of college graduates as in the general population. At least a third of the homeless are mentally ill. Most have been released from state asylums during the past two decades as part of a well-intended campaign to free patients whose disorders can be controlled with drugs. ... Despair has its own momentum. At loose ends and with no place to live, the luckless become scruffy; odd-looking, they are denied jobs; finding an apartment is all the harder. Says Les Brown, an advocate for Chicago's homeless: "They tend not so worry beyond getting through each day ... how they're going to eat and avoid being hassled. It's difficult to get back up on the bottom rung of the ladder." ... The homeless are unpleasant to contemplate, especially in a prosperous country. But if they are a public disgrace, they are also a public responsibility. ..."

(Source: extracts from "Left Out in the Cold", Time 19 December 1983.)

- US Dept. of Health and Human Services (HHS) (1983) Plan for carrying out emergency food and shelter program. *Federal Emergency Management Act*. *Federal Register* 48: 20014-20019.
- US News and World Report January 17, 1983.
- Wallace, S.E. (1968) The road to Skid Row. *Social Problems*, 16: 92-105.
- Willard, A.C. (1903) Reinstatement of vagrants through municipal lodging house. *Conference of Charities and Corrections* 404-411.
- Willard, E.B. (1928) Psychopathic vagrancy. *Welfare Magazine*, 19: 565-573.
- Young, P.U. (1933) The human cost of unemployment. *Sociology and Soc. Research*, 17:361-64.

Hooverville

A Community of Homeless Men

D. Francis Roy

In January 1934, the writer was hired by the Washington Emergency Relief Administration to investigate Hooverville, one of the newer and increasingly popular residential districts of Seattle. During a widespread and protracted slump in real estate and the building trades, this area had been favored with an extraordinary "boom" – an expansion in open, noisy disregard of carefully drafted graphs and diagrams which showed clearly the critical state of a bed-ridden economic system. From the sandy waste of an abandoned shipyard site, almost in the shadow of the multi-story brick and steel sanitarium of indisposed business, was swiftly hammered and wired into flower a conglomerate of grotesque dwellings, a Christmas-mix assortment of American junk that stuck together in congested disarray like sea-soaked jetsam spewed on the beach. To honor a distinguished engineer and designer this unblueprinted, tincan-esque architecturaloid was named Hooverville...

Under the assumption that one who participates in the "native" domestic life can make more accurate observations than an outsider who snoops and quizzes, the writer accepted \$15.00 from state relief funds to cover the cost of a furnished dwelling, convinced an easily influenced Hooverite that in three five-dollar bills there inhered values very favorable in comparison to those of home and fire-side, closed the deal, and moved in.

There are 500 tiny shanties huddling in the rain and steaming in the sun on a former shipyard site where World War rivets were once slung. Old wooden pilings still thrust scaly heads through the sand, and here and there big blocks of cement lie embedded in the earth like ruins of an ancient city. Sometimes these blocks provide flooring for the flimsy

dwellings of the Hooverites. There are no streets or boulevards, but paths weaving in and out like animal trails. Some of the better worn "runs" offer transit for two-wheeled junk carts ...

On first impression Hooverville appears to be an odd assortment of junk painfully assembled to form a conglomerate of shacks all more or less of a uniform type, constructed from materials picked up along docks, rail-roads, alleys, and dumps. On closer inspection, however, differences in the qualities and proportions of lumber, tin, and paper used, stand out; but the most striking differences lie in construction. The shanties range from small bungalows to semi-dugouts that might be described as "lairs". Two dwellings may be made entirely of lumber; one will be a shed, the other a neatly and compactly built little cottage with double floor, weather-boarded or ship-lapped walls, tar-papered roof, a window on every side, and a latticed porch. But the shed type is predominant. Tin is universally popular as roofing material. Some builders nail the tin down tightly, others lay it on loosely at a gentle angle and weight it down with rocks or scraps of iron. Painted walls are by no means rare, though in general exteriors are left unfinished. Paper is used chiefly for interior covering.

Many walls and ceilings are equipped with strips of cardboard obtained from packing boxes. Glass is in universal use for windows which range in size from large plates several feet square to mere glass-covered slits a few inches wide. The amount of light admitted varies also with the nature of the glass and the extent to which it is kept clean. The shanties are fairly uniform in size and shape, ranging from 3' by 6' to 15'; most of them are from 6' by 9' to 12' by 15'. They are usually one-room affairs, sometimes divided into kitchen and bedroom, sheltering one or two men. Ceilings are low, from 6' to 8' in height; thus the shacks heat up

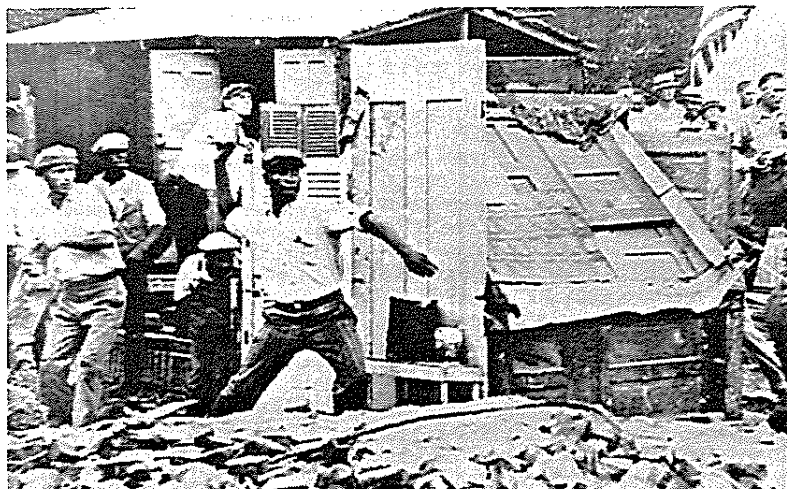
rapidly and, when stoves or drafts are defective, become smoky little sweat-boxes. Except for a few dugout-like dwellings, and the piano crate-like skyward venture of one Hooverite who has attempted vertical expansion, domestic life goes on at one dead level; there are no cellars nor attics. Building regulations require the homes to be built at least one foot off the ground, but these prescriptions were made when the community was already fairly well settled. Some of the more recent shacks comply in exaggerated fashion, their floors being several feet above the earth; others are set flat upon the ground. According to the "mayor", space under the flooring facilitates the pursuance of rats by cats. In a few cases, lumber and nails involved a cash nexus. One man sticks to his story that his estate "set him back \$52.00" unassembled. In general, selling prices have varied with desire for immediate cash, desire to leave town quickly, state of intoxication, and other personal factors. The range is from \$4.00 to \$30.00; the average, from \$10.00 to \$15.00

Hooverville is first of all a men's town; of its 639 human inhabitants only seven are females... There are no children because, in the words of the local "mayor", "Hooverville is no place for kids". In 1933 a woman who attempted to bring her small son and daughter of 15 to her shanty was expelled from the community by the police and given living quarters elsewhere by a relief agency. In its racial composition, Hooverville forms an ethnic rainbow. White, black, red, yellow, and brown brush frayed elbows in shabby camaraderie. Civilizations's torchbearers number 455 or 71.2 percent of the total population. The only significant colored groups are the Filipinos, Negroes, and Mexicans, represented by 120, 29, and 25 individuals, respectively. The smattering of other races and hybrids includes two Japanese, two Eskimos, two American Indians, three Costa Ricans, and one Chilean...

The text was first published in *Studies in Sociology*, 4 (1/2), Winter 1939-40:37-40.



The Hooverville Inhabitants Dug-in and Nailed-Over Trying To Make a Living (source: Winslow, S., *Brother Can You Spare a Dime?*, 1976:30)



Hooverville Inhabitants Resisting Forceful Eviction by Police Forces (source: Schnaper, M.B., *American Labor, A Pictorial Social History*).

With the exception of the Filipinos, the foreign-born Hooverites have been seeking their fortunes in American environs for several decades... With the exception of a bearded hermit of 50, who has been "jungling up" in Hooverville's dugouts and tin shelters for six years, and five others who claim three years, no Hooverite has resided on the community's terrain for more than 36 months

The native American and the foreign-born Whites vary considerably in emphasis given to migratory, unskilled types of labor and to skilled or more permanent "city" jobs. Of the 304 native White occupations given, 26.3 percent might be described as skilled, white-collar, "steady" with some urban business concern (such as janitor, night watchman, etc.), or as involving the ownership of capital (independent farmer, wholesale fish business for self, etc.); but only 7.7 percent of the 716 foreign-born White occupations given may be considered in these categories. Nearly all of these "skilled" men also claim experience in hard, rough labor. With few exceptions the White Hooverites may be said to represent a sample of the unskilled labor that cut our forests, built our railroads, highways, and bridges, worked our mines, and harvested our crops in the "boom" decades of the 'teens and 'twenties ... More than nine-tenths of the Whites had not been regularly employed in the six months preceding the census interview, nearly half had not obtained even an "odd" job during that period; 84.1 percent had not worked for a year, and nearly 80 percent had not worked for two years. On the other hand, only 4.5 percent

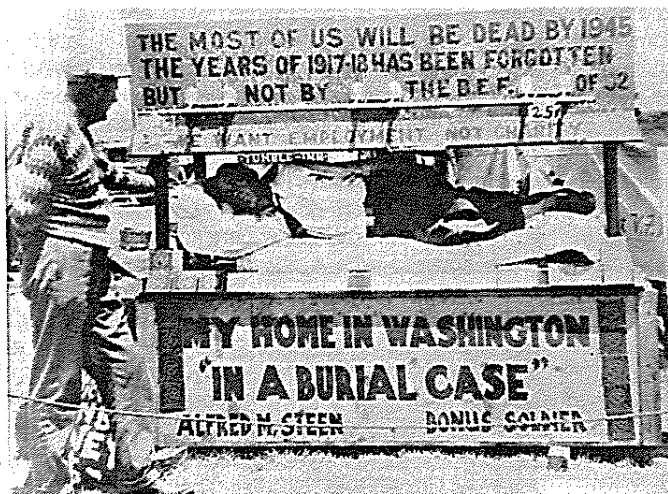
had been unemployed longer than five years, a fact which points to the depression as a major factor behind their industrial retirement. Filipinos and Mexicans, somewhat more fortunate than the Whites, showed lower unemployment percentages.

In the spring of 1933, at the "suggestion" of city officials, a group of 100 Hooverites held an open-air caucus to elect a vigilance committee to attend to the policing of the grounds and the settling of minor disputes between residents. The city ultimatum had been that Hooverville either exert its own social pressure as to sanitation and orderly behaviour or undergo the fate of Nero's Rome. Jungletown-by-the-Sea seemed to present possibilities of becoming a first-class nuisance in the matter of health, fire, and petty crime. The observable results of the caucus were six Hooverites bearing the title of "Committeeman"; two of these sudden arrivals were White, two Negro, and two Filipino. The numerically preponderant

Whites have come to dominate local politics through the ascendancy of an aggressive representative over his fellow committeemen. This local Bismarck, a Texas cowpuncher, has acquired popular reference as the "mayor". He may obtain police wagon or ambulance service in short order by telephoning from the office of a nearby coal yard....

The police power of the local administration involves not only the preserving of peace and order, but also the maintenance of health and safety from fire. The committee's control over the premises is frequently augmented by visits from officials of the city fire department

A picture of the Hooverville manner of life is incomplete without the background of social attitudes. One of the most refreshing "pockets" of the Hooverville attitudinal "air" is an almost universal geniality, friendliness, and hospitality. In general, the Hooverites are easy to approach and quick to pick up conversational cues. One who happens along at meal time is invited to partake of food and drink. In this respect the Hooverites have carried over to their stable community the traditions of the "jungle". Here is an urban area where mobility and impersonality of contacts have not choked out the flowers of open, unaffected friendliness and kindness toward fellow men. - This spirit of camaraderie bridges racial barriers. White and colored are tolerant if not actually friendly. Although spatial and social segregation of the Filipinos and Mexicans is a general rule throughout the village, this sorting may be the result of acquaintanceship ties and preferences and difficulty of expression in English. Another



Demonstration in Washington of the Homeless and Unemployed (Winslow, S., *Brother Can you Spare a Dime*, 1976:31).



Hard Times Still "Hoovering" Over The Poor Which Came to Demonstrate in Washington, (source: Winslow, S., Brother Can You Spare a Dime?, 1976:30).

striking aspect of the Hooverville attitudinal pattern is a passivity in regard to the national politico-economic order. Although the group is convinced that some form of socialism is both desirable and inevitable, it is not violently bitter about the present state of affairs, nor does it violently agitate for a new system...

Hooverville lacks hope. With so many of its citizens in upper age groups it is not surprising that the community should not manifest eager anticipation of the future. It is by no means uncommon to hear men of 50 years declare, "I never expect to get work again anyhow. They all say I'm too old". The problem of the aged is not one of finding work, but of avoiding illness and the much dreaded charity medical care. Many fear the "black bottle", the container of a deadly lotion supposedly used by county hospitals to rid society of its useless old men. The Hooverites not only lack hope for betterment of their economic state; they actually fear turns for the worse. Suspicion of governmental forces has become a veritable paranoia with many of them. They read personal repression into every movement and word of national and local authorities. They fear destruction of their homes; they fear concentration camps; they fear deportation. For the inquisitive snooper or government agent they entertain negativism. Theirs is a persecution complex

The slump in the building trades goes on and on; but Hooverville hammers continue to beat a hollow rat-a-tat all out of tune with the business cycle. And not only does Hooverville expand, but similar eruptions break out elsewhere on the urban countenance. In Seattle there are already several "Hoovervilles", two of which threaten to surpass the original. That the same phenomena have occurred

in many other American cities suggests a nation-wide movement similar in scope to our Westward expansion in the nineteenth century. In place of one long frontier beyond the river or the mountains and far from the older and larger centers of population, there are now many small frontiers along the railroad tracks, as "close in" as local administrations allow. The American pioneer of the 1830s moved west to hew himself a home in expectation of improving his economic condition; his prototype of the 1930s entertains like motives as he "hotfoots" it to the dump to gather materials for a shack in Hooverville.

The Hooverites may be described as ragged epitomes of rugged individualism in a world of "closed" economic resources - individualists because they have no ties with industry, ragged because of this independence, and rugged because they have to be to survive. Ruthlessly, albeit impersonally, rejected by the industrial chameleon that once wooed their services, these men have no way of obtaining money to pay their way in modern society. Not only has the tap been shut off, but the faucet has been disconnected and the pipes have been taken out. The Hooverites are "up against it". A half-century ago, men in such a predicament could have struck out for the frontier; but since that outlet is no longer available, primary needs must be met in some other way. Customary city haunts, and cheap hotels and lodging houses, don't offer free shelter, nor do restaurants big-heartedly provide the nourishment necessary for metabolic up-keep. These men cannot move in with the Indians; the reservations are full now. The nut crop is limited and uncertain. Thus the only rational course is to remain in the city, where one can cling parasitically to men still embraced by the "long arm of the job". This parasitism may take either the form of scratching for public relief crumbs or foraging in garbage cans, chicken coops, and at the back doors of sympathetic housewives. Hooverites have combined both methods; but their answer to the problem of lodging has been a spurning of the public transient shelter for more comfortable nests of their own creation. At first loosely thrown-together make-shifts patterned after the rough shelters of the hobo "jungle", these expressions of individuality were later reinforced or remodeled to achieve a greater degree of stability and permanency. Thus has arisen Hooverville to glorify the hobo "jungle" and carry on to new frontiers the traditional American spirit of rugged individualism. And there remains Hooverville, scrap-heap of cast-off men, junk-yard for human junk, an interesting variation of the grimaces of *laissez-faire*.

Bernd Jenssen (ed.)
Planning as a Dialogue
 District Development Planning and Management in Developing Countries
 SPRING Research Series No. 2
 237 pages, 1992, DM 35,-

Planning and Programming district development is one of the most challenging tasks in national decentralization policies. In order to achieve social change, economic growth and resources mobilization on the district level, attention has to be paid to planning as a dialogue. Efforts are needed to overcome the artificial separations of planning from implementation and planners can not restrict themselves only on the physical dimensions of their traditional field. They are agents of change and moderators of development.

For a long time Planning as a Dialogue has had a firm place in development planning. It entered the scene in different ways. However, on the district level there are still open questions. Therefore the proposal is made to set up a Regional Platforms as a development forum for district development.

This task requires new techniques and existing methods and tools have to be reviewed in terms of clarity and applicability. The main questions are:

- How to identify and manage by dialogues district development and how to formulate a kind of district development consensus.
- What kind of methodological package from problem identification to programme formulation and management can be recommended? What are the basic requirements with regard to transparency and applicability?
- How to bridge planning with implementation, management and financial planning.

Within the publication attempts are made to generate ideas and proposals to improve district development planning and management. In particular, methods and tools are presented which cover areas like rapid district appraisal, management skills up to policy formulation and objective setting to in depth analysis in different sectors. Furthermore, issues like programme formulation, implementation designs, financial requirements and up to spatial diagrams are discussed. Particular attention is given to a step-by-step introduction of methods in order to facilitate their application. Attempts are made to integrate the tool discussion within the conceptual framework of Planning as a Dialogue.

The publication is available from
 Dortmunder Vertrieb
 für Bau- und Planungsliteratur
 Gutenbergstraße 59
 D-4600 Dortmund 1

Habitants "Baraques"

Une expérience d'autogestion dans un quartier de Louvain-la-Neuve: La Baraque

Habitat et Participation
Coordination: Pascale Thys

Quelque part dans le Brabant wallon une ville champignon a poussé: Louvain-la-Neuve, mais un vieux quartier a résisté aux envahisseurs: la Baraque. Dans cet article, la diversité des approches (ethno-sociologique, architecturale ou intuitive) a son intérêt pour arriver temps bien que mal à saisir "ce qui fait que ça marche dans ce quartier", ce qui permet à certaines formules d'auto-(construction, gestion, appropriation de l'espace) de fonctionner en évolution avec la société et les hommes qui les produisent. Pour cela, nous tenterons de...

- Décrire un lieu où l'on est souvent regardé en bête curieuse, alors que les logements n'y ont de particulier qu'un bon brin d'imagination architecturale.
- Montrer - sans chercher à démontrer - ce que vivent ces habitants qui jouissent manifestement de pouvoir choisir et modifier leur environnement sous l'oeil vigilant de la collectivité.
- Expliquer ce que signifie "habiter" symboliquement et pratiquement un espace, et ce pour mieux saisir la notion même d'auto-gestion.

Aspects architecturaux de la Baraque

Béatrice Coppeters

La Baraque, quartier particulier où l'imagination architecturale a joué un rôle certain dans les relations interpersonnelles. Jeu du matériau, jeu des formes et des couleurs, ce quartier a pu conserver

The contribution is based on an ethno-sociological research carried out by Habitat et Participation based at the faculty of Architecture, University of Louvain-la-Neuve. It was documented in a 16-page dossier "quartier de la baraque" edited by Philippe Thys, which we reprint with the kind permission of Habitat et Participation. The photos were taken by Colette Berger. For further information contact H&P, Place du Levant 1, B-1348 Louvain-la-Neuve, Fon (10)472312, Fax (10)473043.

Zusammenfassung

Gleich neben der neugegründeten Universitätsstadt Louvain-la-Neuve in Belgien entstand eine Spontansiedlung, in der eine junge Gemeinschaft nach eigenen Regeln lebt und sich auch weitgehend selbst mit Lebensmitteln versorgt. Auch die Behausungen entstanden in Selbsthilfe aus Lehm, Stroh, Holz oder durch modifizierte Gewächshäuser, Bauwagen, Kuppelkonstruktionen... Der Artikel schildert die architektonischen, sozialen und politischen Entwicklungen über die vergangenen 20 Jahre, über die sich die Gemeinschaft bisher erfolgreich gegen Abrißversuche der Behörden zur Wehr setzen konnte.

son caractère original face à une architecture bien réglementée qui a envahi tout Louvain-la-Neuve.

Bref historique

Il y a 20 ans... 50 ans, la baraque était un hameau qui se développait doucement, spontanément... un village avec des habitants, des relations de voisinage, jusqu'au jour où la création de Louvain-la-Neuve fut décidée. La baraque devint brusquement une feuille de papier, pièce de puzzle de Louvain-la-Neuve, un des quartiers de Louvain-la-Neuve... La baraque et ses habitants étaient expropriés.

Profitant alors des espaces libres, certains étudiants essayèrent de développer une alternative à l'habitat proposé par Louvain-la-Neuve en le construisant eux-mêmes selon d'autres modes de vie communautaires. L'autoconstruction semblait bien convenir pour faciliter une intégration en douceur parmi les quelques anciens habitants qui avaient persisté et également pour assurer une certaine

stabilité au quartier. D'autres encore (étudiants, employés de l'U.C.L.,...) vinrent habiter les maisons expropriées (des 65 habitants du départ, il en restait 11).

Mais architecturalement parlant, qu'appelle-t-on "habitat alternatif" à la Baraque? On peut distinguer assez facilement 5 catégories: les serres, les bulles, les roulottes, les maisons en bois et les maisons en "terre-paille" ou brique de terre.

Les serres

Au départ, ce sont d'anciennes serres vinicoles typiques de la région, récupérées et démontées à Hoeilaart pour être réinstallées dans le "jardin" de la baraque. Leur nouvelle fonction d'habitat exigeait quelques remaniements évidents; elles se sont habillées en maints endroits de tôles ondulées ou d'ardoises pour mieux canaliser la lumière aux endroits adéquats. Au fil du temps, comme toute habitation à la Baraque, elles se sont personnalisées, se sont adaptées aux besoins de chacun...

English Summary

Next to the university newtown of Louvain-la-Neuve in Belgium, an informal settlement can be found attached to one of the remaining old villages. The inhabitants live in modified former green houses, geodesic domes, shephard's vans or self-build huts. As a partially self-sufficient and self-governed community they could resist expulsion plans by the authorities since 20 years. The report investigates the architectural, philosophical and social practices of this community.



les serres

(Photo: K. Mathéy)



les bulles

(Photo: C. Berger)

Des petits murets ou des cloisons se sont construits selon le nombre d'espaces nécessaires (nombre de chambres, cuisine, salle de bains) dans le but de différencier le grand espace unitaire d'origine.

L'un a laissé une vraie partie de serre où les plantes prolifèrent, l'autre a gardé un pan de vitre pour marquer la différence entre le hall et la cuisine du salon, etc... Et aujourd' hui, il suffit de voir, ou de rentrer un instant dans chacune d'elles pour réaliser à quel point elles se sont métamorphosées tout en gardant une très belle structure en bois et des hauteurs très agréables.

Les bulles

Ces dômes géodésiques ont été mis en place à partir d'une double structure sphérique décomposée en triangles par des tubes métalliques, protégée des intempéries par une bâche et isolée intérieurement par de la frigolite recouverte de plâtre. De cette structure découle un bel espace intérieur hémisphérique très chaleureux. Percées de fenêtres triangulaires ou composés de triangle, elles sont fort lumineuses.

Ce sont les seuls habitats où le mode

de vie communautaire a été totalement conservé. (Grande bulle communautaire, plus 4 bulles privées utilisées comme chambres). Par ailleurs, elles ont subi beaucoup moins de transformations au cours des années que le reste du quartier. Sans doute est-ce dû à leur forme si pure....

Les roulottes

Ce sont d'anciennes roulottes foraines de provenance diverses. Arrivées une à une, elles se sont placées suivant le terrain, l'orientation, les affinités amicales... ou familiales. Elles offrent un espace longiforme vu leurs proportions (6,5 m à 8 m sur 2, 3 m) et sont légèrement voûtées. La plupart disposent à la fois de fenêtres latérales et zénithales, ce qui permet un contact étroit avec leur environnement. Quelques unes ont été décorées par une fresque de paysage ou des dessins d'enfants... Si certaines se sont immobilisées par des annexes en bois, en verres... pour agrandir l'espace d'une cuisine ou d'une salle d'eau, d'autres se déplacent encore quelque fois si l'envie ou la nécessité le demande. Ainsi est perpétuée leur tradition de mobilité.

Les maisons en bois, les maisons en terre-paille, en brique de terre

De dimensions souvent plus grandes, leur développement vernaculaire regroupe des styles fort divers. L'originalité de ces maisons est le matériau de construction. Les murs et même les plafonds sont construits en terre-paille, en briques de terre comprimées et en bois. L'attrait principal de ces matériaux est leur qualité directement naturelle. Un des grands soucis des constructeurs est effectivement l'intégration de l'habitat à l'environnement et son harmonie.

Conclusion

Toutes ces habitations si différentes, si personnelles, ont malgré tout en commun la même attention soutenue pour le climat, la nature, l'environnement social et communautaire, mais chacune le manifeste avec originalité par ses matériaux, ses formes, son mode de vie, etc... Insérées au sein de vieilles maisons, elles donnent au quartier un aspect coloré, bigarré. Face à l'homogénéité relative d'une "ville nouvelle", il est heureux qu'un tel quartier puisse subsister.



les roulottes

(Photo: C. Berger)



les maisons en bois

(Photo: C. Berger)

Une expérience originale d'habitat groupé a vu le jour il y a plus de vingt ans.

Pascale Thys

Tant le mode de vie que les matériaux utilisés tendent à faire de ce quartier un lieu auto-géré par ses habitants. Au-delà du caractère souvent idéalisé de l'auto-gestion, nous avons voulu connaître ce que ce terme recouvrait pour ces habitants; les avantages et les limites tant internes qu'externes d'une auto-gestion dans le long terme, lorsque l'euphorie de l'insolite a cédé la place aux difficultés de vie et institutionnelles du quotidien.

Les débuts du projets

En 1969, lorsque le nouveau site universitaire de Louvain-la-Neuve s'installe, un petit hameau rural de 22 maisons occupe les lieux. La plupart des habitants, par crainte de cet "intrus", vont vendre leurs logements et quitter le quartier. Dès 1973, avec le chantier universitaire qui s'étend, des étudiants vont reprendre et restaurer les fermettes abandonnées. Une maison de quartier, "le ZOO", va contribuer à redonner aux habitants une vie sociale et communautaire. On voit alors s'installer une école, une crèche, quelques magasins, un restaurant et de nombreux ateliers artisanaux s'y organisent. De '75 à '77, c'est l'éclosion des habitats dits alternatifs. En effet, en plus des quelques anciens habitants du hameau qui "résistent encore à l'envahisseur" et de quelques étudiants ou couples qui occupent désormais ces maisons louées par l'UCL, un groupe d'étudiants (en architecture) décide d'aller vivre à la Baraque dans des logements à bas prix, auto-construits et de conception alternative (formes, matériaux,...).

Quatre types de logement vont faire leur apparition sur ces terrains: roulottes récupérées, cabanes retapées ou maisons fabriquées dans des matériaux anciens, bulles (dômes géodésiques en structure métallique et bâche plastique) et serres (serres à vignes provenant de Hoeillaart). De mini-quartiers se dessinent en fonction de ces logements: "le verger", "les bulles", "les serres" et "le jardin". Un idéal de vie en communauté lie les habitants ainsi qu'une volonté partagée d'obtenir de rester sur le site, malgré les pressions de la commune et de l'UCL.

Remarque: le terme "Baraque" recouvre dans ce travail tantôt la zone expérimentale du vieux quartier (dont il est principalement question) tantôt le quartier tout entier.

Vingt ans après ...

La Baraque compte actuellement une centaine de personnes: environ 40 se situent dans le "haut-raque" et plus ou moins 60 dans la "bas-raque", c'est-à-dire une quarantaine de logements. Ainsi que le suggère le petit jeu de mots ci-dessus, le quartier se divise en deux parties (certaines personnes pensent même que le quartier est partagé en trois zones) qui, nous le verront, ont des particularités propres tant au niveau de leurs populations qu'au niveau du statut légal octroyé à la gestion du terrain.

Grâce à la signature d'un bail emphytéotique entre l'Université et les habitants des maisons UCL, un sentiment de plus grande stabilité s'est dégagé pour ces habitants qui se trouvent désormais à l'abri d'une expulsion prochaine. Ceci ne concerne nullement les logements alternatifs qui conservent un statut d'occupation très précaire. Les logements ayant vieilli, une politique de réhabilitation et de réaménagement a été mise en place. Tous les propriétaires sont fortement sollicités à y adhérer, pour améliorer non seulement leur habitat individuel, mais aussi l'image du quartier aux fins d'obtenir une réelle reconnaissance de celui-ci par les autorités (Université et commune). Une nouvelle vague de construction est en cours. Il s'agit de maisons unifamiliales de type classique (style Louvain-la-Neuve); elles se situent aux abords du quartier.

L'idéal de vie communautaire est moins présent. Ce changement proviendrait non seulement d'une évolution due à l'air du temps, mais aussi aux modifications intervenues dans la population occupant le quartier. Des familles ont peu à peu remplacé les étudiants et elles désirent davantage une vie plus indépendante socialement, bien que des liens et des lieux collectifs soient maintenus (maison de quartier "le ZOO", zone de plantations, espaces verts,...). Le maître-mot des habitants de la Baraque reste: la qualité de la vie.

Ce qu'en disent les habitants

Avec un bic, deux ou trois feuilles de papier et quelques questions plus ou moins précises, nous avons rencontré certains habitants de la Baraque. Il s'agit moins de donner une vision d'ensemble de tout un quartier que de sonder arbitrairement quelques personnes sur les thèmes généraux suivants:

- l'auto-gestion du quartier et ses rapports avec les autres institutions en présence: UCL, commune, Association des Habitants de Louvain-la-Neuve;

- l'auto-construction et le caractère alternatif de cet habitat: modes de construction et de rénovation, installations communes et individuelles,...
- l'organisation de la vie sociale et la façon dont les habitants perçoivent leur quartier.

Un grand merci à Coco, Yvette et Jacques; Brigitte, Aline et Hadelin pour s'être prêtés à nos interviews! Les interviews ne sont pas retranscrites telles quelles, mais réagencées autour de questions principales et regroupées pour ne pas en rendre la lecture par trop fastidieuse. Il est évident que les avis peuvent être divergents et que certains habitants ne seront pas d'accord avec tous les renseignements annotés au cours de ces interviews.

L'auto-gestion et ses limites

Qu'en est-il du Projet Particulier d'Aménagement (PPA) mis en place pour le quartier?

La Baraque connaît deux régimes différents: le "haut-raque" est régi par un simple Plan de Secteur tandis que la "bas-raque" est sous PPA depuis longtemps. Le dernier PPA en date a été signé par le ministre le 23/5/91 et est à durée indéterminée. Cependant il est au dernières nouvelles égaré (???). On y définit le quartier soit par les matériaux de construction utilisés, soit par le mode de vie, c'est-à-dire celui des habitants qui contribue à un certain type de vie communautaire. Les espaces verts ne sont pas définis par ces plans, mais nous avons la volonté de passer une convention pour devenir gestionnaires de ces espaces.

Quels rôles ont respectivement l'UCL, la Commune et les habitants dans l'élaboration de ces PPA?

Les autorités communales, qui possèdent les pouvoirs de décision à l'aménagement du territoire, ont introduit une demande de modification du PPA. L'université, en tant que propriétaire du terrain, a nommé un auteur de projet qui se charge de faire se rencontrer la Commune et les habitants.

Je pense que le désir actuel de l'UCL est d'instaurer le PPA pour tous les habitants de la Baraque de manière à régulariser la situation.

Que pensez-vous faire pour le haut du quartier qui n'est régi que par le Plan de Secteur?

On voudrait d'abord établir un PPA informel interne qui nous servirait ensuite de base de négociation avec l'Université. On veut arriver avec nos propositions avant toute décision de l'université. Notre

stratégie est de faire accepter les modifications du PPA pour le bas du quartier et, ensuite, de demander un PPA pour le haut également, suivant les normes mises en place pour le bas.

A défaut d'une sécurité d'occupation, avez-vous des droits sur votre logement?

En fait, bien que la plupart des habitants soient propriétaires de leurs maisons, il n'existe pas d'acte notarié. On peut donc nous expulser facilement sans que nous n'ayons aucun droit sur nos propres constructions. Certains logements appartiennent en propre à des individus, d'autres sont la possession du quartier. C'est le cas de certaines roulottes.

Quelles relations entretenez-vous avec toutes ces institutions: UCL, Commune et Association des Habitants de Louvain-la-Neuve?

Ces relations sont bonnes, mais nous sentons toujours la précarité de notre situation. Par exemple, l'Université nous garantit le terrain pour cinq ans et, vu ce court laps de temps, nous avons peur de faire des investissements, surtout en matériaux biologiques qui sont encore plus coûteux. On voudrait que l'UCL nous offre des garanties de plus long terme.

A l'Association des Habitants, nous participons en force car c'est pour nous un moyen d'assurer notre durée sur le site. Nous avons un président de quartier qui est notre porte-parole; il s'agit actuellement de Mike De Rom.

Estimez-vous être les gestionnaires de votre quartier?

Oui, il y a auto-gestion sur beaucoup de matières: comité d'habitants, habitat, PPA, voirie,... mais tout n'est pas encore auto-géré. La Baraque reste encore un quartier informel: nous sommes beaucoup à être domiciliés au même numéro de rue et nous n'avons pas de certitudes concernant le futur... Cependant, le quartier est en train de vivre une époque charnière: on va peut-être commencer à pouvoir concevoir dans le long terme. Si beaucoup de gens sont partis suite aux incertitudes quant au futur, on a peur aujourd'hui de rentrer dans un système qui instaure de nouvelles limites dont on n'est pas maître. On a peur de se couper un peu de notre liberté en se rajoutant volontairement des règles, même si celles-ci ont été négociées avec les autorités locales. Je pense que nous vivons une période très gaie car "ça bouge" et beaucoup de questions naissent: l'harmonie du quartier, la démocratie, la liberté de chacun, ... Ces débats amènent des solutions prises en consensus. Il est très stimulant de passer d'une conscience à une autre en se rajoutant des limites nouvelles.

L'habitat alternatif et ses aménagements: certaines règles sont d'application

"L'auto-construction a deux causes principales: la pénurie de logements et la situation économique du groupe ou de la personne. Il va sans dire que ces deux facteurs sont partiellement liés: la pénurie de logements touchant au premier chef les classes les plus défavorisées."

(Manuel d'accompagnement de l'exposition Habitat et Participation fiches S12-14:89)

Le quartier de la Baraque se situe bien dans cette démarche à ses débuts, mais on peut dire aujourd'hui qu'outre le caractère relativement bon marché de l'habitat produit, l'intérêt expérimental de "nouvelles" formes de construction a rapidement séduit les habitants (parmi les pionniers se trouvaient des étudiants en architecture).

A titre d'exemple, nous signalerons "les bulles", ces petits dômes économiques à l'achat que viennent visiter les curieux et où habitent encore le plus souvent des étudiants. "Les serres" sont elles aussi de prime abord des logements particuliers, malgré leurs aménagements intérieurs et extérieurs, qui les font ressembler à de petites maisons de verre. Mais ces constructions ou utilisations nouvelles n'empêchent pas certains habitants de préférer recourir à des pratiques anciennes et biologiques: tel est le cas des maisons construites en briques de terre ou en terre-paille.

Quel que soit le modèle adopté, la visite nous a permis d'apprécier la convivialité du lieu, l'aspect moins rudimentaire qu'il n'y paraît (salle de bain, confort "moderne" d'eau, d'électricité, de chauffage à bois,...) et la capacité qu'ont ces habitants à tirer parti du moindre recoin ou espace disponible.

Bien sûr tout n'est pas encore terminé: une quote part de chacun a été versée pour améliorer le système d'électricité. L'UNERG vient cet été faire les aménagements nécessaires pour accroître les charges électriques des câbles du quartier. Il n'y a cependant encore aucun système d'égout ni de voirie (on n'y trouve que des fosses septiques pour le compost).

Sous cet aspect quelque peu idyllique de l'auto-construction d'un quartier, il ne faudrait cependant pas oublier qu'il existe une série de règles auxquelles tous les habitants sont tenus sous peine, à l'extrême limite, de se voir expulser. En effet, chaque personne doit investir dans son logement. Si ce dernier est mal

entretenu, l'habitant, même propriétaire, subira des pressions psychologiques, sera invité à des réunions. Le temps laissé à un nouveau venu d'entreprendre des travaux si ceux-ci s'avèrent nécessaires serait d'environ 6 mois/un an.

Toute construction nouvelle est interdite, seuls des aménagements sont autorisés par la collectivité. Si quelqu'un désire changer son logement de place, toute la communauté se réunit pour en discuter, mais nous ne savons pas son degré de veto par rapport aux desiderata du propriétaires.

Le quartier de la Baraque s'auto-gère au niveau construction et aménagement dans la mesure où la collectivité gère des décisions qui ne sont pas laissées aux seuls propriétaires; la décision commune l'emporte sur la volonté individuelle, bien qu'un consensus soit toujours recherché.

En ce qui concerne les espaces verts, chaque habitant reçoit - s'il le désire - une parcelle pour cultiver son jardin. Le gazon et les chemins qui séparent les habitations sont entretenus par les habitants les plus proches. Une carte mentale de la zone de terrain entourant chaque logement, (carte effectuée par les habitants eux-mêmes sur la notion subjective de "leur terrain"), serait très amusante. Un grand flou est laissé volontairement quant aux dimensions de cette zone et toute personne qui déciderait d'établir une clôture serait mal acceptée.

L'organisation sociale du quartier: des règles strictes dans un petit "paradis"

Comment s'organise la vie sociale: avez-vous un président de quartier, des fêtes de quartier, ...?

● Il y a un Président, Mike De Rom, qui est notre porte-parole. Les habitants font partie du comité de quartier qui se réunit en fonction des problèmes à résoudre. Des sous-comités existent également en fonction du lieu: les bulles, le talus, le jardin,...

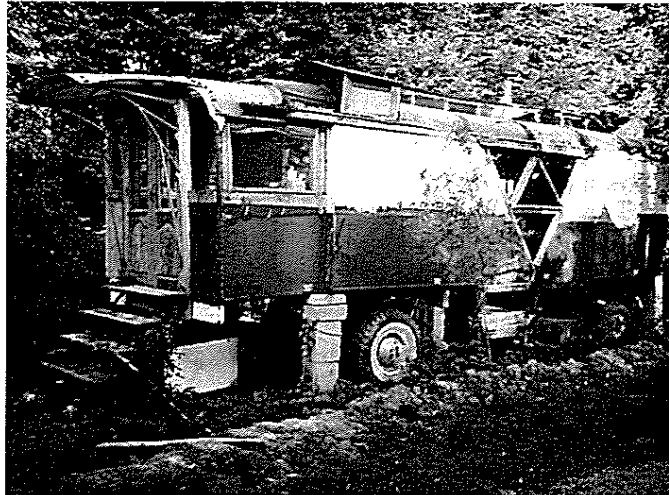
● Le "ZOO" est notre maison de quartier. Quand d'autres gens viennent de l'extérieur (pour manger ou boire un verre, par exemple), c'est qu'ils ont été amenés par quelqu'un du quartier. Les autres, on leur demande gentiment de s'en aller; il existe suffisamment d'établissements dans le centre de Louvain-la-Neuve. (Tous les habitants ne sont pas d'accord avec cette vision concernant l'ouverture de la maison de quartier aux "étrangers").

● On organise de grandes fêtes de quartier, des barbecues. La Baraque, c'est un grand jardin sans barrières.



intérieur d'une bulle

(Photo: C. Berger)



une roulotte adaptée

(Photo: K. Mathéy)

Comment vivez-vous l'installation des nouvelles maisons à la Baraque?

- Je connais peu les nouveaux habitants. Leurs maisons ont été construites trop proches des nôtres, on y perd de l'espace vert.
- Moi - nous dit un autre - je trouve qu'il y a peu de contacts, mais ils sont bons. On a invité ces personnes à une fête commune pour se rencontrer et ils nous ont demandé s'ils pouvaient également faire un potager.

Quelles sont les modalités pour pouvoir s'installer ici?

- Il s'agit de gérer un habitat alternatif: celui qui quitte son logement présente quelqu'un à l'Assemblée. Les personnes concernées viennent pour participer. Nos critères sont objectifs: drogue, respectabilité, adéquation entre la personne à intégrer et l'habitat,... Bien sûr, ça aide d'être connu pas d'autres du quartier, mais pas toujours. Il ne faut pas travailler à la sympathie. La procédure est la suivante: le propriétaire organise une réunion et présente son "successeur" potentiel. Actuellement, la population se stabilise dans le quartier.
- Quand un nouvel arrivant se présente, on organise une réunion de quartier pour connaître ses buts et lui attribuer un bâtiment. Il existe une sorte de période d'essai lors de l'installation.
- C'est très difficile de trouver un logement si on ne connaît personne du quartier. Il faut être introduit et, de préférence, être connu de plusieurs habitants de la Baraque. Il peut aussi y avoir des expulsions lors de problèmes relationnels ou de comportements douteux (drogue etc.). (Ces expulsions sont très rares, certains habitants estiment même qu'il n'y en a pas eu. On peut se demander si le manque d'intégration ne pourrait pas pousser "naturellement" ces nouveaux habitants à partir d'eux-mêmes, au vu du modus vivendi relativement exigeant du quartier.)

Quelle population trouve-t-on ici: chômeurs ou actifs, étudiants ou non, urbains ou ruraux,...?

- Point de vue boulot, on a tous quelque chose d'alternatif: culture biologique, voyages alternatifs, musiciens, militants pour greenpeace,... Bref on a tous envie de faire ou de vivre quelque chose de différent dans la société. Moi, ça me dérange quand il y a des visiteurs qui me considèrent comme une bête curieuse. Je sais que j'habite quelque chose de spécial, mais beaucoup de maisons modernes sont aussi spéciales. On n'a pas l'impression d'habiter Louvain-la-Neuve. La plupart des habitants viennent de la ville, mais veulent conserver à la Baraque son caractère rural.
- Ici, tout le monde est actif. Il y a toutes sortes de métiers différents. En fait, il y a un peu de tout dans le quartier: des étudiants, des plombiers, des chimistes, des enfants et des personnes âgées,... C'est ça qui est bien: c'est la diversité. Contrairement aux autres quartiers de Louvain-la-Neuve, celui-ci n'est pas artificiel. La Baraque reste un quartier rural, face à Louvain-la-Neuve qui est urbain.

J'habite ce quartier depuis 6 ans et j'y ai vu une forte évolution: il n'y a presque plus d'étudiants, mais surtout des familles ou des célibataires qui travaillent à l'extérieur et s'engagent davantage dans les travaux pour aménager le quartier.

- La plupart des habitants n'ont aucun lien avec l'université. La population se compose essentiellement d'artistes, d'écologistes, d'indépendants, de voyageurs, de professeurs de yoga ou de danse, de personnes qui s'intéressent au bioénergétique,...

Pourquoi habitez-vous la Baraque? Les relations interindividuelles sont-elles différentes de celles que vous avez connues?

- La Baraque n'est pas une communauté, c'est un habitat groupé. J'aime y

vivre pour la verdure, l'absence de clôture et de lampes électriques. Je suis venue habiter ici avec ma petite fille et je trouve qu'elle peut mieux y vivre qu'ailleurs. Ce qui m'attire dans ce quartier, c'est la qualité de l'habitat et de la vie: ce terrain est vraiment idéal pour des constructions géobiologiques.

- Nous habitons ce quartier parce que les gens y sont chouettes, les gosses peuvent courir sans aucune barrière. Ce sont les gens qui créent la vibration du lieu; une atmosphère différente se dégage quand on arrive ici. Se chauffer au bois, par exemple, dégage un arôme particulier, ça pétille. Du point de vue social, il y a peu de ragots, pas de mentalité de village non plus. Une autre vibration se dégage: on discute, on s'aide. Les autres viennent vous donner un coup de main quand vous entreprenez des travaux de restauration.
- Il y a plaisir à habiter ici, à modeler son habitation en fonction de critères définis. Je pense que ce quartier est un modèle alternatif à diffuser.

En guise de conclusion...

Les habitants interrogés semblent tous ravis d'être à la Baraque et ils nous ont accueillis avec beaucoup de chaleur. Il nous est néanmoins apparu qu'il s'agissait là d'un petit monde à part qui se méfie des éventuelles intrusions extérieures, comme si l'équilibre interne demandait à défaut de clôtures entre les maisons, une certaine barrière tout autour de la Baraque.

L'intérêt de cette expérience reste cependant très grand car, outre le caractère de long terme de celle-ci (20 ans), on remarquera la capacité d'adaptation et de changement d'une population (qui par ailleurs n'est pas restée stable dans le temps), non seulement face à l'évolution des mentalités, mais aussi aux impératifs lancés par les institutions comme l'UCL, la Commune ou l'Associa-

tion des Habitants. Enfin, il semblerait bien que de pouvoir édicter soi-même une loi, même stricte, est la garantie de respect de celle-ci pour le maintien de la communauté. Qu'importe donc que le "règlement d'ordre intérieur" soit sévère, si les habitants créent, intègrent et font respecter eux-mêmes cette LOI. Allez savoir ce qu'en penserait Kafka...

Bibliographie consultée

Le manuel d'accompagnement de l'exposition Habitat et Participation, Habitat et Participation, Louvain-la-Neuve, 1985.

"La Baraque, habitat et quartier alternatif" présenté par J. Derbaix in Autoconstruction de la conception à la gestion et développement social des quartiers, pour une approche intégrée du problème, Journée d'étude coorganisée par le CAEDECS (Conseils-Actions-Etudes pour le Développement des Communications Sociales à Lille) et Habitat et Participation, Louvain-la-Neuve, 1989.

L'héritage de Louvain-la-Neuve, G. des Cressonniers, 1978(?)

Une approche ethnosociologique

Alain Seront**

Anne-Hélène Vandepopelière**

Introduction

Louvain-la-Neuve: une ville nouvelle, fondée sur un site vierge. Elle a été préconçue comme un ensemble cohérent, dans une forme architecturale et géographique prédéterminée. L'architecture des bâtiments respecte en effet une certaine homogénéité au niveau des matériaux utilisés. Au centre de la ville, on trouve essentiellement des bâtiments destinés au monde étudiant (auditoires et logements), les particuliers et les maisons individuelles étant situés en périphérie. Ces maisons conservent le style architectural "néo-louvaniste".

A côté de ce cadre architectural homogène, il existe un quartier où l'on trouve des habitats très différents: cabanes, roulottes, bulles et serres. Ces habitats alternatifs et le plus souvent autoconstruits forment le quartier de la Baraque. C'est dans ce quartier que nous avons effectué une recherche pendant plusieurs mois, en adoptant une approche ethnosociologique: à travers l'observation-participante et l'analyse d'une série d'entretiens, se dégagent les représentations qu'entraînent la notion d'"habiter" pour les habitants de ce quartier, et un imaginaire qui leur est commun, celui de l'"aventure".

* En service civil au Département de Communication UCL

** Licenciée en communication UCL

Un texte sur la méthode de la recherche ethnosociologique a été supprimé pour manque de l'espace.

"Habiter" à la Baraque

A travers l'étude du quartier de la Baraque, une question fondamentale émerge: qu'entend-on, au niveau des pratiques et des représentations, par l'idée d'"habiter"? En d'autres termes, quel est le rapport entre l'homme et son habitat?

Habiter, dans les sociétés traditionnelles, revenait essentiellement à détenir un certain espace *l'habitat* qui protégeait ses habitants des dangers extérieurs. Depuis, cette notion a subi des évolutions, et l'habitat s'est vu investi de rêves, de représentations. On peut aujourd'hui dire que la personne qui vit quelque part se réapproprie son cadre de vie, son habitat: à travers des pratiques matérielles, symbolique, imaginaires et affectives, l'habitant s'approprie son espace, il le fait sien, il y met son empreinte, le façonne.

Par cette appropriation, on marque également un certain statut social, par rapport à soi et par rapport aux autres: le fait que, par exemple, à la Baraque, on demande aux nouveaux arrivants d'acheter l'habitat qu'ils vont occuper, représente une pratique d'appropriation à un niveau matériel (le fait de posséder, d'être le propriétaire de son habitat), mais également symbolique: cette appropriation se fait également par rapport aux autres. En devenant propriétaire de son habitat, on marque de façon symbolique une certaine prise de position, un certain engagement par rapport aux autres habitants du quartier: on s'engage ainsi à s'occuper personnellement de cet habitat, à l'entretenir, mais aussi à accepter et respecter le mode de vie du quartier.

Cette appropriation nous apparaît comme largement symbolique, puisque la somme déboursée pour cet achat n'est pas élevée (moins de 100.000 fr.). C'est la valeur symbolique du geste qui est mise en avant. "Habiter" est également un état d'esprit qui entraîne l'organisation de sa vie à partir d'un lieu vers lequel on revient, la roulotte pour certains habitants du quartier: "Même si je n'y suis pas beaucoup, je pars d'ici pour aller quelque part. Ça c'est habiter" (Hadelin).

Il s'agit somme toute d'une conception assez traditionnelle de ce qu'est le lieu d'habitation, un point de repère: "l'homme dépourvu d'un chez-soi semble, en tous lieux, frappé d'anomalie" (Pezeu-Massabuau, 1983, p. 12). Point de repère d'autant plus important que, à la Baraque, les habitants voyagent souvent longtemps et dans des pays lointains. L'habitat garde donc une certaine idée de pérennité, il reste toujours le même, le lieu où l'on revient toujours. Revenir à son habitat, c'est aussi "revenir à soi".

Par rapport à cet habitat considéré comme lieu fixe, comme point de repère, celui-ci est également appréhendé de façon plus "dynamique". Pour Roger, un habitant de la Baraque, habiter, c'est construire sa maison autour de soi, la faire évoluer en fonction de sa propre évolution et de ses besoins: "Et je trouve que les maisons traditionnelles, c'est plutôt des maisons qu'on construit et il faut s'intégrer à la maison. Moi, j'intègre ma maison à moi-même" (Roger).

Habiter, c'est aussi être inséré dans un cadre physique et social: "On aurait dur à s'adapter aux logements traditionnels, nous autres. C'est surtout l'environnement qui joue. Ce qui est extraordinaire ici, c'est que les relations avec les gens sont très proches" (Mike). On ne trouve donc pas de dissociation entre habiter et établir des relations interpersonnelles avec les autres habitants du quartier: l'un ne va pas sans l'autre.

Une appropriation imaginaire de son habitat

L'idée d'aventure semble fondamentale au quartier de la Baraque: elle fait l'objet, chez les personnes rencontrées, d'investissements imaginaires importants. Cette idée d'aventure comprend également l'idée de voyage: celui-ci est facilité par le faible souci matériel par rapport à son habitat, que l'on note en ce qui concerne les habitants de la Baraque: ils ne payent pas de loyer, et, si le voyage doit se prolonger longtemps (ce qui est souvent le cas), l'habitat est proposé en prêt à des connaissances qui s'en occuperont. Cette idée de voyage se développe essentiellement dans l'idée de la rencontre avec les autres: ce sont à nouveau les relations interpersonnelles qui sont privilégiées.

D'autre part, les voyages des habitants du quartier entraînent l'introduction à la Baraque de quotidiennetés radicalement différentes qui sont réintégrées par les habitants: la nourriture est marquée par des emprunts souvent "exotiques", et les fêtes du quartier sont souvent inspirées de festivités observées lors des voyages (c'est le cas de la fête de la "piñata", organisée chaque année pour les enfants de la Baraque, et qui est originaire du Mexique). Cette importance de l'imaginaire et des représentations liées au voyage et à l'aventure transparaît également dans l'imaginaire qui se rapporte à l'habitat, et notamment aux roulottes et aux bateaux. C'est essentiellement, à travers la comparaison de ces deux types d'habitats, à l'idée d'un "habitat de l'étranger" que se rapportent les habitants de la Baraque: "Dans un bateau, tu vois sans cesse d'autres paysages, c'est



l'aventure. Ici aussi [au quartier de la Baraque], c'est l'aventure, il y a toujours quelque chose qui se passe" (Marc).

La roulotte représente également de façon symbolique, et même de façon presque mythique, le monde de l'aventure et des voyages: elle fait en effet référence de façon directe, pour certains habitants du quartier, au monde des gitans, monde qu'ils perçoivent comme essentiellement fait de "nomadisme". De ce fait, on conserve la roulotte dans son intégralité (on la garde sur ses roues, sans lui ajouter une annexe "en dur"), afin de lui garder sa potentialité de mobilité, de voyage, d'aventure (même si l'on sait que cette roulotte ne se déplacera sans doute jamais plus: c'est l'idée, la représentation imaginaire qui compte, et non la réalisation effective de cette potentialité). La roulotte ne représente pas, elle "est" un monde imaginaire bien précis. A travers ces habitats présents dans l'imaginaire, l'idée d'habiter est dotée d'une signification nouvelle, qui se traduit par un rapport nomade, vagabond, à l'espace. L'individu recrée sans cesse un rapport à l'habitat, suivant les espaces qu'il parcourt.

"L'hiver, on se rassemble autour des poêles, l'été, on se rassemble autour des feux": les relations sociales

L'imprévu, l'aventure, c'est aussi la rencontre avec les autres. L'habitat autoconstruit demande un plus grand entretien qu'un habitat traditionnel, une attention constante: ces travaux sur les habitats des uns et des autres sont souvent faits en commun, ce qui entraîne une plus grande solidarité entre les habitants et intensifie la communication entre eux-ci.

Ces rapports interpersonnels entre les habitants de la Baraque prennent place dans des espaces qui peuvent être définis

comme des "espaces personnels", des "espaces collectifs" et des "espaces publics". L'appropriation de l'espace se fait en effet à un niveau personnel et à un niveau collectif.

Au niveau personnel, chaque habitant s'approprie un morceau d'espace dont il définit l'étendue et qui devient son territoire. Il en marque les frontières par des limites réelles et symboliques, matérialisées par l'existence de toits et de parois opaques ainsi que par certains objets. Ces limites déterminent un dedans et un dehors, un "chez soi" et un "chez les autres". Au niveau collectif, l'ensemble des habitants définissent un espace qui est géré de façon commune, définit à la fois par rapport à l'ensemble des habitants, mais aussi par rapport aux autres quartiers, et par rapport à Louvain-la-Neuve dans sa globalité.

On remarque une articulation assez souple entre l'espace privé (celui de l'habitat) et l'espace collectif (espace qui est autour des habitats, dans l'enceinte du quartier). Il n'y a pas de clôtures autour des habitations, pas de limites formelles, physiques, entre l'espace privé et l'espace collectif. Cette non-utilisation des clôtures est remplacée par un consensus implicite: celui de ne pas déranger les autres.

Par contre, si on ne trouve pas de limites matérielles qui fixent le territoire privé de chacun, on trouve des limites géographiques: l'habitat, espace privé, est en effet entouré par ce qu'on pourrait appeler un "espace-tampon", qui fait le lien entre l'espace privé et l'espace qui est collectif à l'ensemble du quartier.

Le fait que ces "barrières" soient symboliques entraîne d'ailleurs une confusion pour les personnes qui ne sont pas du quartier et qui vont s'y promener: elles pénètrent souvent dans des espaces qui, à leurs yeux, leur apparaissent comme

ouverts à tous, mais qui, pour les habitants du quartier, ne le sont pas: "C'est très déroutant, parce que c'est comme s'ils étaient dans ton jardin. Et eux ne se rendent pas compte parce qu'il n'y a pas de barrières. Nous, on le sait, parce que... Je ne sais pas, c'est instinctif" (Marylin).

En été, l'espace extérieur (tampon) est occupé de façon plus importante: on vit plus au dehors ("l'hiver, on se rassemble autour des poêles, l'été, on se rassemble autour des feux", explique Roger), et l'espace intermédiaire, l'espace-tampon passe alors dans la sphère collective: il appartient à tous le monde. En s'installant dehors, et en y installant bancs, tables et feux de bois, les habitants du quartier marquent de façon beaucoup plus nette ces espaces comme étant les leurs, et comme faisant l'objet à la fois d'une négociation collective et d'une répartition implicite.

L'hiver, on privilégie l'espace de la sphère privée: l'espace intermédiaire ou tampon, devenu largement inoccupé, se réduit et devient une "chape de protection" du domaine privé. En été, c'est le domaine collectif qui est promu et l'espace intermédiaire devient alors spontanément un lieu d'ouverture à ce qui se passe dans le quartier, un lieu de rencontres.

Les rapports entre le quartier et "l'extérieur"

Le quartier de la Baraque se définit également par rapport à ce qui lui est extérieur, à ce qui n'est pas lui, par rapport aux autres quartiers et à la ville de Louvain-la-Neuve dans son ensemble.

L'espace collectif du quartier ne l'est en effet que pour eux qui y habitent: pour les personnes qui viennent de l'extérieur, cet espace doit - devrait - être perçu comme privé. L'arrivée d'une personne étrangère

au quartier ne constitue donc pas, aux yeux des habitants de la Baraque, le passage libre d'une sphère publique à une autre sphère publique (ce qui est généralement le cas lorsque, dans une ville, on passe d'un quartier à un autre): il s'agit bien ici du passage d'une sphère publique (extérieure au quartier) à une sphère gérée collectivement par les habitants et qu'ils souhaitent voir perçue comme privée par rapport à l'espace extérieur au quartier.

La configuration géographique du quartier accentue cette impression de "lieux privé" par rapport à l'extérieur: le haut du quartier de la Baraque est desservi par un chemin de terre, et la configuration circulaire des lieux, avec un accès étroit, ne favorise pas un sentiment d'ouverture à l'extérieur pour la personne qui se présente à l'entrée de la Baraque.

Pour cette personne étrangère qui entre dans le quartier, le comportement à adopter doit être "naturel", c'est-à-dire conforme à ce qui est considéré comme normal, naturel aux yeux des habitants de la Baraque: ce comportement "naturel" (du moins est-il perçu de cette façon par les habitants) est en fait un comportement "culturel", et l'étranger qui se présente au quartier le fait avec un schéma de comportement et des règles d'interaction qui ne sont plus valables.

Autogestion

Face à cette vie vécue de façon plus ou moins commune, les habitants du quartier de la Baraque se sont créés peu à peu des valeurs communes. Parmi celles-ci, une idée importante inspire la réalité, l'espace social de l'ensemble du quartier: l'autogestion.

La réalisation de cette idée porte et repose sur une propriété collective du quartier: on ne peut en effet autogérer la propriété d'autrui. Les conditions mêmes de création du quartier "qui s'est installé au départ sur un terrain qui ne lui appartenait pas, mais qui dépendait de l'université" sont idéales pour entraîner cette idée de propriété collective: personne ne peut revendiquer personnellement une parcelle du terrain. Cela donne l'occasion à l'ensemble du quartier de prendre en charge collectivement cet espace. Cette prise en charge nécessite pour les habitants de s'entendre entre eux. Les décisions autogestionnaires se font lors des réunions de quartier, et concernent aussi bien la négociation de l'usage d'un espace collectif que l'accueil ou non de nouveaux habitants au quartier.

Cette autogestion ne fait cependant pas du quartier un système autonome: nous

avons en effet vu qu'il se définit en grande partie par rapport à ce qui lui est l'extérieur. Il est un microcosme de communication qui se développe sous l'influence de facteurs extérieurs (en rapport aux autres quartiers de Louvain-la-Neuve, et par rapport à la société en général).

L'autogestion fait intervenir des notions nouvelles -, celle de propriété collective -, des pratiques nouvelles, - la gestion commune, - des manières de vivre nouvelles, - la solidarité, la convivialité, la prise en charge de soi, de son entourage, de son environnement.

Elle répond à un désir de fuite, mais aussi d'alternatives, d'action directe, de détournement du quotidien: "*Ne pas se battre pour une cause - on est vite floué -, ne pas heurter un système pesant - on est vite intégré ou laminé -, mais se mettre en travers du cours normal des choses, détourner de quelques règles le fonctionnement des machines sociales (pratiques médicales, vie de quartier, animation culturelle), expérimenter de nouveaux modes de vie et de nouvelles formes d'action collective*" (Dougier, 1976:3).

Conclusion: habiter la Baraque, habiter la ville

Les habitants du quartier de la Baraque vivent dans un espace particulier qui leur permet d'habiter à leur manière, c'est-à-dire selon des valeurs de convivialité, de réappropriation et d'aménagement des valeurs standards que l'on trouve dans la société. En éprouvant leur appartenance au quartier, ils partagent certains de ces intérêts, de ces valeurs, ce qui leur permet de s'intégrer, en participant collectivement au quartier. On retrouve ces valeurs dans l'imaginaire du quartier, la façon de gérer les espaces, les rituels et les rites d'interaction.

On remarque d'une manière plus générale, que les quartiers prennent la couleur que leur impriment les sentiments particuliers de leurs habitants. Ce qui n'est au départ qu'un simple agrégat spatial, un concept juridique, devient une unité de voisinage, une localité avec ses traditions, son territoire propre. Ces espaces restreints entraînent une prise en charge des uns et des autres, un contrôle social important. Dès lors, ils rassurent les individus qui habitent ces quartiers et les incitent à participer davantage à la vie de celui-ci. Il y a un renforcement réciproque entre l'habitant, qui est aussi un individu social, et le contrôle social. Ce renforcement conduit à une certaine autodétermination, qui permet aux quartiers d'exister effectivement.

En dehors de ces petites unités, est-il possible d'exercer une action, de participer à l'action sur la ville? On remarque au quartier de la Baraque que, contrairement à la plupart des villes et quartiers, on ne trouve pas d'agents (par exemple les agents municipaux), qui veillent au contrôle collectif de la ville: c'est le rassemblement de ses habitants qui assure le contrôle collectif, à travers le principe autogestionnaire.

En ce qui concerne la ville, des phénomènes particuliers apparaissent, qui modifient le rapport entre les habitants et leur quartier: on remarque en effet que la mobilité des individus est beaucoup plus grande, que les gens sont moins attachés à un endroit particulier: d'un côté les transports (en commun ou individuels) facilitent les contacts, de l'autre ils favorisent également une perte de l'identité de chacun. L'individu n'étant plus attaché à un lieu précis, la ville perd de sa fonction d'ancrage des relations et se dépersonnalise. Il semble que ce qui se passe à la Baraque soit une situation mixte ("entre hier et aujourd'hui"): les gens se déplacent et voyagent régulièrement, mais le quartier reste pour eux un point d'ancrage de son identité, une référence qui permet de se retrouver. Les situations sont donc très différentes, mais l'organisation des individus au sein du quartier de la Baraque nous rappelle néanmoins que notre vie sociale, quel que soit le lieu où elle se développe et s'organise, porte plus ou moins la marque d'une société traditionnelle antérieure, dont les formes caractéristiques d'implantation étaient la ferme, la maison, le village ou le quartier.

Alors, quoi de neuf?

Pascale Thys*

Pour diverses raisons, cet article consacré au quartier de la Baraque a dû être réfrigéré un certain temps. C'est pourquoi ce petit complément d'information permettra de mieux saisir l'ampleur du processus décisionnel qui se déroule actuellement dans le quartier. Longtemps restés dans l'incertitude d'occupation du lendemain (sorte de squattérisation des terrains), les habitants ont décidé de s'inscrire davantage dans la durée. Des commissions ont été créées dans le quartier et ce en fonction de problèmes spécifiques; elles agissent tant au niveau de la Commune que de l'université. Trois points "chauds" font écho à ce processus d'appropriation et d'auto-gestion des lieux: un chemin situé dans le quartier; un problème de voirie et la création d'une ASBL.

Interview de Mike et de Marie-Line, octobre 1992

Sauvegarde d'un chemin situé dans le quartier

Une cité sociale voit actuellement le jour dans le quartier de la Baraque. Son emplacement a été choisi en concertation entre l'Université et les habitants du quartier qui ont proposé eux-mêmes le lieu de son installation. Cependant, les jardins de certaines maisons nouvellement construites empiètent de plusieurs mètres sur un ancien chemin (le sentier de Gilly) qui a été déclaré "à conserver" lors d'une récente étude réalisée par l'Université.

Les habitants ont formé une commission chargée de négocier avec l'Université en premier lieu, puisque cette dernière est propriétaire du terrain. Faute de résultats, cette commission effectuera une recherche pour savoir si le chemin est classé et, dans l'affirmative, si des démarches ont été faites par les constructeurs pour faire passer ce chemin du domaine public au domaine privé.

Les habitants craignent essentiellement que des frictions futures soient possibles avec le nouveau lotissement. En effet, ce chemin bordé d'arbres est une sorte de "frontière naturelle", d'autant que tout le monde n'apprécie pas la vue d'un quartier de "baraqués".

Aménagement d'une voirie

La commune avait approuvé dans son budget '92 de refaire la voirie du quartier. Elle organise également une réunion pour soumettre son projet aux habitants. Suite à un malentendu, les habitants ne voient à cette réunion qu'un caractère informatif tandis que la Commune estime que l'absence de critiques au moment même correspond à une acceptation du projet. Les habitants, après concertation, conçoivent certains points de désaccord avec le projet de la commune. Ils décident alors de créer une nouvelle commission qui doit parlementer avec les pouvoirs communaux pour modifier ce projet, projet déjà considéré comme définitif dans le chef de ces derniers. Malgré les pourparlers, le projet initial sera maintenu par la Commune.

Constitution en ASBL

Voici sans doute le cheminement le plus intéressant de cette communauté d'habitants qui s'était tout d'abord établie en squattant les terrains de l'Université: un groupe informel va se constituer en ASBL, devenant dès lors un interlocuteur formel avec des statuts juridiques. En juin '91, le PPA est approuvé pour la partie basse du quartier (la bas-raque). La zone y est définie comme "zone d'habitat expérimental", terme défini par une série de normes (accès aux pompiers, poubelles,...).

La population – qui s'y est renouvelée depuis les premiers colons – décide voici plus d'un an de mener une enquête auprès de tous les habitants pour définir ce que chacun entend par un "habitat expérimental". L'enquête révèle une triple implication de cette appellation:

– le quartier y est expérimental par les matériaux;

– on y constate également le caractère expérimental de la gestion communautaire de l'espace: gestion en commun des plantations, de l'aménagement des chemins, de la tondeuse à gazon,... et réattribution chaque année des parcelles de jardin en fonction des demandes.

– mais aussi la notion d'intégration à l'environnement: toilettes sèches, dépôt de produits éco en cours, recensement d'animaux et de plantes,...

L'enquête permet au quartier de savoir ce qu'il veut défendre en terme de valeurs et d'image du quartier. Cette prise de conscience permet non seulement de mieux pouvoir se défendre face à "l'envahisseur" qui, sous prétexte de "zone expérimental" pourrait implanter dans ce quartier "tous ceux qui n'ont pas de place ailleurs", mais également de permettre à l'idée d'occuper plus officiellement les lieux (vis-à-vis de l'Université) de faire son chemin.

En effet, une commission est créée suite au nouveau PPA, commission chargée de mettre le quartier en accord avec les normes du Plan. Ainsi, sans en avoir reçu l'obligation, les habitants pensent que cette normalisation peut assurer leur sécurité future. Cette même commission est ensuite chargée de négocier avec l'Université un droit d'occupation: le paiement d'un loyer (maximum 12 Fr/M²) contre un bail. Cette négociation a amené les habitants à se constituer en ASBL pour être plus forts. Une seule ASBL est préférée à plusieurs pour que tout le quartier bénéficie du même contrat, puisque le haut du quartier (le haut-raque) n'est pas repris dans le PPA.

L'enquête leur a permis de prendre mieux conscience de leur unité et de mettre au clair les critères d'occupation qui apparaîtront et dans les statuts de l'ASBL et (espérons-le) dans le contrat d'occupation signé avec l'Université.

Notes bibliographiques

(Section de Alain Seront et Anne-Hélène Vandepopelière)

- Ferrarotti F., 1983, *Histoire et Histoires de vie*, Paris, Librairie des Méridiens.
Coulon A., 1987, *L'ethnométhodologie*, Paris, P.U.F.
Pezzeu-Massabuau J., 1983, *La maison, espace social*, Paris, P.U.F.
Dougier H., 1976, Craquements, in *Autrement*, n° 5.

Kann Selbsthilfe-Wohnungsbau sozial sein?

Erfahrungen aus Cuba
und anderen Ländern
Lateinamerikas

von Costa Mathéy

1. Auflage 1993

LIT-Verlag Münster & Hamburg
186 Seiten, 31 Abb., DM 38,-

Selbsthilfestrategien gelten seit langem als möglicher Ausweg aus vielen Problemen der Entwicklungsländer, so auch zur Überwindung der Wohnungsnot. In der bisherigen Praxis allerdings haben entsprechend ausgerichtete Programme – gefördert von der Weltbank und anderen Geberinstitutionen – nur selten die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt. Viele Kritiker erklären diese Mißerfolge mit den systemimmanenten Zwängen der kapitalistisch ausgerichteten Ökonomien, in denen die Projekte durchgeführt wurden. Die hier vorgelegte Arbeit zeigt am Beispiel Cubas, daß viele dieser Einschränkungen in der Praxis eines nicht-kapitalistischen Landes nicht gelten müssen, und daß sich dort neue Qualitäten der Selbsthilfe-Wohnungsbauprogramme entwickeln können. Wesentliche Unterschiede liegen insbesondere im sozialen Bereich. Dabei stellt der Autor auch innovative, im Ausland noch nicht praktizierte Organisationsformen heraus, deren Prinzipien eine realistische Antwort auf Obdachlosigkeit und Wohnungsnot selbst in Marktwirtschaften des Nordens oder in Osteuropa darstellen könnten.

Der Autor, Dr. K. Mathéy, ist Stadtplaner, Architekt und Soziologe. Er ist Autor zahlreicher Fachpublikationen und Miterausgeber der Zeitschrift TRIALOG zu Themen des Planens und Bauens in Entwicklungsländern. Er lehrt z.Z. an den Universitäten in Karlsruhe (Institut für Städtebau) und in Havanna (CECAT-ISPJAE).

Inhalt

- *Selbsthilfe-Wohnungsbau als kontroverses Thema*
- *Theoretische Grundlagen*: Definitionen, Ausgangshypothesen, Methoden
- *Die Praxis des Selbsthilfe-Wohnungsbaus in Lateinamerika*: Die Rahmenbedingungen, Die spontane Selbsthilfe, Staatliche Interventionen, Selbsthilfe-Wohnungsbauprogramme
- *Wohnungsbau und Selbsthilfe in Cuba*: Die Entwicklung des Wohnungsbaus in Cuba, Staatlicher Wohnungsbau, Spontane und geförderte individuelle Selbsthilfe, Wohnungsbau-Kooperativen, Betriebs-Microbrigaden, Soziale Microbrigaden
- *Ergebnisse der Untersuchung*: Erweiterung der Definition von Selbsthilfe, Kommodifizierung, Doppelte Ausbeutung, Wohnkosten, Baukosten, Multiplikatoreffekt, Makro-ökonomische Steuerung, Soziale Eingliederung, Diskriminierung & Emanzipation, Politisierung versus Pazifizierung, Mobilisation/Co-optation, Soziale Verteilung von Wohnraum, Gebrauchswert, Technische Qualitäten, Selbstverwirklichung, Nutzung der Wohnungen, Kulturelle Adaption
- *Wertung der Forschungsergebnisse*: Zusammenfassung der Erkenntnisse, Unbeantwortete Fragen, Bedeutung im nationalen Kontext, Bedeutung im internationalen Kontext, Die aktuelle Lage
- *Methodologische Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Index*

Bezug über den Buchhandel
oder den TRIALOG-Versand

Und die Moral von der Geschicht'...

Über das Siedeln in der informellen Gesellschaft, oder:
wie könnte es in einer vermischten Ersten-Zweiten-Dritten Welt weitergehen?

Kosta Mathéy

Wieviele Welten braucht das Kapital?

Spätestens seit Herbst 1990 ist die saubere Aufteilung unseres Globuses in drei (oder mehr) Welten durcheinander geraten. Die Zweite Welt ist so gut wie vom Erdboden verschwunden, bzw. übernimmt ökonomisch bisherige Funktionen der Entwicklungsländer: die Bereitstellung von billigen Rohstoffe und niedrigen Lohnkosten. Der Vorteil für die geographische Verlagerung liegen auf der Hand: die Transportwege für die Rohstoffe sind kürzer, die Arbeiter sind besser ausgebildet und durch lange Jahre staatlicher Kontrolle zusätzlich nachhaltig diszipliniert. Zudem können sie dazu herhalten, als klassische Reservearmee auch das Lohnniveau in der Ersten Welt drücken, was wir gegenwärtig in der Verkleidung des 'Solidarpakts' innerhalb der Bundesrepublik Deutschland erleben. Dies war in der Dritten Welt wegen der großen Entfernung nur bedingt möglich.

Die direkte Konsequenz dieser Entwicklung ist eine Verschärfung ohnehin schon zunehmender sozialer Disparitäten lokal wie global, an die wir uns unter dem Begriff der Zweidrittel-Gesellschaft schon seit einigen Jahren gewöhnen durften. Auch von einer Drittweltisierung des Nordens wird bereits gemunkelt, wofür hauptsächlich das Anwachsen der Phänomene verantwortlich ist, die sich mit extremer Armut überall auf der Welt einstellen: kriminelle Gewalt, Obdachlosigkeit, Slums, provisorische Siedlungen... Das heißt, daß auch die Industrieländer wieder etwas von der existentiellen Not erfahren, wie sie unter einem großen Teil der Völker in Asien, Afrika und Lateinamerika in den letzten Jahrzehnten all-

Kosta Mathéy, Dr. rer. pol., Dipl.-Ing, Architekt und Soziologe, ist Gründungsmitglied von TRIALOG. Er lehrt Wohnungswesen, Ökologie und Städtebau in Havanna und Karlsruhe. Kontaktadresse: TRIALOG Geschäftsstelle Süd, Hofangerstraße 21, D-8000 München 83.

English Summary

The essay refutes the view, that assisting informal settlement practices, as it has become a progressive planners' approach in Third World countries, can also solve the actual problems of homelessness and high housing costs in the First world. First of all, the observed phenomena are a consequence of poverty everywhere in the world, and the division of the globe into Three Worlds has become obsolete anyway after the crumbling of the COMECON union. Second, informal housing tends to be mystified in the present neoliberal fashion, but there remain serious drawbacks to the practice. Third, the still relatively prosperous industrialized world has the means to remove cost inflating mechanisms on the supply side of housing for which there exist proved models in the North itself; their application is a matter of political will. Even the deficits on the demand side (vanishing ability to pay) could be coped with through social assistance, which can hardly be considered a viable option in the South.

täglich geworden ist. Gleichwohl als ob Armut eine ansteckende Krankheit ist, wird die Einreise von Mitbürgern aus den Entwicklungsländern erschwert oder in Form von Asylverfahren unter Quarantäne gestellt, so braucht man über die tieferliegenden Ursachen der neuen Armut im Norden nicht nachzudenken.

Der Prozeß hat in den USA schon vor über 10 Jahren begonnen, hat in Europa jedoch seit der Auflösung der Zweiten Welt (der Comecon-Staaten) unübersehbare Ausmaße angenommen. Dabei läßt sich ein kausaler Zusammenhang nur zum Teil herstellen – wie ich unten erläutern werde – strukturelle Veränderungen in der Wirtschaft wie fortschreitende Computerisierung der Produktion scheinen jedoch eine wichtigere Rolle zu spielen.

Das Verschwinden der Zweiten Welt impliziert natürlich nicht ein "Aufrücken" der bisherigen "Dritten Welt", ganz im Gegenteil: die Zahl der Entwicklungsländer nimmt sogar zu, nachdem sich mehrere GUS-Staaten erfolgreich um die offizielle Anerkennung dieses Status bemüht haben. So kommen sie wenigstens schneller und billiger in den Genuß der ersehnten Verschuldungs-Kredite.

Die informelle Gesellschaft

Wer genauer hinsieht erkennt, daß nicht nur die Industrienationen sogenannte Dritte-Welt Symptome erleben, sondern daß auch eine umgekehrte Übertragung stattfindet: innerhalb der Entwicklungsländer wiederholt sich in einem gewissen Maße die Entwicklung in Europa, nur extremer. Die wenigen Reichen dort sind viel reicher als im Norden, und die Armen werden noch ärmer – jetzt erst recht, nachdem sie gegenüber der Konkurrenz aus Osteuropa die schlechteren Karten haben. Aber kann man unterhalb des Existenzminimums überleben? Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß für die Industrie der Zentrumsländer jetzt weder als Produzenten noch als Konsumenten (die sie ohnehin nie waren, was die Osteuropäer, insbesondere die Ostdeutschen, aber werden können) gebraucht und infolge dessen sich vollends selbst überlassen werden. Als Überlebensstrategie der Betroffenen, und Pazifizierungsstrategie gebilligt von den Wohlhabenden, werden sie sich vielleicht in ökonomischen *Homelands* einrichten müssen: eine voll auf sich selbst gestellte, mehr oder weniger autarke Parallelwirtschaft auf Minimalniveau. Dieses Szenario wäre vielleicht sogar eine

Chance für einen Neuanfang ohne den Ballast unfairer *terms of trade* und astronomischer Verschuldung. Schließlich gibt es für die alten Entwicklungsländer mit der internationalen Wirtschaftsverquickung ohnehin nichts zu gewinnen, wie deren konkreten Folgen für die Peripherieländer entgegen allen Kreditgeberprognosen zum Maßstab nimmt.

Wie eine solche, der lokalen Situation entsprechende, Rückzugs-Ökonomie in der Praxis funktionieren kann, kann wohl allein in der *trial-and-error* Methode erprobt werden – so wie sich auch alle anderen wirtschaftlichen Innovationen historisch herausgebildet haben. Der *sendero luminoso* hatte für Peru wohl ein Konzept in dieser Richtung im Sinn, wenn auch die Mittel zu dessen Durchsetzung mehr als fragwürdig sind. Cuba dagegen findet sich aktuell als Folge der ökonomischen Isolierung unfreiwilligerweise in einer Situation, die einer Rückzugsökonomie gleichkommt – und die, allen Unkenrufen zum Trotz – bisher noch nicht zusammengebrochen ist. Die nationale Wirtschaft scheint sich sogar ganz langsam, und auf einem bescheideneren level, zu fangen. Zu dem Modell gehören konkret z.B. Fahrräder statt Automobile, Biogas statt Atomkraft, Hausgärten statt Supermarkt, Kuhmist statt Kunstdünger, Akupunktur statt Tabletten, und – last but not least – Lehmziegel statt Plattenbau¹. Das klingt fast schon wie eine ökologische Utopie, die angesichts der realen Mängel jedoch sicher nicht idealisiert werden darf. Doch die Erfahrung scheint zu beweisen, daß Utopien anscheinend doch machbar sind (während die Realität gleichzeitig immer weniger machbar erscheint...).

Über die Wildheit des Siedelns

Die in diesem Heft vorgestellten Siedlungsstrategien von und für die *drop-outs* des formellen Gesellschafts- und Siedlungsmodells zeichnen sich durch unterschiedliche Kombinationen aus einem Repertoire an wiederkehrenden Praktiken und Maßnahmen. Dazu gehören

- die illegale Inbesitznahme von Boden bzw. leerstehendem Wohnraum (*squatting*)
- Selbstbau und teilweise auch weitergehende Selbstversorgung mit Lebensmitteln aus materieller Not oder (seltener) persönlicher Präferenz (Subsistenz/re/produktion)
- Spontane oder privat geplante Siedlungsentwicklung am staatlichen Planungsapparat vorbei (informelles Siedeln und ggf. illegale Parzellierung)

- Nachträgliche Regularisierung bzw. Legalisierung der eigenständigen Besiedlung durch die Behörden, und Integration in die formellen kommunalen Pflichten und Privilegien als Resultat eines "Kuhhandels" (oder: *negotiation*) mit politischen Institutionen bzw. deren Repräsentanten. Dies geschieht meist auf der Lokalebene wo Politiker persönlich greifbar sind, und weniger durch den zentralen und anonymen Partei- und Parlamentsapparat.
- Kollektive Interessenvertretung auf außerparlamentarischer Ebene (*Urban Social Movements*)

Konform mit den modischen neoliberalen Positionen, wie sie übrigens auch von der Weltbank in ihrem neuesten *policy paper* über Urbanisierung vertreten wird, machen viele schlaue Experten dem Schluß, genau das zu empfehlen, was sie nicht verhindern können. So können sie die Wirkungsglosigkeit ihrer Vorschläge verbergen und bleiben im Geschäft. Was früher noch als *laissez-faire* kritisiert wurde², wird heute unter dem Begriff *devolution*³ gefeiert.

Bei soviel Begeisterung für die neuen Urwüchsigkeit wird schnell vergessen, daß die informellen Siedlungspraktiken selbstverständlich auch ihre Schattenseiten haben. Die Nachteile und Grenzen des Selbstbaus brauchen hier nicht wiederholt werden, wurden sie doch seit langem ausgiebigst diskutiert⁴. Illegale Bodenbesetzung und wildes Siedeln, oft vorbereitet durch Brandstiftung oder Abholzung, zerstört Wälder und andere wichtige Ökotope, fördert die Bodenerosion und/oder zieht zwangsläufig Bodenversiegelung nach. Das Beispiel Athens illustriert diese Gefahr besonders markant. Auch der Hinweis, daß die Behörden bei der geplanten und legalen Urbanisierung nicht besser vorgehen, überzeugt nicht, da sie formal die Möglichkeit haben auch anders zu entscheiden – und dies in seltenen Fällen auch tun. Private Parzellierung ("Urbanisierung" – siehe das Beispiel Barcelona) plant per Definition nur bis an die Grundstücksgrenze und unterwirft sich den Bedingungen der maximalen Rendite: gemeinschaftliche Freiflächen lassen sich nicht verkaufen und entfallen; für eine übergeordnete Planung – obwohl langfristig ökonomischer – fehlt das Instrumentarium. Kollektive Interessenvertretung, Demonstrationen, Streiks – in der Literatur unter das Konzept der städtischen sozialen Bewegungen subsumiert – erfordern den persönlichen Einsatz der betroffenen Personen, und zwar oft über Jahre hinweg und ohne Bezahlung, was die ohnehin Mittellosen besonders trifft.

Das (Grund- und Industrie-) Kapital ist da in einer besseren Situation, da es per Definition über die nötigen Finanzmittel verfügt und unpersönlich agiert (d.h. seine Vertreter lassen sich jederzeit austauschen). Unpersönlich heißt auch unermüdlich, was zur Folge hat, daß den sozialen Bewegungen früher oder später die Puste auszugehen droht.

Nachdem vor einer möglichen Mystifizierung des informellen Siedelns gewarnt wurde, dürfen wir uns endlich den möglicherweise aufbauenden Anregungen aus den beschriebenen Erfahrungen nachdenken (jede Medaille hat zwei Seiten), zudem eine Reformierung des sozialen Wohnungsbaus in den Industrieländern längst überfällig ist und wir mit den bisherigen Rezepten anscheinend nicht weiterkommen⁵.

Künftige Siedlungs-Szenarien

Grundlohn und Selbstbau

Wie weiter oben angedeutet, müssen wir uns wahrscheinlich auch in Europa langfristig auf permanente Arbeitslosigkeit bzw. ein niedrigeres Lohnniveau für große Teile der Bevölkerung einrichten, auch wenn wir die zugrundeliegenden ökonomischen und politischen Prinzipien nicht immer befürworten. Allein schon wegen ihrer hohen Zahl und dem damit verbundenen sozialen Konfliktpotential werden die betroffenen Gruppen zur Wahrung des politischen Friedens mit durchgefüttert werden. Für die dazu erforderlichen Sozialleistungen können die Industriestaaten die notwendigen Mittel aufbringen – das wird wohl einer der wesentlichen Unterschiede zu den Entwicklungsländern bleiben. Die Empfänger/innen ließen sich als Gegenleistung wahrscheinlich für die Produktion von Wohnungen, die sie später selbst nutzen, mobilisieren (Das bekannte ABM-Modell). Die deutschen Gewerkschaften, die so etwas bisher hätten verhindern können, haben ohnehin nicht mehr die Macht dazu, und haben darüberhinaus ja auch nicht widersprochen als Asylant/inn/en für kommunale Arbeiten (z.B. in Parks) für ein Taschengeld zur Arbeit verpflichtet wurden. Gesellschaftlich würde damit großes Frustrationspotential neutralisiert, was ja auch der Hintergedanke des US-finanzierten *Alliance for Progress* Programms für Südamerika in den 60er Jahren war. Der Vorteil gegenüber dem "wildem" Siedeln läge darin, daß sich dessen ökologische Risiken weitgehend umgehen ließen, darüberhinaus könnten sogar neue Biotope geschaffen werden und Altlasten des formellen Sektors kompensiert werden⁶. Die Häuser würden sorgfältiger gebaut, da es auf Zeit nicht mehr ankommt...

Unverplantes Siedeln

Die historischen Berichte aus Berlin heben u.a. die Umnutzung von Schrebergärten zu permanenten Wohnzwecken hervor. Untersuchungen in Ostdeutschland vor der Wende berichten auch für die jüngste Vergangenheit über eine intensive Benutzung von Schrebergartensiedlungen, wo viele Familien nicht nur den größten Teil ihrer Freizeit verbringen, sondern mitunter im Sommer ganz dort wohnen⁷. Dies hat zu Überlegungen geführt, solche Siedlungen soweit mit Infrastruktur und Planungsdispensen auszustatten, daß dort ganzjährig gewohnt werden kann. Damit würden die bisherigen Stadtwohnungen, häufig in ohnehin wenig attraktiven Plattenbau-Siedlungen untergebracht, freigemacht. Verbunden werden könnten derartige Projekte mit Propagierung von Permakultur-Methoden, um der Gefahr von ökologischer Ausdünnung und wachsender Versiegelung entgegenzuwirken.

Nachbesserung von Infrastruktur und Wohnwertverbesserung

Upgrading Maßnahmen stehen auch in den europäischen slums, insbesondere in heruntergekommenen Altstadtgebieten und in den Projekten des Massenwohnbaus an den Stadträndern Osteuropas an. Wie man durch Rückbau und Verdichtung derartiger Anlagen aufwerten kann, hat schon Lucien Kroll in Frankreich gezeigt⁸ – da brauchen wir gar nicht auf Ideenfang nach Übersee zu reisen. Doch hier wo dort geht es ohne staatliche Förderung nicht, auch wenn der Forderung nach *full cost recovery* formell Rechnung getragen wird über revolving Fonds, die langfristig doch abgeschrieben werden, oder Billigkredite, die von der Inflation schnell entwertet sind.

In den Innenstädten mit ihren meist kleinteiligeren Strukturen besteht das Problem weniger bei den tatsächlichen Baukosten – zumal hier die Nutzer/innen, wie bei den Instandbesetzungen, leichter kooperieren können. Die größte Schwierigkeit liegt wohl bei dem vom Standort bestimmten Spekulationswert. Daß es auch Auswege gibt, zeigen Amsterdam und Rotterdam mit den preisgebundenen Wohnungen, die Wohnwertverbesserungen auch ohne soziale Verdrängung erlaubt.

Außerparlamentarische Demokratie

Auch bei dem noch nicht heruntergekommenen Wohnungsbestand manifestiert sich das Problem zunehmend in dem hohen Preis, welcher zumindest in den größeren Städten Europas in keiner Relation zu den Gesteungskosten steht. Wie läßt sich rechtfertigen, daß z.B. ein beachtlicher Teil der Bevölkerung zwi-

schen 30 und 50% seines Einkommens für Wohnraum ausgeben muß, dessen Baukosten bereits längst abgeschrieben sind? Auch am Beispiel anderer Details ließe sich leicht nachweisen, daß unser Wohnungsproblem auch auf der Angebotsgebotseite eine Folge der sozialen Umverteilung von unten nach oben ist (für die Nachfrageseite gilt das Gleiche wegen der mangelnden Zahlungsfähigkeit ohnehin). Dort geht die Umverteilung am wenigsten über die Baukosten vorstatten⁹, sondern in erster Linie über die Finanzierung, und in zweiter Linie über den Boden- bzw. Spekulationswert. Ein in Grenzen wirksames Mittel dagegen sind Wohnbau-Kooperativen, insbesondere wenn sie in ihrer Größenordnung überschaubar bleiben (siehe das österreichische Beispiel "Rosenhügel" in diesem Heft oder andere, seit über 50 Jahren funktionierende, Gruppen in Brüssel). Eine zuverlässiger wirkende Medizin wäre jedoch eine andere Gesetzgebung hinsichtlich Miethöhe, Bindungen bei Bausubventionen, Sparprämien, Abschreibungen, Steuerleichterungen. Wenn sich die regierenden Parteien nicht alleine zu entsprechenden legislativen Korrekturen durchringen können (wieviel Parlamentarier sind schon wohnungslos?), kann der Druck von den sogenannten Sozialen Bewegungen etwas nachhelfen. Wenn es mit ihnen bereits gelungen ist, einen ganzen Staatsapparat (der DDR) zu kippen – warum sollten sie nicht sie nicht auch mit einfacheren Angelegenheiten fertig werden?

Auch im Westen sind schon Teilerfolge von Bürgerbewegungen in der Durchsetzung ohnehin überfälliger Reformen erzielt worden, hauptsächlich im Ökologiebereich: Wackersdorf, die Nahverkehrskonzepte von Freiburg, Münster und Karlsruhe, der die "Rettung von Eisenheim" sind Beispiele die in Deutschland auf der Zunge liegen. Zu den ausländischen Beispielen gehören die berühmten Mietstreiks in Glasgow nach dem ersten Weltkrieg, die Erfolge der angeblich "Nichtseßhaften" in der Peripherie von Madrid beim Einhandeln bezahlbarer Neubauwohnungen, und als aktuelle Referenz die Massenbewegung Conamup in Mexiko¹⁰.

Fazit

Die Beispiele zeigen, daß die Frage ob die erste Welt von der Dritten lernen solle oder umgekehrt, sich zu sehr an den Phänomenen festbeißt, ohne deren Ursachen zu analysieren. Die mit der Dritten Welt assoziierten Siedlungspraktiken sind fast ausnahmslos notvolle Überlebensstrategien in der Armut, wo immer diese auf der Welt Fuß faßt. Darüberhinaus ist die Einteilung in drei Welten ohnehin mehr als fragwürdig geworden. Die mit dem Begriff ausgedrückten ökonomischen

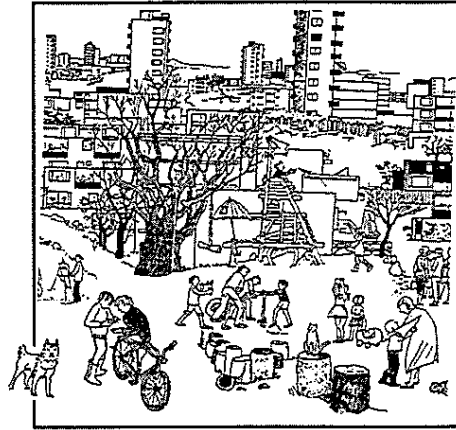
Disparitäten bestehen sowohl zwischen Ländern und Kontinenten (woran wir bei dem Wort "Dritte Welt" gemeinhin zuerst denken¹¹) als auch innerhalb der einzelnen Länder im Süden wie im Norden.

Keine der unter dem Begriff des 'wilden Siedelns' zusammengefaßten Praktiken verspricht eine durchgreifende Lösung des aktuellen Obdachlosen und Wohnungsprobleme. Dennoch, wo die Barrieren gegen wohnungspolitische Reformen wacklig werden, können vermeintliche "einfache Lösungen" Türöffner werden für weiterführende wohnungsstrategischen Konzepte, denen es weniger am Wissen als am politischen Willen mangelt.

Anmerkungen

1. Vergl. Levins, Richard, 1992. The Struggle for Ecological Agriculture in Cuba. *Dialog* 33: 46–52, und: Mathéy, K., 1991. *Periodo Especial*. Wie Cuba die wirtschaftliche Krise ökologisch zu überstehen versucht. *Dialog* 28:53–54.
2. Dieser Vorwurf wurde insbesondere gegenüber John Turner's Position erhoben.
3. Vergl. Wakely, Patrick, 1990. The Devolution of Housing Production. *Dialog* 23/24: 19–23.
4. Für eine Übersicht über die Diskussion zum Thema 'Selbsthilfe-Wohnungsbau' siehe Mathéy, Kosta, 1993: Selbsthilfestrategien als Element der Wohnungspolitik in Entwicklungsländern. Bibliographie mit Anmerkungen zum Stand der Forschung. Lateinamerika-Dokumentation (LADOK), Kassel: Gesamthochschule.
5. Einige klassische Konzepte des Massenwohnungsbaus, wie das *council housing* in Großbritannien, der Gemeindewohnungsbau in Wien, oder frühe Sozialbau-Siedlungen in Deutschland haben sich selbstverständlich über lange perioden bewährt. Da sie jedoch eine direkte Finanzierung durch den Staat und eine Abkehr von der Ideologie des Privateigentums implizieren, würden sie im gegenwärtigen Kontext kaum parlamentarische Mehrheiten finden.
6. Selbstverständlich sind prinzipiell nach dem Verursacherprinzip zunächst die Urheber dieser Schäden zur Verantwortlichkeit zu ziehen, zu deren Beseitigung sie auch die vollen Löhne zahlen sind. Doch mit der Tendenz der Externalisierung von sozialen Kosten in der Marktwirtschaft sind die Verantwortlichen nicht immer greifbar, pfändbar etc. – zur Not können sie sich immer noch durch Geschäftsaufgabe entziehen. Hinzu kommen die Schäden, die durch inzwischen aufgelöste Staaten verursacht worden. Hier muß also Verstand vor Recht regieren.
7. Information von Prof. Gerd Zimmermann, HAB Weimar. Siehe auch den Zeitschriftenbeitrag: Olaf Weber, Gerd Zimmermann, o.J. Lauben und Datschen. Quelle unbekannt:41–48.
8. Siehe u.a. Atelier Kroll, 1982: Alençon. Die unmögliche Sanierung von Perseigne. *Baumeister* 8:755–766; und Genders, Charlie, 1982: Renovierung eines ZUP, Alençon. *db* 4:44–51
9. Das wäre auch ineffektiv wegen des hohen Anteils der Lohnkosten, die ja per Definition eine partielle Verteilung nach unten beeinhalteten.
10. vergl. Meffert, Karin, 1990. Zwischen Stadt und Staat – Städtische Bewegungen am Beispiel Mexicos. *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 3 (4). Marburg: Schüren. 73–78; und Montezuma, P., 1990. Mexico's Urban Popular Movements. A Conversation. *Environment and Urbanization* 2 (1). 53–50.
11. Geprägt wurde der Begriff der "Dritten Welt" ursprünglich von Mao-tse-Tung nicht im wirtschaftlichen, sondern im politischen Sinne geprägt – und zwar als dritter Block neben Moskau und Washington und ihren jeweiligen Verbündeten.

Neue Bücher Book reviews



Stadtentwicklung

N.A. Miljutin, Sozgorod. Die Planung der neuen Stadt. 135 Seiten, ISBN 3-7643-2512-7, 1992, DM 88,-. Birkhäuser Verlag Basel.

Das Buch wurde in der russischen Originalversion ursprünglich 1930 veröffentlicht und entwirft das Modell einer sozialistischen Idealstadt. Formal wird das Modell der Bandstadt verfolgt, mit einer klaren räumlichen Trennung der Funktionen Wohnen, Arbeit, Verkehr, Erholung. Zu Mijulins Zeit war der Städtebau noch kein eigenständiges Fach, so verwundert es wenig, daß gemäß dem zeitgenössischen Berufsbild des Architekten ein Gesamtkunstwerk angestrebt wurde, das selbst den Bereich der Innenarchitektur mit einschloß. Auch die Buchkunst ordnet sich diesem Prinzip unter und wird hier in einer bibliophilen Ausgabe, die sich an das russische Original anlehnt, vermittelt. Die jetzt erstmalig erschienene deutsche Übersetzung stellt eine beachtenswerte Neuerscheinung dar. *Kosta Mathéy*

Ilse Irion, Thomas Sleverts, Neue Städte – Experimentierfelder der Moderne. 296 Seiten, 480 Abb. ISBN 3-421-02952-0, 1991, DM 178,-. DVA Verlag Stuttgart.

Der Titel des Buches ist insofern etwas irreführend, als es sich bei der Publikation nicht um Stadtneugründungen handelt, wie sie in der jüngeren Vergangenheit aus Großbritannien oder einigen Ländern der Dritten Welt bekannt geworden sind. Konkret werden jedoch hier dreizehn nach dem zweiten Weltkrieg als Stadterweiterungen entstandene Großsiedlungen in Europa dokumentiert, wovon fünf in Westdeutschland (Karlsruhe Waldstadt, Mainz-Lerchenberg, Mannheim-Vogelstang, Heidelberg Emmertsgrund, Frankfurt Nordweststadt), zwei in Finnland (Tapiola und Kivenlahti), vier in Schweden (Stockholm-Vällingby, Stockholm-Tensta/Rinkenby, Stockholm-Järfvålet, Völgårdet), und zwei weitere in Polen (Nowa Huta, Nowe Tychy) liegen. Grundlage der Publikation ist ein dreijähriges, 1984 abgeschlossenes DFG-Forschungsprojekt an der TH Darmstadt.

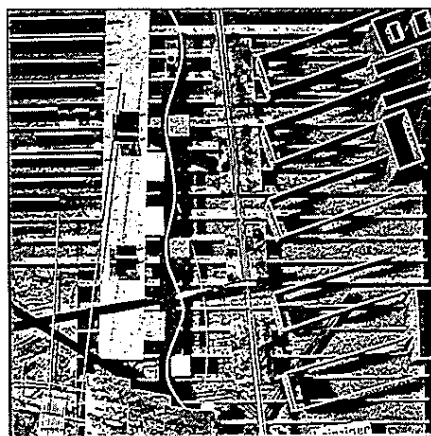
Die Präsentation des Materials beginnt jeweils mit einer vergleichbar strukturierten, zweiseitigen Übersichtstafel zu jedem Beispiel mit Plan oder Luftfoto, tabellarischer Planungsgeschichte, Darstellung des Grundkonzepts, technischen Daten zur Bebauungsdichte, Infrastruktur, Verkehr, Arbeitsplätzen. Es folgen zahlreiche Interviews mit maßgeblich beteiligten Planern und Politikern. Besonders hilfreich sind die Einführungen und eine vergleichende Auswertung am Ende des Bandes, die die vorherrschenden städtebaulichen Trends der damaligen Zeit verstehen helfen.

Leider hielt es die Bearbeiterin des Forschungsprojektes und Mitautorin der Dokumentation offensichtlich nicht für notwendig, auch die Nutzer der untersuchten Wohnviertel zu befragen, so bleibt die Darstellung sehr akademisch und Planer-zentriert. Über die Auswahl der untersuchten Orte erfährt der bzw. die Leser/in nicht viel mehr, als daß sie drei Kriterien genügen mußten (erkennbares Konzept –

Vergleichbare Vielfältigkeit – unterschiedliche sozio-ökonomische Rahmenbedingungen) und daß sie mit der Berufsbiographie der Autorin zusammenhängen. Die der Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfragen, eine etwaige Ausgangshypothese, oder der Leitfaden für die Interviews bleiben unerwähnt. Auch ein handlungs- bzw. planungsorientiertes Fazit, das Aussagen macht zu generellen Schwächen und Vorzügen von derartigen Wohnanlagen, zu typischen aber vermeidbaren Fehlern und zu imperativen Vorkehrungen hätte nicht schaden können. Dennoch verdient die Publikation mit ihrer Fülle an Primärinformation besonders als historische Dokumentation Lob, und sollte in keiner Fachbibliothek fehlen. *KM*

Albert Speer, Die intelligente Stadt. 207 Seiten. ISBN 3-421-03033-2, 1992. Taschenbuch DM 48,-. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Der Band enthält gesammelte Aufsätze und Vorträge des Stadtplaners Prof. Albert Speer seit 1969 bis 1992. Der erste Abschnitt spricht prinzipielle Themen an – darunter auch das Bauen in Entwicklungsländern – worauf die zwei folgenden Teile speziell die Probleme der neuen Bundesländer einschließlich Berlin und die Entwicklung der Stadt Frankfurt thematisiert. Zahlreiche preisgekrönte Projekte des Büros Speer und Partner sind in Fotos und Zeichnungen abgebildet. Da die Einzelbeiträge nachträglich zusammengestellt wurden, finden sich einige Wiederholungen – aber bestimmte Weisheiten kann man nicht oft genug sagen. Dazu werden die wenigsten Leser/innen ohnehin den Band systematisch von vorne nach hinten lesen, sondern mal den einen, mal den anderen Aufsatz. Bemerkenswert ist allerdings, daß auch die ältesten Texte immer noch aktuell erscheinen – man ist über die Entstehungszeit überrascht, wenn man die Jahreszahl auf den letzten Seiten nachschlägt. Ein hübscher Geschenkband, bei dem auf unnötigen Pomp in angenehmer Weise verzichtet wurde (was sich aber leider nicht im Preis niederschlägt). *KM*



The World Bank. Urban Policy an Economic Development. An Agenda for the 1990s. ISBN 0-8213-1816-0, 87 S. The World Bank, Washington 1991.

Eine neue Dekade hat begonnen, damit ist bei der Weltbank auch ein neuer Satz an Sektor-Policy Papers fällig. Die aktuelle Ausgabe über Urbanisierung nimmt von der Vorstellung Abschied, daß Stadtwachstum lenkbar sei. Als Begründung wird angeführt, daß entsprechende Bemühungen nirgendwo auf der Welt gefruchtet hätten – das inzwischen sicher allseits bekannte Gegenbeispiel aus Cuba fällt offensichtlich in die Rubrik "außerirdisch".

Unter den gesetzten Prämissen wird an erster Stelle die zunehmende Armut in den Metropolen als Problem herausgestellt, gefolgt von der Ineffizienz der Gemeinden und der damit verbundenen Behinderungen für das Erlblühen der Wirtschaft, und zuletzt ökologische Entwicklung. Ein vergeblicher Versuch wird unternommen, den Ursachen für die genannten Probleme auf die Spur zu kommen, wobei die angeführten Analysen für eine so renommierte Institution wie die Weltbank eher peinlich sind. So wird zum Beispiel behauptet, daß der Mieterschutz in England schuld sei für 50% der Arbeitslosigkeit, da er sie Arbeitssuchenden davon abhalte, ihren Wohnort in die Nähe der noch vorhandenen Arbeitsplätze zu verlegen. Auch wird empfohlen, daß die Armen einen größeren Beitrag in der städtischen Produktion leisten, um so den verteilbaren Wohlstand zu erhöhen. Die übrigen Vorschläge sind weniger spektakulär und wiederholen die alten bislang erfolglos gebliebenen Rezepte: Programmansatz statt Projektansatz, Institutionenförderung, Privatisierung, Dezentralisierung und Kredite. Die ökologische Bedrohung soll durch Bewußtseinsförderung, mehr und bessere Information, ortsspezifische Programme und (materielle) Anreize in Griff zu bekommen. So ganz überzeugt waren die Autoren mit ihrem Produkt wohl selbst nicht: die letzte Empfehlung gilt einer gründlicheren Forschung in dieser Angelegenheit.

An der Präsentation ist positiv anzumerken, daß viele abstrakte Vorschläge durch konkrete, in Boxen gesetzte, Projektbeschreibungen illustriert werden. Die sprachliche Klarheit läßt allerdings zu wünschen übrig; dazu eine Kostprobe: *Increasing the labour productivity of the poor by reducing the constraints preventing labour-force participation, such as constraints on women's time, such as childcare and other responsibilities* (p.55). *KM*

Viollch, F. (and Daughters, R.), Urban Planning for Latin America, The Challenge of Metropolitan Growth. Oelschläger, Gunn & Hahn/Lincoln Institute of Land Policy, Monograph 87-1, Cambridge 1987, 435 S. (Bezug: Lincoln Institute of Land Policy, 113 Brattle Street, Cambridge, MA 02138-3400).

Das Buch ist ein (wenig bekannter) Klassiker, verfaßt von zwei der best informierten US-amerikanischen Kenner der lateinamerikanischen Stadtplanung. Das Buch legt in sehr gründlicher Weise die Ursprünge des metropolitanen Wachstums und die Folge des unbalancierten Wachstums dar. Weitgehend sieht sich dieses Buch als ein Plädoyer für mehr kompetente Stadt- (und Regional-)planung, sowohl auf nationaler wie auch auf gemeindlicher Ebene. Insbesondere wird die Notwendigkeit einer stärkeren gemeindezentrierten Planung und der Stärkung der lokalen Planungshoheiten hervorgehoben.

Das Buch präsentiert in seinem Mittelteil sehr anschaulich die Erfahrungen von Caracas (die "instant" Metropole), Bogotá (Metropolitane Dualismus), Santiago (Der Kampf um sozialen Wandel), Sao Paulo (der Metropolitane Riese); zu jeder Stadt werden die räumlichen und sozialen Konditionen und die bestehende Stadtplanung beschrieben, sowie ein Ausblick auf die zukünftige Planungsagenda gegeben. Im letzten Kapitel des Buches wird noch einmal Bilanz gezogen und der administrativen Dezentralisierung, der Umsiedlung von Hauptstädten oder ihrer Funktionen, der Mittel- und Kleinstadtförderung, der kommerziellen und industriellen Dezentralisierung, dem Realismus in den Stadtentwicklungsplänen das Wort geredet. Es wird empfohlen, die sozialen Dienstleistungen sowie die Infrastruktur auszubauen, den Staatseingriff im Wohnungssektor (*sites and services / slum-Sanierung*) zu verstärken, mehr Beschäftigungsmöglichkeiten zu kreieren und diese mit der Raumplanung zu verbinden, die Stadtzentren (durch Sanierung) neu zu definieren, Bodenreform und Landnutzungscontrollen durchzuführen. Letztlich

soll Stadtplanung sich nicht auf fremde, importierte Methoden berufen, sondern in der Zukunft lateinamerikanische Lösungen suchen: Problemlösungen werden als Ziel der Stadtplanung beschrieben.

Mit dem letzten Statement sind in der Tat Prinzipien der "Aktionsplanung" angesprochen, wenn es in dem Buch auch noch nicht so benannt wird, und die von den Autoren empfohlene Kollaboration der Planer mit der Bevölkerung und dem privaten Sektor kann nur als ein positiver Beitrag zu einer "urban management" Konzeption für Lateinamerika gesehen werden. Durchaus empfehlenswert. *Florian Steinberg*

Asian Development Bank/Economic Development Institute (Hg.), *The Urban Poor and Basic Infrastructure Services in Asia and the Pacific, Vol. I-III, Manila 1991, 804 S.* (Bezug: ADB Information Office, P.O. Box 789, 1099 Manila).

Diese dreibändige, kostenlos vergebene Dokumentation eines internationalen Seminars – als Fortsetzung des in 1987 veranstalteten Seminars über "Urban Policy Issues" (siehe gleichnamige Seminar-dokumentation der ADB von 1987) – gibt einen vorzüglichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Erfahrungen und neuen Stadtentwicklungs- und Infrastrukturpolitiken für Asien und den Pazifischen Raum. Die umfangreiche Publikation besteht aus drei Teilen, mit allgemeinen Übersichtsartikeln zu Themen wie neuere Tendenzen in der Infrastrukturversorgung, über Nicht-Regierungsinitiativen (NRO), über städtischen Boden/Infrastruktur und die Rolle der lokalen Verwaltungen, über Finanzierungsmechanismen einer auf gerechte und bezahlbare Infrastrukturversorgung abzielenden Entwicklung, sowie die Hauptaspekte einer Sektorpolitik für die 1990er. Im zweiten Band werden anhand von Länderdokumenten die neuesten Entwicklungen mit besonderem Bezug auf die oben schon angeschnittenen Themenbereiche vorgestellt. Im dritten Band folgen einige Fallstudien über Bekanntes und weniger Bekanntes wie z.B. über die Calcutta Metropolitan Development Authority, Indonesiens Kampung Improvement Programme, Infrastrukturversorgung für die Armen in Korea, NRO-Initiativen in den Philippinen und die Finanzierung städtischer, armutorientierter Programme in Indien. Den Abschluss der Seminar-dokumentation bildet ein Report über die Ergebnisse der Seminar-diskussionen.

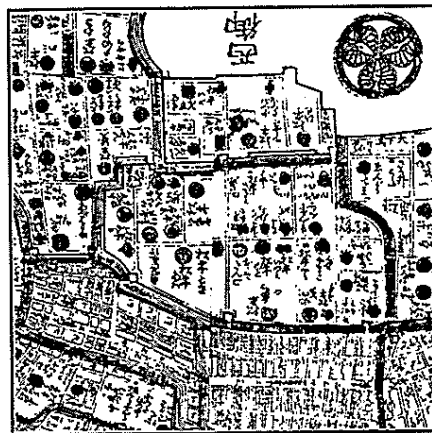
Die wesentlichen Empfehlungen sind, daß die Partizipation von Individuen, von NROs und Nachbarschaftsorganisationen bei der Entwicklung von städtischer Infrastruktur essentiell sein wird für die Erreichung der ambitionierten Ziele bis zum Ende dieses Jahrhunderts; diese Partizipation soll sich nicht nur auf die nachgeordnete Unterhaltung von Infrastruktur, sondern auch ihre Planung und Erstellung beziehen. Im Prozess der Infrastrukturversorgung kommt es auf einen integrierten Ansatz an, worunter auch die Beschäftigungsförderung und die Stärkung lokaler Organisationen der Projektzielgruppen fallen soll. Niedrigkosten-Infrastrukturversorgung soll kombiniert werden mit einer stärkeren Bodenversorgungs-politik und einem besseren Bodenmanagement. Um all diese Programmpunkte mit der nötigen Effektivität durchzuführen, bedarf es weiterer Massnahmen (wie z.B. technischer Hilfe), um die Dezentralisation zu ermöglichen, um lokale Management-Kapazitäten aufzubauen bzw. zu stärken. Eine auf den lokalen Bedingungen aufbauende Politik der Finanzautonomie der Gemeinden wird eine entscheidende Schlüsselfunktion für eine beständige und langfristig stabile lokale Entwicklung bedeuten. Eine wichtige Publikation, die für lange Zeit als Referenz dienen wird.

F. Steinberg.

BM Bau. Forschungsvorhaben Flächenhafte Verkehrsberuhigung. 1992. 1. Band: Städtebauliche Auswirkungen. 2. Band: Folgerungen für die Praxis. Beide Bände sind erhältlich vom Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Deichmanns Aus, 53-Bonn 2.

Seit 1981 wurde im Auftrag von drei Bundesministerien ein Modellvorhaben zur Verkehrsberuhigung in 6 verschiedenen Modellgebieten durchgeführt und begleitend evaluiert. Konkret wurden 6 verschiedene Gebiete in Berlin-Moabit, Borgentreich, Buxtehude, Esslingen, Ingolstadt und Mainz ausgesucht und verkehrsplanerisch umgestaltet. Eine detaillierte Charakterisierung dieser Modellgebiete und der dort eingerichteten Verkehrs-Beruhigungsmaßnahmen

enthält Teil 2 des 1. Bandes. Die folgenden 3 Teile dokumentieren die Ergebnisse der Forschung, und zwar der schriftlichen Befragung (Teil 3), der Interviews zu betriebswirtschaftlichen Implikationen (Teil 4), und der Beobachtung über Verhaltensveränderungen seitens der Benutzer (Teil 5). Der für Anwender interessanter Band 2 nennt systematisch mögliche Instrumente der Verkehrsberuhigung und spricht konkrete Empfehlungen aus. Die Arbeit ist für Studierende wie Praktiker gleichermaßen aktuell.



Spiro Kostof. Das Gesicht der Stadt. Geschichte städtischer Vielfalt. 351 Seiten, ISBN 3-593-34680-X. 1992, DM 148,-. Campus Verlag Frankfurt/Main.

Ein weiteres Traktat zum Thema "Stadtgestalt"? Eigentlich nicht. Den Autor interessiert die Großform der Stadt, und ihr sozialer sowie historischer Hintergrund. Im Gegensatz zu anderen Autoren die sich über Stadtgestalt äußerten, wie z.B. Michael Trieb oder Kevin Lynch, steht hier das entwerferische Interesse des "urban designers" im Vordergrund, auch nicht die kleinmaßstäblichen Aspekte wie Fassadengestaltung, Freiraum, Verkehrsführung, Straßenmöblierung, etc. Sein ansatz kommt in den vier Kapiteln des Werks zum Ausdruck, die sich an alternative Stadtpläne bzw. Straßenführungen orientieren: organische Formen, das Raster, die Zentral-symmetrie, Monumentalachsen. Ein weiteres Kapitel entdeckt die dritte Dimension und geht auf die Silhouette der Stadt ein. Der ausführliche Text ist essayistisch gehalten, doch gut recherchiert und gewissenhaft belegt. Was den Band jedoch besonders hervorhebt, sind die zahlreichen und fast ausnahmslos hervorragenden Illustrationen. Diese legitimieren den hohen Verkaufspreis und machen die Publikation zu einer empfehlenswerten Anschaffung.

Kosta Mathéy

Richard May, Jr. (ed.). The Urbanization Revolution. Planning a New Agenda for Human Settlements. 271 S., ISBN 0-306-43222-6, 1989, US\$ 50,-. Plenum Publishing Corporation, 233 Spring Street, New York, NY. 10013.

Ein Sammelband mit 21 Beiträgen, der zurückgeht auf Vorträge aus zwei Veranstaltungen der American Planning Association in den Jahren 1987 und 1988. Vor diesem Hintergrund ist bewundernswert, wie es der Herausgeber verstand, so viele ganz verschiedenartig ausgerichtete Aufsätze zu einem kohärenten Band zusammenzufügen. Ein Mittel dazu war die Einteilung in 6 klar differenzierte Abschnitte: der Band beginnt mit den üblichen Grußworten von Schlüsselfiguren, daraufhin werden Management- und Finanzierungsfragen für Wohnungsbau- und Infrastrukturprogramme von Experten vorgestellt, der dritte Abschnitt gilt Mittelstädten und bezieht sich auf Beispiele aus Bolivien, Jordanien, Ägypten und Kenya. Ein weiterer kurzer Abschnitt thematisiert die Rolle von Consultants, während Forscher und Theoretiker anschließend über Alternative Ansätze berichten. Ein kurzes aber aktuelles Statement eines UNEP-Vertreters zu Stadtentwicklung und nachhaltiger Entwicklung bildet den Abschluss.

Fast alle Kapitel berufen sich auf konkrete Projekte, die auch z.T. ausführlicher beschrieben werden. Dies ist m.E. die größte Stärke der Veröffentlichung. Die Anschaulichkeit leidet etwas darunter, daß

sich außer zwei oder drei Karten keinerlei Illustrationen finden. Das Buch ist eine nützliche und schnelle Quelle für Zusatzinformationen und -Ideen, zu verwenden als Garnitur für Arbeiten, die in ihren wesentlichen Aussagen bereits festliegen. *K M*

Philipp Kivell, Land and the City. Patterns and Processes of Urban Change. 223 S. ISBN 0-415-08782-1, 1993, £ 12.99. Routledge London & New York.

Seit Langem sind sich Experten darüber einig, daß die Landfrage in der Stadtentwicklung und bei der Lösung der Wohnungsfrage eine Schlüsselfunktion einnimmt. Diese Erkenntnis spiegelt sich u.a. in zahlreichen Aufsatzsammlungen zu dem Thema aus den letzten zehn Jahren wieder. Doch erst jetzt liegt ein systematisch aufgebautes Lehrbuch zur Landfrage im städtischen Kontext Sinne vor. Behandelt werden die verschiedenen Funktionen von Land, Prozesse der Landverteilung, Administration, Bodennutzung, Eigentumsfragen, staatliche Interventionen und zuletzt die Probleme (?) 'ungenutzten' Grund und Bodens.

Der Aufbau des Buches ist einleuchtend, doch der Ausschluß von Erfahrungen aus Entwicklungsländern oder planwirtschaftlichen Staaten ist für ein so prinzipiell angelegtes Buch zu bedauern. Nicht einmal das ganze Spektrum der EG-Staaten wurde nicht berücksichtigt – was bei einem Anfang 1993 erschienenen Werk erstaunt der Autor scheint als Zielgruppe primär seine eigenen Geographie-Studenten aus Großbritannien im Visier gehabt zu haben. Anzuerkennen sind jedoch die gründlichen und relativ lückenlosen Referenzen zu der einschlägigen Literatur. Da der Schwerpunkt auf Klärung von Definitionen und Vermittlung von Fakten gelegt wurde, und die mit Gegenstand eng verquickten Interessenskonflikte dezente im Hintergrund bleiben, ist dem Text ein langweiliges Moment nicht ganz abzusprechen. *Schade drum.* *K M*

• **Tschango John Kim, Gerrit Knaap, Iwan Azis (eds),** Spatial Development in Indonesia. 429 Seiten, ISBN 1 85628 309 7, £39.50, 1992.

• **Robert van der Hoff, Florian Steinberg (eds),** Innovative Approaches to Urban Management. 249 Seiten, ISBN 1 85628 376 3, 1992.

Beide Bände sind erschienen bei Avebury-Ashgate Publishing Company, GB-Aldershot Hants GU11 3HR

Jedes der beiden Bücher basiert auf Beiträgen von Seminaren, die über und in Indonesien im Jahre 1990 stattfanden und Fragen der Raumplanung und der administrativen Dezentralisierung behandelten. Dennoch wurde der Fokus jeweils verschieden gesetzt: beim erstgenannten Werk arbeiten die Autoren fast ausnahmslos im akademischen Bereich in den USA, und stellen hier ihre jüngsten, meist quantitativ-empirischen Forschungsergebnisse zur Raum- und Wirtschaftsplanung Indonesiens vor. Im anderen Fall – in dem der Titel den ausschließlichen Bezug auf Indonesien irreführenderweise verschweigt – liegt der Fokus im administrativen Bereich, ist also explizit praxisbezogen. Dort wird das integrierte Stadtentwicklungsprogramm, das sich angesichts der Komplexität der Aufgabe in der Anlaufphase zunächst auf den Bereich der Infrastrukturversorgung konzentrierte, im Detail beschrieben (vergleiche auch den Aufsatz zum gleichen Thema von Florian Steinberg in TRIALOG 32: 45-51). Insofern handelt es sich um eine wichtige Publikation, da dieses interessante, und u.a. von der Weltbank geförderte, Programm an keiner anderen Stelle so umfassend behandelt wird. Deutlich werden aber auch die speziell indonesischen Eigenarten des Ansatzes, die eine Übertragung auf die Praxis andere Länder ausschließen dürften. In dieser Hinsicht birgt die andere Publikation "Spatial Development in Indonesia" den Vorteil, daß die sehr ausführlich dargestellten Forschungsmethoden theoretisch übertragbar sind, wenn auch die praktische Relevanz dieser Forschung nicht immer überzeugend genug illustriert wird.

Zusammenfassend kann bescheinigt werden, daß beide Bände für alle mit Indonesien befaßten Wissenschaftler und Experten wegen der umfangreichen Primärinformation eine wichtige und nützliche Arbeitsgrundlage darstellen, doch die Relevanz außerhalb der Landesgrenzen nachläßt.

Kosta Mathéy

Misra, B., *Urban Land Markets in Asia: the Role of Private Developers and Guidelines on Public Acquisition of Land*, Helsinki 1991, 147 S., Report No. B 59 (Bezug: Helsinki University of Technology, Department of Surveying, Institute of Real Estate)

Dieser Report ist eine Kombination von diversen Studien des Autors, die für die UNCHS und die Universität in Nagoya durchgeführt worden sind, dann aber in Helsinki neu zusammengeschrieben wurden. Es geht um die Merkmale des städtischen Bodens, die Klassifizierung und die Charakteristiken von Bodenmärkten, um das Konzept des Bodenwertes, die (Un)Gerechtigkeit der gegenwärtigen Verteilung von Bodenbesitz, um die Beweggründe für staatliche Eingriffe im Bodenmarkt, sowie um Richtlinien für eine staatliche Bodenwertpolitik, ihre Methoden und Prozeduren. Die interessanten Mechanismen des "wildern", informellen Bodenmarktes am Stadtrand von Delhi werden ausführlich, mit vielen Daten zu Mechanismen der Vermarktung und der Prozesse des unautorisierten Bauens (bis hin zu den in der Bauaufnahme erfaßten Endprodukten der so typischen nord-indischen Reihen- und Hofhausarchitekturen) dargestellt. Der Autor gesteht dem informellen Bodenmarkt eine positive Rolle zu, da selbst relativ arme Haushalte auf diesem Bodenmarkt in der Lage sind, Land zu erwerben oder Mietwohnraum zu finden. Trotzdem ist der Autor der Meinung, daß mit einem steuernden Staatseingriff eine gerechtere Marktsituation hergestellt werden könne. Ein öffentliches Bodenmanagement sollte das Ziel verfolgen, eine größere Menge an Grund und Boden für alle Bedarfsgruppen für alle nötigen Zwecke zur Verfügung zu stellen. Die vom Autor für das Internationale Jahr der Obdachlosen der UNCHS formulierten Richtlinien bekräftigen diverse Vorschläge zur öffentlichen Bodenmarktintervention, aber es handelt sich mehr um konzeptionelle Erwägungen als um Erfahrungen, die sich aus der Fallstudie Delhi ableiten ließen; darin liegt die Schwäche des vom Autor vertretenen Plädoyers für mehr Staatseingriff in die aktuelle Vermarktung von Boden. Das steht im Widerspruch zu einer nur steuernden Einflußnahme auf herrschende informelle oder formelle Bodenmarktpraktiken. Florian Steinberg

Benjamin, S.J., *Jobs, Land and Urban Development, The Economic Success of Small Manufacturers in East Delhi, India*, Cambridge, Mass. 1991, 130 S. (Bezug: Lincoln Institute of Land Policy, 113 Brattle Street, Cambridge, MA 02138).

Dieses Buch bringt zwei der wichtigsten Faktoren städtischer Entwicklung zusammen: Arbeit und die Verfügung über Grund und Boden. Als Studienobjekt wurde eine unautorisierte Siedlung im Osten von New Delhi gewählt. Vor dem Hintergrund der Urbanisierung von städtischen Randgebieten, einschließlich der Entstehung weitläufiger informeller Wirtschaftsaktivitäten wird der allgemeine Wachstumsprozess dieses wild gewachsenen Stadtgebietes beschrieben. Bodenwerte werden als ein wichtiger Parameter für die Produktionsbedingungen und für das Niveau der Technologie eingeführt.

Der Fall des wilden Siedlungsgebietes Viswas Nagar wird in erster Linie als Produktionsstandort dargestellt, in dem es verschiedene Niveaus der Entwicklung von Produktivkräften und der Unternehmerschaft gibt. Sodann wird dieses Profil der lokalen Produktivität auf die Entwicklung des Grund- und Bodenmarktes bezogen, der eine erstaunliche Kapitalisierung erlebt hat.

In dem nachfolgenden Kapitel folgt ein Überblick über die suburbanen Bedingungen in anderen unautorisierten Gebieten. Im Rest des Buches werden die Wohnbedingungen, die sozialen Dienstleistungen und die Perspektiven der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung von Viswas Nagar umrissen. Das Buch endet mit der Feststellung, daß lokale Beteiligung die Effektivität von staatlichen Interventionen auf dem Bodenmarkt wesentlich erhöhen kann. Und die lokalen Initiativen zeigen Erfolg, weil die *laissez faire*- Haltung der lokalen Verwaltung sich als positiver Faktor erweist. Ein spannendes Buch, eine gute Fallstudie, mit vielen Illustrationen. Florian Steinberg.

• Dowall, D.E., *The Land Market Assessment: A New Tool for Research and Policy Analysis*, IURD Working Paper 534, Berkeley 1991, 54 S.;

• Blackburn, S.J., Dowall, D.E., *The Tools for Financing Infrastructure*, IURD Working Paper 540, Berkeley 1991, 70 S.;

• Dowall, D.E., *From Central Planning to Market Systems: Implications of Economic Reforms for the Construction and Building Industries*, IURD Working Paper 545, Berkeley 1991;

• Delafons, J., *Development Impact Fees and Other Devices*, IURD Monograph 40, Berkeley 1990, 127 S.

(Bezug: Institute of Urban and Regional Development, 316 Wurster Hall, University of California, Berkeley, California 94720).

Dowall hat sein Konzept der systematischen Bodenmarktanalysen schon an Städten wie Bangkok, Karachi und Jakarta erprobt und ist nun dabei, es über diverse Publikationen wie diese oder ein Heft des vom UNCHS/IBRD unterstützten Urban Management Program zu propagieren. Die Bodenmarktanalyse setzt moderne, automatisierte Datenverarbeitung ein, um an Hand von Tabulationen und Kalkulationen ein möglichst umfassendes, stadtweites Bild der Bodenmarkt-Koeffizienten darzustellen. Die Daten werden u.a. auch durch Luftaufnahmen gesammelt oder verifiziert und dann kartiert. Die Rationalität der Methode der Informationssammlung will einen Beitrag zur Effizienzsteigerung auf dem Bodenmarkt liefern und damit letztendlich zu effektiveren Bodenmarktmechanismen beitragen. Wie letzteres geschehen soll, läßt Dowall jedoch offen.

Blackburn/Dowall behandeln das globale Problem der gemeindlichen Finanzierungsempässe in der Infrastrukturversorgung und hierbei besonders die neuen Formen einer Mobilisierung von alternativen Finanzierungsmechanismen. Die verschiedenen Finanzierungstechniken sind auf der Basis von Literatur- und Fallstudien in Industrie- und Entwicklungsländern zusammengestellt worden; eine Reihe der vorgestellten Instrumentarien ist bisher noch nicht in Entwicklungsländern benutzt worden (z.B. Bond Banks, Development Impact Fees), oder mit wenig Erfolg. Die Publikation hat eine sehr systematische, didaktische Zusammenstellung der befürworteten Instrumente.

Delafons behandelt eine in den USA und in Großbritannien benutzte neue Steuer zur Finanzierung von öffentlichen Infrastrukturausgaben. Da durch die Bereitstellung von besseren öffentlichen Infrastrukturen und Anschlüssen sich der Wert von Gebäuden und Grundstücken erheblich erhöhen kann, wird eine Wertbesserungssteuer eingesetzt. Zusätzlich werden die Erwartungen auf höhere Eigenleistungen von Bauherren und speziell von privaten Projektentwicklungsträgern gesteigert, daß sie in eigener Initiative zur Erstellung von Straßenbeleuchtung, von Schulen und anderen Einrichtungen beitragen. Obwohl die hier vorgestellten Instrumentarien noch nicht sehr weitgehende Anwendung gefunden haben, kann man doch ihre Relevanz für die sich entwickelnden Bodenmärkte in Entwicklungsländern absehen.

Dowalls kurzes Paper über die Transformation der osteuropäischen, vormals sozialistischen Bauwirtschaften ist eine trockene Desk Studie, für eine UNIDO Konferenz vorbereitet. Florian Steinberg

Carroll, T.F., Montgomery, J.D. (Hg.), *Supporting Grassroots Organizations*, Lincoln Institute of Land Policy, Monograph 87-1, Cambridge 1987, 137 S. (Bezug: Lincoln Institute of Land Policy, 113 Brattle Street, Cambridge, MA 02138-3400).

Die Unterstützung für Graswurzelorganisationen durch vermittelnde Wohlfahrts- und Freiwilligenorganisationen hat in den USA schon eine längere Geschichte. In diesem Band sind (überwiegend) Seminararbeiten gesammelt, welche sowohl konzeptionelle Positionen wie auch Fallstudien vorstellen. Einleitend werden die "Intermediary Voluntary Organizations" oder NRO als Helfer von Graswurzelbewegungen charakterisiert, und es wird beschrieben, welche unterschiedlichen Beziehungen mit dem jeweiligen Regierungsapparat bestehen können; auf der anderen Seite werden die besonderen Vorteile von Graswurzelorganisationen im Hinblick auf ihren direkten Kontakt mit den Zielgruppen von Entwicklungshilfeprogrammen beschrieben und die Sicht der Donoren hinsichtlich der Kapazitäten von Vermittlern ("Intermediaries") erläutert. Forschungsfragen zum Thema der "Intermediaries" und Kortens Theorie der drei

Generationen von Privaten Freiwilligenorganisationen werden hinreichend Raum gegeben. Das Seminar selber diskutierte Fragen der internationalen Finanzierung, der angepaßten Technologien, der Wiederholbarkeit und Ausbreitung von NRO Aktivitäten und ihrer "Sustainability".

Die verschiedenen Fallstudien sind zumelst aus dem landwirtschaftlichen Kontext oder Beschäftigungsprogrammen; allein das Urban Community Improvement Programme des Nationalen Kirchenrates von Kenia schildert die (recht gut bekannte) Arbeit in den Slums von Kenya's Hauptstadt und mittelgroßen Städten. Eine trotz ihres Alters immer noch interessante Publikation. Florian Steinberg

Lejeune, Jean Francois (ed.), *The New City. Foundations*. ISBN 1-878271-58-X, 136 S., 1991, \$24,-. Coral Gables: University of Miami. (Bezug: Princeton Architectural Press, 37 East Seventh Street, New York, NY 10003, USA).

Zusammengestellt als Gründungsnummer des doppelsprachigen (englisch/spanischen) "New City Miami Journal" werden vier Schwerpunkte gesetzt: Nachdrucke historischer Texte zur Stadtgeschichte, Aufsätze zur Stadtgeschichte, Theorieartikel und Projektbeschreibungen. Die Programmatik klingt weniger spannend als was ihre Umsetzung brachte: Der Leitartikel wurde von Graziano Gasparini geschrieben, und *raisonniert* über die wiederkehrenden Rastergrundrisse des indigenen, kolonialen und modernen Amerika. Er stellt die These auf, daß sich das Raster quasi selbstregulierend durchsetzt in Situationen, in denen Stadtgebilde schnell und in geplanter Weise von einem externen Zentrum aus in die Welt gesetzt werden. Es folgt der Nachdruck der 1573 von Philipp II. formulierten "Las Leyes de Indias" - sicher eines der ältesten Bauordnungen überhaupt. Zwei andere, überdurchschnittlich interessante Beiträge sind dem französischen Stadtplaner Jean Claude Forestier und seinem Schaffen in Lateinamerika (z.B. in Havanna) gewidmet. Auch der Aufsatz über die Stadtneugründungen im Florida der zwanziger Jahre ist erwähnenswert. Die vorgestellten Projekte schließlich, wie das olympische Dorf in Barcelona oder die Rossi/Klein/Hues/Grassi Entwürfe für den Potsdamer und Leipziger Platz in Berlin bewegen sich auf dem Level anderer modischer Architekturzeitschriften. Wenn sich dennoch der Aufwand der Beschaffung dieser Literatur aus dem Ausland lohnt, dann ist dies den Theorieartikeln, den ausgezeichneten Fotos, und der Zweisprachigkeit der Texte zuzuschreiben. KM



Eda Schaur. *Ungeplante Siedlungen. Charakteristische Merkmale - Wegesystem, Flächenteilung*. IL 39. 254 Seiten, ISBN 3-7828-2039-8. 1992. DM 49,-, deutscher & englischer Text. Stuttgart: Institut für Flächentragwerke. (Bezug: Förderer der Leichtbauforschung, Rothebühlplatz 37, 7000 Stuttgart 1, sowie Karl Krämer Verlag, Stuttgart).

Es handelt sich um die Dissertation der Autorin und langjährigen Mitarbeiterin an dem bislang von Frei-Otto geleiteten Institut IFL. Die Fragestellung bezog sich auf die Gesetzmäßigkeiten selbstgenerativer Formen und ihre Übertragbarkeit auf Siedlungsstrukturen - sozusagen als unbewußt kollektiver Stadtplanungsprozess. Erkenntnisse aus physikalischen

schen Experimenten mit verschiedensten Stoffen werden den empirischen Befunden von menschlichen Siedlungsflächen z.B. in Afrika oder Indien, aber auch mit Wegesystemen von Tieren in der Natur verglichen. Das Verhältnis zwischen Flächen und Knoten der Strukturen wird quantitativ dargestellt. Teilergebnisse zeigen u.a. die Bevorzugung von dreilamigen Knoten (Wegekrenzungen) und das Inkaufnehmen von Umwegen mit dem Vorteil besserer Nutzbarkeit von Flächen. Eine direkte Anwendbarkeit der Erkenntnisse, beispielsweise in der Stadtplanung, ist allerdings nicht möglich, und war auch nicht Ziel der im Ganzen einmaligen und innovativen Untersuchung. Hut ab!

Kosta Mathéy

Claus Mattheck, *Design in der Natur. Der Baum als Lehrmeister*. 242 Seiten, ISBN 3-7930-9076-0. DM 68,-, 1992. Rombach Verlag Freiburg Im Breisgau.

In der Biologie optimieren organische Tragstrukturen ihr Design zur Aufnahme der auf sie einwirkenden Kräfte, und können den Plan kybernetisch an veränderte Randbedingungen (z.B. nach Beschädigung oder entsprechend den vorherrschenden Wind- und Lichtverhältnissen) korrigieren. Dieser Prozeß, vom Autor als "Öko-Design" bezeichnet, läßt sich durch Computer-Simulation nachahmen: besonders genaue Methoden dafür sind bekannt als SKO (Soft-Kill Option), und die CAO (Computer Aided Optimization). An der Entwicklung von CAO war der Autor als Mitarbeiter der Abteilung Biomechanik des Kernforschungszentrums Karlsruhe maßgeblich beteiligt. Er zieht in dieser Publikation im allgemeinverständlicher Form zahlreiche Wachstumsverhalten von Bäumen in der Natur auf, und beweist, wie genau die Computersimulationen dem natürlichen Vorbild nahekommen. Über diese theoretischen Grundlagen hinaus werden leider keine konkreten Beispiele gezeigt, wie die Methode beispielsweise für die Ausformung und Bemessung von Bauteilen im Ingenieurbau angewendet werden kann. Doch als prinzipielle Einführung zum Verständnis von unterschiedlichen Baumformen, oder für die Statik des Holzbaus, liefert das Buch gutes Anschauungsmaterial. ta

Wohnungsversorgung

Hamdi, N., *Housing Without Houses: Participation, Flexibility, Enablement*, New York 1991, 194 S. (Bezug: Van Nostrand Reinold Intl., 11 New Fetter Lane, London EC4P 4EE).

Das Buch hat einen absurden, und zugleich attraktiven Titel, und erzählt die Geschichte der gut zwanzig-jährigen Herausbildung einer auf Partizipation, Flexibilität und lokaler Emanzipation beruhenden Wohnungsbaukonzeption. Hamdi bezieht sich sehr stark auf zwei der bekanntesten Wohnungsbautheoretiker der 70er/80er Jahre (auf J.F.C. Turner und auf J.N. Habraken), die seine geistigen Mentoren sind: Dabei wiederholt er eigentlich hinreichend bekannte theoretische wie empirische Statements über das Versagen des wohlfahrtsstaatlichen Sozialen Wohnungsbaus in der Ersten wie der Dritten Welt und erläutert das Konzept des "Enablement", der lokalen Emanzipation zur Bewohnerpartizipation in der Kreierung von Wohnumwelt, von selbstbestimmter Wohnungsbau Praxis. Das Konzept des flexiblen Entwurfes, des anpassungsfähigen Rohbaues, der durch Bewohnereigeninitiative aus- und umgebaut werden kann, wird am Beispiel von Habrakens SAR Methode dargelegt, und viele Beispiele, inklusive einiger Wohnungsbauprojekte (oder ungebauter Projekte) des Autors sowie vieler Studienarbeiten vom MIT in Boston, illustrieren die existierenden Erfahrungen mit dem flexiblen, partizipativen Entwurfsansatz. Besonders interessant daran ist, daß vom Autor - mit vielen weltweit zusammengesuchten Beispielen - eine Universalität dieses Ansatzes für industrialisierte wie unterentwickelte Gesellschaften beansprucht wird. Insbesondere zwei Beispiele aus der Praxis des partizipativen Entwerfens werden mehr detailliert vorgestellt: Slum-Sanierung in Sri Lanka und Stadtteilrehabilitation in Boston und anderen US-Städten. Um diesen Prozeß zu ermöglichen und zu stimulieren, haben die Dozenten des MIT ein interessantes, partizipatives Entwurfsspiel erarbeitet, welches hier in seinen Grundzügen vorgestellt wird.

Das Buch wird mit einem Vorwort J.F.C. Turners "veredelt" und ist sicher als ein positiver Beitrag für

die universitäre Welt geeignet: es ist so etwas wie ein *textbook*. Aber ob es ein "landmark book" sein wird, wie der Verlag vorgibt, bleibt sehr zu bezweifeln, denn dazu fehlt es doch an Originalität.

C. Kopetzki, D. Most, H. Sienczka. *Süsterfeldsiedlung 1932-82. Nr. 3 der Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung, Landschaftsplanung*. 120 Seiten. 3-88122-140-9. DM 14,-. Junior & Pressler Verlag, Lasallestr. 15, 3500 Kassel.

Die desolante wirtschaftliche Situation der späten Weimarer Republik erinnert in vielen Aspekten an die heutige Lage in Osteuropa, aber auch in der Dritten Welt. Auch die Signale der künftigen Entwicklung in Westeuropa stehen auf Alarm, wie die derzeitigen Kürzungen im Sozialbereich deutlich machen. Somit gewinnen die wenigen aber erfolgreichen Erfahrungen des Kleinsiedlungsbaus aus der damaligen Zeit wieder an Interesse. So wurden im vorliegenden Fall kinderreichen und obdachlos gewordenen Familien aus Kassel im Umfeld der Stadt Parzellen angeboten, die sie in straff organisierter gemeinschaftlicher Selbsthilfe mit Einfachst-Wohnhäusern in Fachwerkbauweise bebauen konnten. Da dem konjunkturbedingten Mangel an Einkommen durch eine weitgehende Selbstversorgung begegnet werden sollte, gehörte zum Grundausstattungs-"Paket" auch eine Auswahl an Obstbäumen, eine Ziege und ein Schwein. Genossenschaftliche Absicherungen, wie eine gemeinsame Sterbekasse, entwickelten sich aus der Not. Die Siedlung besteht heute noch, unterscheidet sich nach sukzessiver Konsolidierung visuell jedoch kaum von anderen nordhessischen Stadtrandsiedlungen.

Die Dokumentation, aus einer Ausstellung entwickelt, beginnt mit einer Schilderung der ökonomischen Rahmenbedingungen und einer Übersicht über andere Wohnbauprojekte der Weimarer Republik. Es folgt eine detaillierte Schilderung des Bau- und Siedlungsprozesses. Die Analyse der zwischenzeitlich vorgenommenen baulichen Veränderungen und ein Ausblick in die Zukunft bilden den Abschluß. Leider nicht enthalten ist eine Reflektion über möglicherweise problematische Erfahrungen in der Geschichte der Siedlung und versäumte Alternativen - was wertvolle Hinweise darüber hätte geben können, inwieweit das Modell für Armutsgebiete in Europa und Übersee diskutabel sein kann.

Maurice Mitchell and Andy Bevan. *Culture, Cash and Housing. Community and Tradition in Low-Income Building*. 130S., ISBN 1-85339-153-0, 1992, £ 6,95. Intermediate Technology Publications, 103 Southampton Row, London WC1B.

Mitherausgeber des Bandes ist die englische Entwicklungshelfer/innen-Organisation VSO, deren ständige 1.200 Auslandsmitarbeiter/innen - in der Regel keine Architekt/innen - sicher die wichtigste Zielgruppe dieser Publikation darstellen. Entsprechend ist das Material aufbereitet: eine generelle Einführung über Wohnungsnot, traditionelle Methoden des Hausbaus und deren technischen, sozialen und klimatischen Rahmenbedingungen, verschiedene Varianten staatlicher Wohn-Förderungsprogramme und Finanzierungs-Alternativen hierfür. Im Teil II, der mit "Praxis" überschrieben ist, werden Projekterfahrungen aus Kenia, der Himalaya Region, West- und Süd-Afrika, der Karibik und von Pazifik-Inseln im Plauderton vermittelt. Abschließend wird eine Check-list für das Vorgehen bei Entwicklungsprojekten vorgeschlagen. Der Band wird mit ansprechenden Skizzen einer/eines nicht benannten Illustrator-s/-in aufgelockert.

Die Autoren haben mit viel Geschick die wesentlichen Aussagen aus der einschlägigen Basisliteratur (Susan Dwyer, Paul Oliver, Amos Rapoport, John Turner, Ivan Illich, Hasan Fathy etc.) gesammelt, mit Projektberichten früherer VSO-Mitarbeiter/innen ergänzt, und in einen durchgängigen Text eingebunden. Eine ausgezeichnete journalistische Leistung, da die Autoren selbst offensichtlich nicht vom Fach sind, wie kleine Schnitzer verraten (z.B. auf Seite 64, wo behauptet wird, daß allseitig umschlossene Hofhäuser in heißen Ländern klimatisch optimal seien, während freistehende Gebäude eine Klimaanlage benötigen). Somit kann die Lektüre als Einstieg in die Problematik für Laien empfohlen werden, Architekten dürften jedoch nur wenig neue Informationen mitnehmen können. KM

Sheiter, Settlements, Policy and the Poor. *Appropriate Technologies for Low-Income Settlements*. 138 S., ISBN 1-85339-125-5, 1991, £ 12,50. Intermediate Technology Publications, 103-105 Southampton Row, London WC1B 4HH.

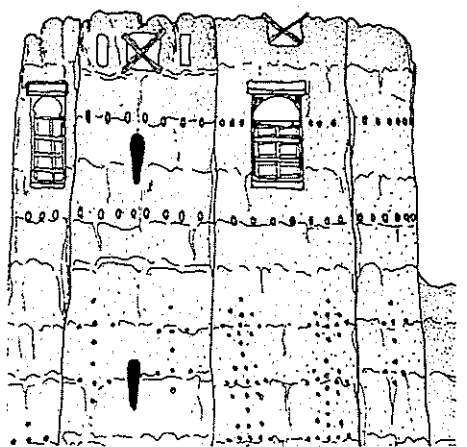
Eine Sammlung von Tagungsbeiträgen der "8th Inter-Schools Conference on Appropriate Technologies and Policies for Low-Income Settlements". Unter den 23 relativ kurzen Beiträgen befinden sich einige "frische" Positionen und Erfahrungen, die noch nicht auf anderen internationalen Konferenzen diskutiert wurden oder Positionen von solchen wiederkaufen. Zu diesen zählen der Aufsatz von Natasa Milanovich über die Kommodifizierung ("Marketization") des Wohnungsbaus in Osteuropa bereits in den letzten Jahre vor der Wende; von Peter Kellet über die Relation zwischen Migration bzw. innerstädtischer Wohn-Mobilität und Einkommensmöglichkeiten in Kolumbien; von Ross Gilhorne über bisher wenig bekannte Bemühungen früherer sandinistischer Wohnungspolitik um die Verbreitung angepaßter Technologien und die praktischen Erfahrungen dabei; und von Ranjith Dayaratne über die notwendige Differenzierung zwischen "aided" und "assisted" Selbsthilfe-Programme bei der Wohnungsversorgung in Sri Lanka. KM

Architektur

Albert Szabo; Thomas J. Barfield. *Afghanistan. An Atlas of Indigenous Domestic Architecture*. 264 Seiten, ISBN 0-292-70419-4, 1991, Leinen \$ 80,00. University of Texas Press, P.O. Box 7819, Austin, TX 78713.

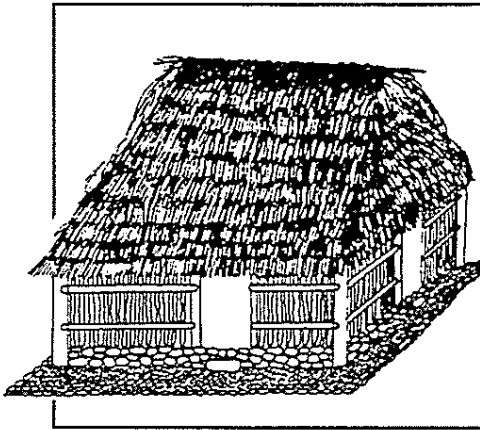
In einem großformatigen und aufwendigen Bildband werden die Ergebnisse einer in den 70er Jahren durchgeführten Feldstudie über traditionelle Architekturen in Afghanistan dokumentiert. Sieben Typen mobiler wie permanenter Behausungen werden in maßstabsgerechten Zeichnungen und Fotos dargestellt, und ihre Verbreitung in Karten festgehalten. Ein weiterer Abschnitt des Buches enthält Bestandsaufnahmen von vier kompletten Dorf-Ansiedlungen in der nördlichen Bergregion des Landes, die in der gleichen Qualität bearbeitet sind. Abschließend finden sich noch generelle Landkarten mit klimatischen, demographischen und ähnlichen Informationen.

Die Arbeit über ein bislang kaum erforschtes Gebiet ist wissenschaftlich perfekt ausgeführt und ansprechend präsentiert. Das Alter der Untersuchung ist in diesem Fall belanglos, wenn nicht sogar von Vorteil (da heute eine gründliche Feldforschung in der Kriegsregion kaum möglich wäre, und ein Großteil der Gebäude zerstört - oder zumindest "modernisiert" sein dürften). Gut Ding braucht Weile. Kosta Mathéy



Dorothee Rinke, *Wohnbauten in El Tajin, Mexiko*. Ca 170 S. plus 5 lose Grabungskarten, ISBN 3-88660-474-8, 1992. Lit Verlag Münster.

Es handelt sich um den Forschungsbericht zu einer Grabung im mexikanischen Bundesstaat Veracruz nahe den Ortschaften Papanla und Poza Rica. Während die Tempelanlagen der Zone relativ gut erforscht und dokumentiert sind, trifft dies für Wohnbauten wegen ihrer weniger dauerhaften Konstruktion nicht zu. Hier schließt die in dem Band beschriebene

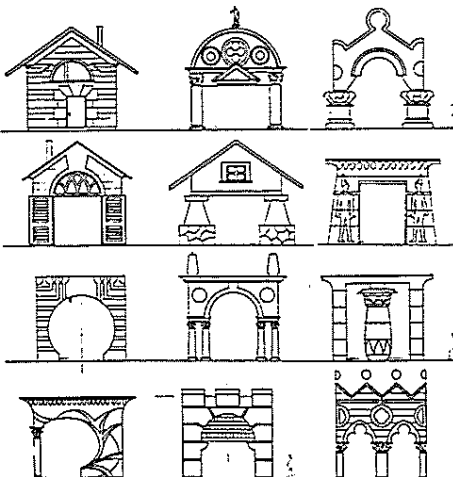


archäologische Forschung mit ihren aufschlußreichen Funden eine auffällige Lücke. Ergänzend zu den materiellen Funden wird in Anlehnung an zeitgenössische Primitiv-Bauweisen in der Umgebung und unter Berufung auf relevante Titel der Literatur sehr genau die Bauweise der untersuchten Bauweise beschrieben. Allerdings liegt der Verdacht nahe, daß einige zitierte mexikanischen Quellen insbesondere hinsichtlich des Bauprozesses bei mangelnden Zeugnissen zur Erhöhung der Anschaulichkeit gelegentlich mit etwas Phantasie nachgeholfen haben – was dann über das Vehikel des Zitats leicht zur Mythosbildung beiträgt. Dennoch handelt es bei der vorgelegten Publikation wahrscheinlich um das faktisch zuverlässigste Untersuchung zu alt-mexikanischen Wohnbauten in denen sich ein deutlicher Einfluß der Maya-Kultur manifestiert. KM

Nikolaus Pevsner; Hugh Honour, John Fleming. *Lexikon der Weltarchitektur*. 876 Seiten, 3480 Abb., ISBN 3-7913-1238-3, 1992. Prestel Verlag München

Das 1971 erstmals publizierte "Lexikon der Weltarchitektur" ist jetzt in einer aktualisierten, und wesentlich erweiterten 3. Auflage erschienen. Mit seinen nahezu 3000 Stichworten und noch mehr Abbildungen verdient es höchste Bewunderung – ein vergleichbar umfangreiches Nachschlagewerk zur Architektur dürfte bislang nicht existieren. Die vielen Bilder (leider ohne Quellenangabe) sind informativ, qualitativ einwandfrei, und laden zum weiteren Blättern auch dann ein, wenn der/die Leser/in längst vergessen hat, was er/sie eigentlich nachlesen wollte. Die aufgenommenen Stichworte beziehen sich auf einzelne Architekt/inn/en, Länderbeschreibungen, Fachausdrücke, Stilbegriffe und Gebäudetypologien, wobei der Schwerpunkt bei den beiden erstgenannten liegt.

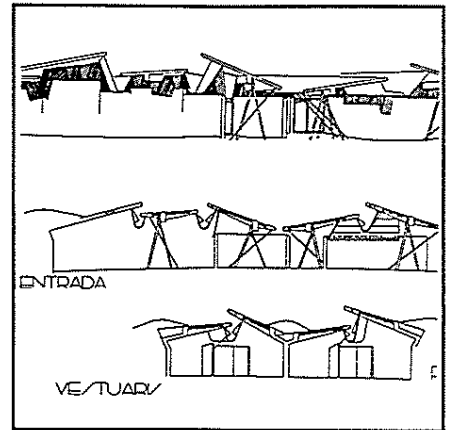
Die neu aufgenommenen Eintragungen wurden, was etwas unpraktisch ist, in einem separaten Anhang im hinteren Teil des Buches untergebracht, doch wenigstens als Querverweis erscheinen sie auch im Hauptteil. Wie in der Einleitung vermerkt ist, wurden mit Bedacht auch indigene und fremdländische (insbesondere lateinamerikanische) Bauwerke und -traditionen aufgenommen; doch so wichtige



Zentren der Baukunst wie Havanna (oder Kuba generell) wurden dabei übersehen. Doch kein Werk kann universell sein; als Nachschlagewerk für Institute und Bibliotheken sollte die Neuerscheinung zweifellos zur Grundaustattung gehören. K. Mathéy

Alexander Tzonis, Liane Lalafvra. *Architektur In Europa seit 1968*. 312 Seiten, ISBN 3-593-34708-3, 1992. DM 148,-. Campus Verlag Frankfurt/Main.

Dieser Architekturband beginnt historisch dort, wo andere Standardwerke (z.B. Dennis Sharp: *Twentieth Century Architecture*) aufhören. Er enthält umfangreiche, und farbig illustrierte Würdigungen von 79 ausgewählten Gebäuden, die als richtungweisend für die Architekturentwicklung der letzten 25 Jahre angesehen werden können. In vier einleitenden Aufsätzen kommentieren bekannte Experten auffällige Trends dieser Epoche: Fritz Neumeier stellt eine Beziehung zwischen Technologie-Entwicklung und Stadtgestalt her, doch beim Computer ist er noch nicht angekommen. Peter Rice beschäftigt sich ebenfalls mit fortschrittlicher Technologie und nimmt auch auf elektronische Datenverarbeitung Bezug – sein Beitrag handelt im Kern über High-Tech Architektur. Jean-Luis Cohen trägt vier Seiten über die Schau-Architektur am Pariser-Autobahnring bei. Lucius Burkhardt nennt seinen interessanten Aufsatz über Ökologie und Partizipation, in dem er sich hauptsächlich auf Projekte von Lucien Kroll bezieht, bescheiden "eine Noitz", spricht aber in spannender Weise aktuelle Themen an. Die Einführung der beiden Herausgeber/innen enthält eine Art Stilgeschichte der Moderne, wobei sie sich löblicherweise dazu durchringen, den Reiz- und Sammelbegriff der Postmoderne links liegen zu lassen.

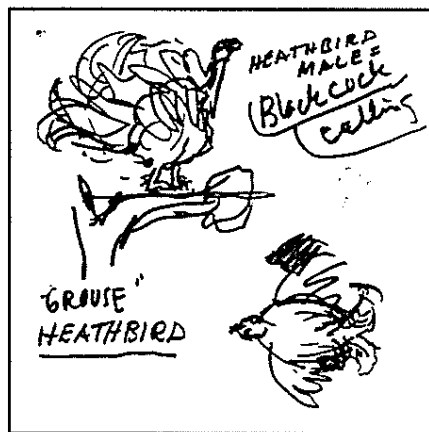


em-Tradition, Eclectic Rationalism, Traditionalism, Post-Modern, Figurativism or Neo-Organic, und Neo-Modern unterscheidet. Unter den abgebildeten Projekten finden sich erwartungsgemäß viele Bekannte aus anderen einschlägigen Publikationen; eine Aktualität wird mit je zwei Bauwerken der Olympiade in Barcelona und der Weltausstellung in Sevilla hergestellt. Obwohl die dargestellte Architektur sicher als kennzeichnend und überdurchschnittlich gut gewertet werden kann, ist die Qualität der Photos leider allein technisch perfekt, aber im übrigen reichlich steril (außer im Falle des Santa Justa Bahnhofs zeigt z.B. kein einziges Bild Menschen – nur einige geparkte Autos sind gelegentlich auszumachen). KM

Gesellschaft und Politik

Ekkehard Launer, *Datenbuch Süd-Nord*. 240 Seiten, ISBN 3-89977-288-9, DM 16,80, 1992. Lamuv Verlag, Postfach 2605, 3400 Göttingen.

Wie oft lesen oder hören wir aussagekräftige Statistiken über Fragen der Entwicklung in der Dritten Welt, und wenn wir uns auf sie – z.B. für einen Aufsatz oder Vortrag – beziehen wollen, finden wir die Quelle nicht mehr. In dieser Situation hilft dieses Nachschlagewerk weiter, das unter den 18 Kapiteln (Eine Welt, Bevölkerung, Frauen, Kinder, Armut, Ernährung, Gesundheit, Wohnen, Bildung, Landwirtschaft, Wirtschaft, Welthandel, Rüstung, Verschuldung, Umwelt, Flüchtlinge, Entwicklungspolitik und Selbsthilfe) sowohl vergleichende Tabellen wie Einzelstatements gesammelt hat. Das für TRIALOG-Leser/innen besonders relevante Kapitel "Wohnen" ist mit ganzen 8 Seiten etwas mager ausgefallen, zumal es auch die Thematik der Verstädterung mit einschließt. Doch die Stärke der Publikation ist dafür die Gegenüberstellung der Entwicklung in verschiedenen Sektoren, die ja gerade in der fachinternen Diskussion zu kurz kommt. K. Mathéy



Wie bei jedem "Architekturbuch" ist die Auswahl der vorgestellten Werke diskutabel, und – angesichts der Themenstellung wohl unvermeidbar – stellt sich bei der Mehrzahl der Beispiele sofort der déjà vu Effekt ein. Worin sich der Band von anderen unterscheidet, ist die ausführliche Kommentierung der einzelnen Bauten, und ein angehängtes "Dossier" mit Kurzbiographien der aufgenommenen Architekten sowie technischen Angaben zu den vorgestellten Werken. Die oben erwähnten, vorangestellten Fremdbeiträge verwässern das Konzept des Buches, und werden ihrem Thema zum Teil nicht gerecht. Ansonsten ein gut gemachtes Coffee Table Book für Architekturbüros.

Pauline Salinas, Martha Thorne (eds.), *Building a New Spain. Contemporary Spanish Architecture*. 184 Seiten, ISBN 84-252-1577-3, 1992. Editorial Gustavo Gili, Barcelona.

Anläßlich des Jubiläums der 500-jährigen Entdeckung Lateinamerikas wurde am Art Institute of Chicago eine Ausstellung über moderne spanische Architektur zusammengestellt, um dessen Katalog es sich hier handelt. Zusätzlich zur Präsentation der 14 für die Schau ausgesuchten Bauwerke enthält der Band aber auch eine Serie einführender Aufsätze, unter denen der Essay von Kenneth Frampton – ein Rückblick auf die Wurzeln der modernen Architektur in Spanien – der der interessanteste Beitrag zu sein scheint. Innovativ ist auch der Versuch einer stilistischen Kategorisierung aktueller Architekturströmungen durch Antón Capitel, der hierbei zwischen Mod-

Luchterhand Flugschrift 3: *Lateinamerika: die permanente Invasion, 1492-1992*. 159 Seiten, ISBN 3-630-71040-9, 1991, DM 10,-. Luchterhand Literaturverlag Hamburg.

Rechtzeitig zum fünfzehnten Jahrestag der spanischen Invasion Lateinamerikas erschien diese Textesammlung zur Lage und zu den Perspektiven des Kontinents. Fast ausnahmslos sind es Kollegen aus den betroffenen Ländern selbst, die in Aufsätzen oder Interviews zu Worte kommen. Der Grundtenor ist kritisch, in einigen wenigen Fällen eher linksdogmatisch – aber auf jeden Fall anti-imperialistisch. So mangelt es nicht an Hinweisen auf die US-Besatzung Granadas oder Panamas, Verurteilung finden die westlichen Drahtzieher und Akteure des Golfkriegs. Die Brutalität und gleichzeitige Perspektivlosigkeit der neuen Weltwirtschaftsordnung wird nicht nur für den Süden, sondern auch für die vermeintlichen Gewinner im Norden vor Augen geführt.

Die Texte machen deutlich, daß es in Lateinamerika über die Ländergrenzen hinweg zahllose Ansätze einer Bewegung besteht, die nicht mehr bereit ist, sich der Dominanz des Nordens zu beugen, und entschlossen ist, ihr Schicksal wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Im Gegensatz zu Europa, wo mit dem spontanen Zusammenbruch der sozialistischen Regimes der Glaube an die Möglichkeit zu

politischen Alternativen verloren gegangen scheint, stärkt die vorrangig von außen verursachte Armut in Lateinamerika offenkundig die Kraft zum Widerstand. KM

Dietmar Dirnmoser et al. Conquista, Kapital und Chaos. Lateinamerika Jahrbuch 15 – Analysen und Berichte. 250 Seiten, ISBN 3-89473-100-1. 1991, Dm 29,50. LIT Verlag Hamburg & Münster.

Das Thema des Jahrbuchs ist, wie vielleicht auch die Realität in der Phase der Neuordnung zwischen Ost und West bzw. zwischen Nord und Süd, weniger griffig als in der Vergangenheit. Ein gemeinsamer Nenner der Beiträge ist die Neue Armut als Folge der strukturellen Anpassungsmaßnahmen und Teil der 500-jährigen Invasion. Besonders Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang die Aufsätze von Michael Ehrke über Varianten des real existierenden Kapitalismus nach Zusammenbruch des Sozialismus in Osteuropa und von Eimar Altvater über die globalen Kosten des Fordismus und die ökologische Interdependenz von Metropolen und Peripherie. Weitere Kapitel über wirtschaftliche Abhängigkeiten behandeln die Involvierung deutscher Unternehmer in Lateinamerika (Michael Seligmann), die sozialen Folgen des Aluminiumabbaus im Amazonasbecken (Clarita Müller-Piantenberg), die Inflation in Brasilien (Mario Kossatz) und die politische Macht von Kolumbiens Kokainunternehmern (Ciro Krauthausen/Fernando Samiento). Im zweiten Teil des Bandes folgen, wie üblich, aktuelle Berichte zur gesellschaftlichen Entwicklung in ausgewählten Ländern des Kontinents, diesmal in Brasilien, El Salvador, Grenada, Haiti, Kolumbien, Mexico, Nicaragua, Peru.

Nach sieben Jahren Kontinuität erscheint die Reihe wieder in einem neuen Verlag, diesmal ohne Fotos und in einem einfacherem Druckverfahren hergestellt, jedoch – trotz der allgemein gestiegenen Produktionskosten – immer noch zum alten Preis/KM

International Labour Office (ILO) (Hg.), The Dilemma of the Informal Sector, Report for the Director-General, Geneva 1991, 65 S. (Bezug: ILO, Publications, CH-1211 Geneva 22, Switzerland).

Dieser Bericht des ILO Generaldirektors auf der 78. International Labour Conference konzentrierte sich auf den informellen Sektor. Es wird – wie schon oft zuvor – betont, daß der informelle Sektor nicht so ohne weiteres verschwinden wird. Vielmehr wird er mit dem zu erwartenden Anwachsen von städtischer Armut anwachsen. Die Frage für Politiker und Wirtschaftsmagnaten ist nun: soll man den informellen Sektor außerhalb der bestehenden Gesetze und formellen ökonomischen Mechanismen existieren lassen, soll man seine Arbeitskräfte-absorbierende Rolle – die nicht anderwärts erbracht werden kann – einfach so akzeptieren, oder sollte die legale und institutionelle Integration versucht werden?

Der Bericht stellt fest, daß in den letzten Jahren sich die Haltung gegenüber dem informellen Sektor erheblich zum Positiven gewandelt hat, aber es legt die Gefahr nahe, daß simplifizistische Methoden im Umgang mit dem komplexen, schwierigen informellen Sektor angewandt werden. Echte Hilfe für den informellen Sektor kann nur zustande kommen, wenn seine Arbeitsmechanismen nicht behindert, sondern unterstützt werden, wenn die Arbeiter des informellen Sektors bessere Rechtsstellung erhalten. Und daran fehlt es immer noch, die Einstellungen der Arbeitgeber wie der offiziellen Arbeitnehmerorganisationen ist immer noch wenig hilfreich.

Für die ILO wäre dem informellen Sektor am besten durch ein integriertes Paket von Arbeitsplatzförderungsmaßnahmen, stabilisierenden Einkommensregelungen und Wohlfahrtsmaßnahmen gedient. Und diese Strategie wird noch für lange Zeit eine große Herausforderung für die ILO und ihre Mitgliederorganisationen darstellen. Es gibt keine simplen Antworten auf diese Problematik des informellen Sektors, die sicherlich zu den schwierigsten des internationalen Arbeitsmarktes gehört. Florian Steinberg

Gisela von Frankenberg. Kulturvergleichendes Lexikon. Von Abendland bis Zweitsonnen-System. 700 Seiten, 1600 Abb., ISBN 3-922129-06-4. 1985, DM 68,-. Bonn: Verlag Gisela Meussling.

Allen, die sich mit außereuropäischen Kulturen eingehender beschäftigt haben, muß klar geworden sein, daß die "westliche" Zivilisation durchaus nicht

den Anspruch erheben kann, die Blüte menschlicher Kultur zu repräsentieren. Viele andere Völker haben in der Vergangenheit einen Bewußtseinsstand entwickelt, der ein tieferes Verständnis von Natur und Kosmos aufzeigt. Dabei lassen sich erstaunlich viele Parallelen zwischen den Weisheiten der Kulturen nachweisen, wobei jedoch ein Großteil dieses Wissens durch Intuition erfahrbar wurde und typischerweise in Form von Symbolen weitergegeben wird. Das vorliegende Lexikon enthält nicht nur eine bisher nicht dagewesene Sammlung und Dokumentation dieser unzähligen Einsichten und Ansichten, sondern verknüpft diese auch noch zu einem Gesamtsystem, das sicher über das Erfassungsvermögen der meisten Leser und Leserinnen hinausgeht. Besonders wer sich der Esoterik nicht so verbunden fühlt, wird das Buch des öfteren hilflos wieder zuschlagen, nicht jedoch, um es bei einer anderen kulturellen Fragestellung nicht wieder zu Rate zu ziehen und sich vielleicht für eine Weile darin zu verlieren. K. Mathéy

Richard Peet. Global Capitalism. Theories of Societal Development. 206 S. ISBN 0-415-01315-1. 1991. £ 9.95. London: Routledge.

Das Buch gibt einen umfassenden Überblick über die historische Abfolge der verschiedenen, rechter wie linker Weltanschauung zuzuordnenden, Entwicklungstheorien. Jede der Theorien wird zunächst vorgestellt und anschließend kritisiert und kommentiert (gewertet). Obwohl der Autor den marxistischen Theorieansatz als überzeugendere Alternative einstuft, bemängelt er an dessen bisherigen Varianten insbesondere, daß die Geschlechterbeziehungen ebenso wie inner-nationale Klassenfragen in den Entwicklungsländern noch nicht in ausreichendem Ausmaß erklärt worden sind. In die Zukunft blickend stellt er die Frage, ob eine Industrialisierung unter kapitalistischen Rahmenbedingungen, welche für Viele in der gegenwärtigen weltpolitischen Lage als einzig realistischer Ausweg erscheinen mag, eine erstrebenswerte Entwicklungsstrategie für Entwicklungsländer sein kann und ob Alternativen dazu denkbar sind. Zumindest unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet erscheinen nichtkapitalistische, revolutionäre Bewegungen trotz, oder gerade wegen des politischen Zusammenbruchs des Realsozialismus im Ostblock, die besseren Karten zu haben.

Der Text ist trotz des komplexen Sachverhalts gut lesbar geschrieben und setzt keine Vorkenntnisse in der Thematik voraus. Er eignet sich daher besonders als Lehrbuch für Studenten, die sich nur im Nebenfach mit Fragen der Entwicklungsländer befassen. Kosta Mathéy

Marion Roberts. Living in a Man-Made World. Gender Assumptions in Modern Housing Design. 177 S., ISBN 0-415-03237-7. 1992. London: Routledge.

Die Publikation basiert auf einer Dissertation, an der die Autorin, Mitbegründerin des bekannten Londoner Architektinnen-Kollektivs Matrix und Dozentin am Polytechnic of Central London, seit Anfang der Achtziger Jahre gearbeitet hat. Das Ergebnis ist eine brillante historische Analyse der englischen Wohnungsverordnung bis zur Gegenwart, wobei der Geschlechter-Aspekt nicht notwendigerweise immer das Hauptaugenmerk darstellt. Leider begnügt sich die Arbeit mit der kritischen Schilderung des Bestehenden; nach Anregungen für eine frauenfreundlichere Wohnungsverordnung sucht der/die Leser/in vergebens. Auch ein Blick über die Grenzen des Königreichs hinaus wird nicht gewagt; daß diese geographische Einschränkung nicht im Titel bzw. Untertitel zum Ausdruck kommt, ist sicher dem Verlag anzukreiden. Was bleibt, ist ein zumindest für England-Interessierte vorbehaltlos empfehlenswertes Buch. KM

Vera Reusch, Antje Wiener (Hrsg.). Geschlecht – Klasse – Ethnie. Alte Konflikte und neue soziale Bewegungen in Lateinamerika. 210 S. ISBN 3-88156-510-8, 1991. Breitenbach Verlag Saarbrücken, DM 34,-.

Die Beiträge, die ihren Ursprung größtenteils in ASA-Forschungsprojekten haben, untersuchen unterschiedliche Ausdrücke gesellschaftlicher Auseinandersetzung in Lateinamerika. Als soziale Bewegungen haben sie ihr öffentliches bzw. massives Auftreten gemeinsam – nicht jedoch notwendiger-

weise immer eine gesellschaftsverändernde Zielsetzung. Vier der neun Beiträge thematisieren frauenspezifische Aspekte in Venezuela, Mexico und Bolivien. Darunter besonders interessant ist das Kapitel von Juliane Ströbele-Gregor, das der Frage nachgeht, was die Attraktivität der rasant zunehmenden religiösen Sektoren für lateinamerikanische Frauen in El Aito (La Paz) ausmacht. Im Widerspruch zu der oftmals geäußerten "Verführungsthese" kann sie dafür durchaus rationale Beweggründe nennen.

Der zweite Teil des Bandes enthält Fallstudien zu Kolumbien, Uruguay, Chile, Mexico und Costa Rica. Hier verdient der sehr animierend geschriebene Aufsatz von Barbara Beck über Stadtteilbewegungen in Mexico-Stadt besondere Erwähnung. Die Autorin versteht es, vielschichtig den Zerfall der politischen Legitimation von Mexikos regierender PRI-Regierung und das Erwachsenwerden alternativer, außerparlamentarischer Entscheidungsinstanzen aufzuzeigen. Dazu gehört auch eine Analyse des sozio-kulturellen Hintergrundes für den Auftritt der inzwischen weltweit bekannten Symbolfigur "Superbarrio". Kosta Mathéy

Rodda, A. (Hg.), Women and the Environment, London 1991, 180 S. (Bezug: Zed Books, 57 Caledonian Rd., London N1 9BU).

Dieses ist eines der von der "UN/NGO Group on Women and Development" in der Serie "Women and World Development" herausgegebenen Bücher. Es handelt sich hier um eine ziemlich "feministische", anklagende Publikation. Einleitend werden Aspekte der weltweiten Umweltkrise – von der Landwirtschaft, der Zerstörung von Wäldern, von natürlichen Ressourcen, von Verschmutzung des Wassers, der Luft, des Bodens etc. bis hin zu Urbanisierungsbedingten Deformationen – vorgestellt. Nachfolgend geht es um die Rolle der Frau als Nutzerin, als Sammlerin von Nahrungsmitteln, Wasser und Brennstoffen, als Konsumentin, Produzentin, Arbeiterin, Managerin und Mutter, und welche Tendenzen der Umweltkrise sie gegenwärtig erlebt.

Im Hauptteil des Buches werden Frauen als wesentliche Agenten eines positiven Wandels interpretiert, was bedeutet, daß Frauen die Führungsrolle in der Rehabilitation von Umweltbedingungen, welche sich durch Selbsthilfe beeinflussen lassen, übernehmen. Dieses Kapitel wird unterstützt durch diverse Fallstudien über die Rolle von Frauen bei der Erhaltung von Waldressourcen, von Selbsthilfe-Wassermanagement, von integrierten, "sustainable" Entwicklungsansätzen.

Das Buch ist gut lesbar, knapp formuliert, hat viele, interessante Fallbeispiele, bietet Informationen über neue Forschungsansätze, stellt ein Curriculum für Seminare vor und gibt viele Hinweise auf Literatur und Organisationen, die in diesem Sektor der Frauenarbeit aktiv sind. Obwohl das Problem der städtischen Umwelt – neben den vielen Fällen von landwirtschaftlicher Umweltschädigung – angeschnitten wird, fehlt es jedoch an Beispielen (und Erfahrungen der Herausgeberin), welche hier die besondere Rolle der Frau im Umweltschutz erläutern könnten. Schade, daß solch eine Chance verpaßt wurde. F. Steinberg

Technologie

Cecilia Velderrain. Danger! Termite. Préserver les constructions des dégâts des termites. 145 Seiten, ISBN 2-86-844-039-8, 1991, FF 100,-. GRET, 213 rue laFayette, F-75101 Paris.

Termiten sind eine potentielle Gefahr für Holzbauwerke in fast allen Entwicklungsländern, und selbst im Südwesten Frankreichs sind ihnen in den letzten Jahren schon eine Anzahl von Gebäuden zum Opfer gefallen. Dennoch widmen auch speziell für Entwicklungsländer zusammengestellte Baukonstruktionslehren in der Regel nur ein oder zwei Seiten dem Phänomen. Jetzt liegt aber ein Buch vor, das sich ausschließlich und in höchst kompetenter Weise mit dieser Thematik befaßt. Im ersten Kapitel werden die verschiedenen Arten der Termiten und anderer Holzschädlinge beschrieben. Kapitel 2 zeigt, wie man die durch Termiten hervorgerufenen Schäden erkennt, und was man dagegen tun kann. Kapitel 3 nennt Vorsorgemaßnahmen, und das letzte Kapitel geht um den Holzschutz vor der Verwendung. Sehr nützlich sind auch die verschiedenen Anhänge, so z.B. eine Liste von termintestfesten Hölzern, Adressen

von Forschungsinstituten zum Thema, Bibliographie und Glossarium. Das Buch ist zweifellos z.Z. die beste Veröffentlichung zum Thema. *Kosta Mathéy*

Andrew Coborn, Eric Dudley, Robin Spence: Gypsum Plaster - Its manufacture and use. 48 Seiten, ISBN 1 85339 038 0; 1989; £ 5,95. Intermediate Technology Publications, GB London WC1B 4HH (103/105 Southampton Row).

Die wesentlichen Eigenschaften des Rohstoffes Gips, seine Gewinnung und Veredelung zum Baustoff, und die Verarbeitung auf der Baustelle werden trotz des relativ dünnen Umfangs der Broschüre in allen wesentlichen Aspekten in Wort und Bild dargestellt. Dabei überrascht nicht nur die Vielfalt der möglichen Anwendungen, auch eine Reihe nur regional bekannter Rezepte werden erklärt. Übergangen wurde lediglich das in Mauretania erprobte Brennen des Rohstoffes in Sonnenkollektoren, außerdem fehlt ein Hinweis auf die erhöhte Radioaktivität vieler Industriegips-Sorten. Dennoch handelt es sich um die wahrscheinlich nützlichste Publikation über den Baustoff Gips in englischer Sprache. *K. Mathéy*

John R. Goulding; Owen Lewis; Theo Steemers (eds). Energy Conscious Daign. A Primer for Architects. 135 Seiten, ISBN 0-7134-69196, 1992, £ 25,-. London: Batsford Publishing.

Das Buch wurde von einem belgischen Forschungsinstitut im Auftrag der Kommission der Europäischen Gemeinschaft verfaßt. Es zeigt die prinzipiellen Möglichkeiten der Energieeinsparung durch passive Solarnutzung in Gebäuden auf. Grundsätzlich wird zwischen 3 Einflußfaktoren unterschieden: Klimatisches Umfeld, Gebäudeverhalten (Heizung, Kühlung, Belichtung), und Einfluß der Nutzer (Verhalten, Comfort). Die didaktische Präsentation ist vorbildlich, doch die Detailinformation kommt in vielen Fällen zu kurz, da zu jedem "Punkt" in standardisierter Form unabhängig vom Bedarf gleichviel Platz reserviert worden ist. Auf den aufwendigen Vierfarbdruck hätte man bei den meisten Abbildungen zugunsten eines Verbraucher/innen-freundlicherem Ladenpreises ohne Verlust an Information gut verzichten können. *KM*

Heinz Ladener. Solaranlagen. Planung, Bau & Selbstbau von Solarsystemen zur Warmwasserbereitung und Raumheizung. 224 S., ISBN 3-922964-54-0, 1993. Ökobuch-Verlag, 7813 Staufen bei Freiburg (Postfach 1126).

Entstanden ist das Buch aus der Überarbeitung des erfolgreichen und inzwischen vergriffenen Buches "Solaranlagen im Selbstbau". Da inzwischen die Solarenergienutzung im Wohnungsbau keine Extravaganz von Bastlern mehr ist, sondern zahlreiche respektable Firmen Bausätze oder die Installation ganzer Anlagen anbieten, ist binnen weniger Jahre eine deutliche Professionalisierung des Bereichs eingetreten. Diesen Prozeß läßt auch die Publikation erkennen. Während die ersten Kapitel laienverständlich in die Thematik und Technologie einführen, finden sich weiter hinten komplizierte Formeln und elektronische Schaltkreise, die wohl eher halbkommerzielle Anbieter ansprechen dürften. Durch die so bedingte Vermischung verschiedener Zielgruppen entstand natürlich die Gefahr der Unübersichtlichkeit, oder gar einer Abschreckung, für den bzw. die einzelne/n Leser/in. Andererseits bekommen gerade Anwender/innen so einen Einblick in die aktuelle Entwicklung dieser altbekannten Technologie, und können dann ggf. gezielt Expert/innen zu Rate ziehen. Sehr hilfreich ist auch die systematische Gegenüberstellung verschiedener auf dem Markt befindlicher Kollektor-Systeme - die eine echte

Alternative zum aufwendigen und möglicherweise frustrierenden Selbstbau darstellen. Kritisch anzumerken wäre, daß die zur Illustration angeführten gebauten Projekte architektonisch eher enttäuschend sind; hier ließen sich zumindest im Ausland sicher ansprechendere Beispiele finden. Trotz dieser Einschränkung kann das Werk als die für die Praxis gegenwärtig aktuellste und umfassendste Publikation empfohlen werden. *KM*

Eberhard Biermann et al., Basiselektrifizierung ländlicher Haushalte (Kurzfassung). 27 S., 1992, grat. GTZ Abt. 415, Eschborn.

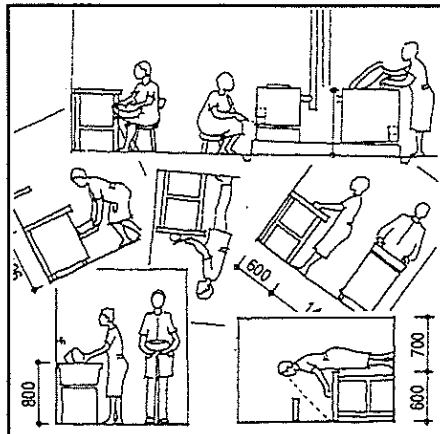
Die Erfahrungen des Einsatzes von photovoltaischen Anlagen in Entwicklungsländern werden zusammenfassend evaluiert. Demnach eignet sich die Technologie nicht zur Abdeckung des größten Energiebedarfs von Haushalten, die beim Kochen entsteht. Darüberhinausgehender Bedarf, insbesondere für Beleuchtung, Kommunikation (Radio, Fernsehen) läßt sich dagegen wirtschaftlich mit photovoltaischer Energie decken, insbesondere dann, wenn Batterieladestationen kollektiv betrieben werden. *KM*

Inger Thede, Institutional Kitchens for Training Centres. 18 Seiten. Building Issues 3 (1), 1991.

Waclaw Micuta, Annette Wong Jera. Energy Efficient Stoves for Institutional Kitchens. 20 Seiten, Building Issues 3 (2), 1991.

Beide Ausgaben erhältlich von Lund Centre for Habitat Studies, Lund University, Box 118, S-221 00 Lund.

Die Forschungsberichte basieren auf einer Feldforschung in Tanzania, wobei das Heft von Frau Thede besonders für Architekten interessant sein dürfte. Es stellt sozusagen einen Mini-Neufert für die Planen von Gemeinschaftsküchen in Entwicklungsländern dar.



Ursula Grimm-Gerhards. Chancen solarer Kochkisten als angepaßte Technologie in Entwicklungsländern. 140 Seiten, ISBN 3-88156-521-3, 1991 DM 26,-. Saarbrücken: Breitenbach Verlag.

Angesichts der fortschreitenden Abholzung weiler Regionen unseres Erdballs und der sich zuspitzenden Armut in Entwicklungsländern stellt sich immer häufiger die Frage nach alternativer und kostengünstiger Kochenergie. In diesem Zusammenhang ist verständlich, warum das seit über hundert Jahren bekannte Prinzip von Solarkochern in jüngster Zeit eine Renaissance erlebt und im Rahmen zahlreicher Entwicklungshilfe-Projekte Anwendung gefunden hat. Die Autorin dieser Studie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, innerhalb einer Diplomarbeit die aktuellen Erfahrungen mit dieser Technologie zusammenzutragen und zu dokumentieren. Neben einer Literatur-Recherche und eigenen Versuchen hat sie auch eine große Auswahl von Organisationen und individuellen Nutzern angeschrieben, und mit Hilfe eines halb-standardisierten Fragebogens befragt.

Das Buch beginnt mit generellen Ausführungen zur Brennkrisis in Entwicklungsländern und einer knappen Übersicht über verschiedene andere verfügbare Alternativenergien. Es folgt ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte von Solarkochern und die Erklärung der Technologie. Im zweiten Teil der Arbeit werden die im Rahmen der Befragung gesammelten Erfahrungen vor Ort ausgewertet und zusammengefaßt. Das Fazit ist, daß in fast allen Projekten die

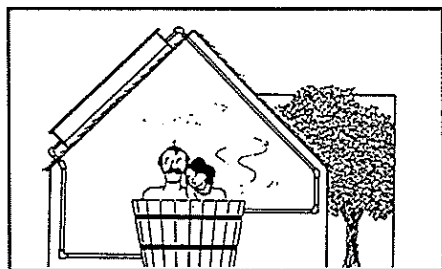
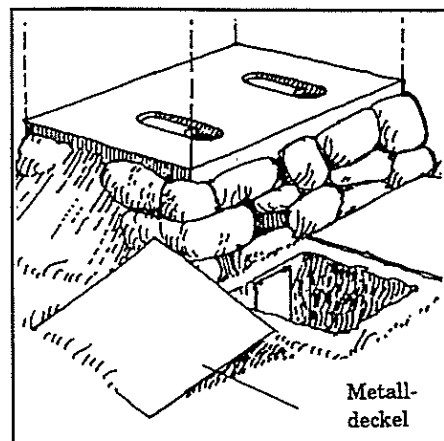
eingeführten Kochkisten auch langfristig genutzt wurden, wobei sowohl finanzielle Vorteile wie auch Zeiteinsparungen (durch weniger Brennholzsuche, keine Notwendigkeit der Beaufsichtigung des Kochvorgangs), Arbeitserleichterungen (kein Anbrennen mit anschließendem Reinigen, keine Rauchenwicklung) den Ausschlag hierfür gaben. Allerdings hat es sich auch gezeigt, daß die Technologie nicht für alle täglichen Kochbedürfnisse brauchbar ist: beispielsweise kann nichts gebraten werden (die Temperaturen überschreiten selten 150°C), und für das Zubereiten des Frühstücks oder der Abendmahlzeiten reicht das Temperatur-Speichervermögen nicht aus. Zudem ist die Anschaffungsinvestition für die Ärmsten der Armen immer noch zu hoch. *Kosta Mathéy*

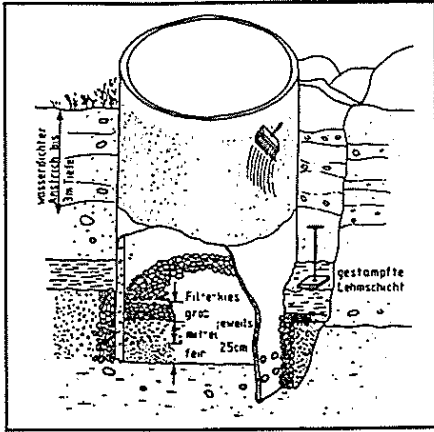
Claudia Lorenz-Ladener (Hrsg.). Kompost-Toiletten. Wege zur sinnvollen Fäkalien-Entsorgung. 163 Seiten, ISBN 3-922964-27-3, 1992. Ökobuch-Verlag, 7813 Staufen (Postfach 1126).

Das Verdünnen einiger 100 Gramm menschlicher Exkremente mit mehreren Litern Trinkwasser und die anschließende Entsorgung der mehr oder weniger geklärten Mixture in ein natürliches Gewässer mag in nördlichen Klimazonen in einer bestimmten Epoche eine rationale Entscheidung dargestellt haben. In heißeren Ländern, in denen Trinkwasser meist knapp ist und die Vermehrung von Krankheitserregern um ein Vielfaches schneller vorantreibt, war eine solche Technologie seit jeher fragwürdig. Zudem erreicht die Kanalisation ohnehin nur einen geringen Prozentsatz aller Behagungen. Daher sind dort verschiedene Varianten von Kompost-Toiletten schon seit langem (bzw. immer noch) im Einsatz, allerdings nicht überall und nicht immer ohne Probleme. Das heißt, daß im Norden wie im Süden ein dringlicher Informationsbedarf über ökologische Alternativen der Fäkalienverwertung besteht.

Die vorliegende Publikation kommt diesem Bedarf entgegen. Nach einem historischen Überblick über die Entwicklung der städtischen Fäkalienbeseitigung in Europa folgt ein technisches Kapitel über den Kompostierungsprozeß, etwas später im Buch auch ein anderer Beitrag über die sanitären und gesundheitlichen Aspekte. Konkrete, in verschiedenen Regionen der Erde auf breiter Basis eingeführte bzw. experimentell erprobte und, last but not least, einige käuflich erhältliche Systeme werden ausführlich beschrieben.

Fast die gesamte zweite Hälfte des Buches ist Erfahrungsberichten über die Benutzung verschiedener (meist nach dem Clivus-Multitrum Schema entworfener) Kompost-Toiletten in Europa gewidmet. Die Bilanz ist im Großen und Ganzen positiv, die auftretenden Probleme ließen sich in der Regel leicht korrigieren. Geruchsbelästigung und Arbeitsaufwand brauchen einen Vergleich mit WC-Systemen nicht zu scheuen. Die Preise für käufliche Systeme liegen selbstverständlich weit über den in großer Serie hergestellten WC-Schüsseln und deren Anschluß an bestehende Abwasserleitungen. Berücksichtigt man dagegen den Aufwand für sepsische Tanks oder für ein Kanal- und Klärwassersystem, sind Kompost-Toiletten um ein Vielfaches billiger und für weniger dicht besiedelte Bauplätze schon heute ohne Einschränkung zu empfehlen. Zudem ist auch der Selbstbau möglich und unkompliziert: eine Bauanleitung ist in der Publikation enthalten. *K. Mathéy*





Karl-Helz Böse, Brunnen und Regenwasser für Haus und Garten. 110 S., ISBN 3-922964-34-6, 1991, DM 16,80. Ökobuch, Pf. 1126, 7813 Staufen.

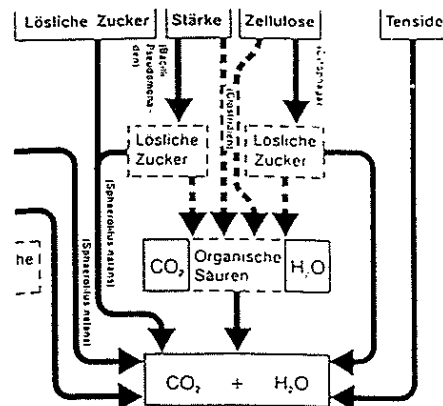
Eine qualitativ und quantitativ zufriedenstellende Trinkwasserversorgung aus dem öffentlichen Netz ist selbst in europäischen Großstädten nicht mehr gewährleistet; in Entwicklungsländern ist sie ohnehin eine Ausnahme. Was liegt daher näher, als eine dezentrale Selbstversorgung mit dem kostbaren Naß vorzusehen? Daß dies technisch relativ unkompliziert möglich ist und meistens auch billiger als eine Fremdversorgung, zeigt die vorliegende Publikation. Die angebotenen Informationen reichen aus, einfache Anlagen im Selbstbau einzurichten, oder sich ggf. gezielt fachliche Hilfe für anspruchsvollere Einrichtungen zu suchen. Besonders hilfreich und aufschlußreich sind auch die Ausführungen über eine wünschenswerte Trinkwasserqualität, Risiken, und Möglichkeiten des Nachweises eventueller Verunreinigungen. Mathéy

UNDP/WHO, Directions for Drainage in the 1990's. 14 S., 1991. Erhältlich von UNDP/World Bank Water and Sanitation Program, Regional Water Group, P.O. Box 416, New Delhi 110 003, Indien.

Die schmale Broschüre dokumentiert Ergebnisse eines Experten-Workshops mit Teilnehmern aus Asien 1991 in Neu Delhi. Zielgruppe sind Politiker und Hilfsorganisationen. Dargestellt werden in anschaulichster Weise die miserablen sanitären Verhältnisse, wie sie vielerorts in asiatischen Slumgebieten vorherrschen. Strategieempfehlungen werden formuliert für soziale, technische, institutionelle, policy-bezogene, und finanzielle Aspekte einer verbesserten Abwasserentsorgung in solchen Wohngebieten – wofür dann drei aus der Fachpresse zu Genüge bekannte Vorzeigeprojekte zur Illustration herangezogen werden. Technische Alternativen werden nicht aufgezeigt, doch die zahlreichen Vierfarb-Fotos eignen sich vorzüglich als Unterrichtsmaterial. Ansonsten beschränkt sich die Publikation auf den Appell-Effekt. ta

Klaus Bahio, Gerd Walch; Naturnahe Abwasserreinigung. 137 S., ISBN 3-922964-52-4, 1992, DM 29,80. Ökobuch-Verlag & Versand, Postfach 1126, D-7813 Staufen.

Der Band ist gedacht als Anregung und Planungsanleitung für Pflanzenkläranlagen zur dezentralen Abwasserentsorgung in Deutschland. Solche Anlagen bieten sich an als ökologisch vorteilhafte



Alternativen zur konventionellen, zentralen "Klärung" von Siedlungsabwässern bzw. von Gärtschlamm aus Sickergruben. Mehr noch als für zentraleuropäische Standorte sind Alternative Klärmethoden für tropische Regionen geboten, wo konventionelle Kläranlagen wenig geeignet sind, Krankheitserreger (die sich in der Hitze zudem besonders rege vermehren) zu vernichten. Außer der kompetenten Schilderung von Pflanzenkläranlagen (Wurzelaerungsorgane) leistet der Band jedoch noch mehr: Gut verständlich wie in keiner anderen mir bekannten Fachpublikation werden Probleme, Wirkungsweisen und Grenzen der Abwasserreinigung generell erklärt. Das Buch eignet sich daher als Grundlagenliteratur in Sachen Haustechnik. Kosta Mathéy

Ökologie

Stephan Bochnig, Klaus Selle. Freiräume für die Stadt. Sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region. Band 1: Programme, Konzepte, Erfahrungen. 318 S. ISBN 3-7625-2945-0, 1992, DM 95,-.

Das Themenspektrum des Bandes bewegt sich zwischen den Polen Freiraumpolitik und Stadtökologie. Die 24 Beiträge, die z.T. aus einem Kolloquium 1990/92 in Hannover stammen, gliedern sich in drei Themenblöcke: Einführende Aufsätze thematisieren die inherenten Konflikte und Symbiosen zwischen ökologischen und sozialen Zielsetzungen, und die grundsätzlichen Verantwortlichkeiten der Gemeinden in diesem Umfeld. Unter der Überschrift "Perspektivenvielfalt" geht es um unterschiedliche Projektansätze künftiger Freiraumgestaltung für Stadt sowie Umgebung von Hannover, und der künftigen IBA Emscher Park. Unter dem Motto "Aufgaben- und Themenvielfalt" finden unterschiedlichste Projekterfahrungen aus dem übrigen Bundesgebiet Platz. Eine ausführliche Bibliographie ergänzt die Aufsatzsammlung. Die Publikation stellt einen wichtigen Beitrag dar zur Definition des bislang sehr unterschiedlich interpretierten Begriffs der Freiraumplanung. KM

Malcolm Newson (ed.), Managing the Human Impact on the Natural Environment: Patterns and Processes. 282 S., ISBN 1-85293-184-1 (hbk), £ 45,- (auch in Paperback erhältlich: ISBN 1-85293-185-X), Belhaven Press, London.

Der Band diskutiert ausführlich die Notwendigkeit und die bestehenden administrativen bzw. legalen Instrumente des Umweltschutzes. Die 14 verschiedenen Beiträge über Verschmutzung von Luft, Boden und Wasser sind übersichtlich strukturiert unter den Aspekten "Prinzipielle Überlegungen", "Praxis-Ansätze" und "Perspektiven". Einheitlich wird der Zyklus Quelle-Übertragung-Ablagerung untersucht unter Berücksichtigung des Verhaltens von Schadstoffen bei Verdünnung, Ausbreitung, und Abbau. Trotz der wissenschaftlichen Gründlichkeit liegt der Schwerpunkt in einem ganzheitlich-geographischen Ansatz. Lediglich in Hinsicht auf legale Vorkehrungen stehen die Verhältnisse in Großbritannien im Vordergrund, auch wenn mehrfach auf das EG-Recht Bezug genommen wird.

Im Kontext der Stadt- und Landschaftsökologie bietet das Buch zahlreiches Detail-Material, das in eher allgemein gehaltenen Abhandlungen meistens fehlt. Anzumerken ist in einem so seriösen Werk auch die Warnung vor verschiedenen Formen des Elektro-Smogs, wie sie sich sonst nur in den nicht immer ernst genommenen Baubiologie-Publikationen findet. Hervorzuheben ist die sachlich-informative und verständliche Unterscheidung aller unterschiedlichen Arten von Schwingungen. Zusammenfassend läßt sich die Publikation als wichtiges Standardwerk bezeichnen, nicht jedoch als Einführungsliteratur. KM

FFB. Dachbegrünung (Seminar-Reihe 1991). 141 Seiten, 1991. Berlin: Fachvereinigung Bauwerksbegrünung e.V. (Lehrter Str. 16-19).

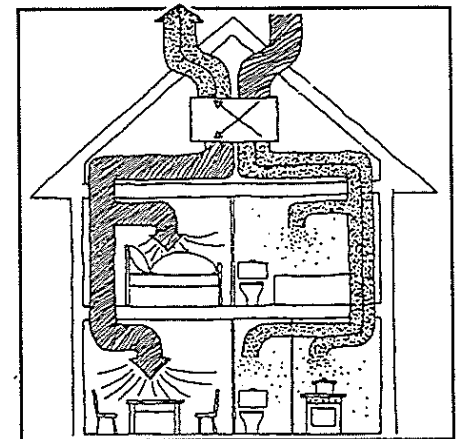
Eine Zusammenfassung der 21 (teilweise mehrfach gehaltenen) Vorträge aus drei Seminarveranstaltungen zum Thema "Dachbegrünung" im Jahre 1991. Die Schwerpunkte wurden gesetzt bei der Auswahl geeigneter Pflanzen für die Dachbegrünung, konstruktiven Aspekten, relevanten gesetzlichen Bestimmungen im deutschen Raum und bauphysikalischen Überlegungen. Als Autoren kommen in der

Regel Praktiker oder Forscher zu Wort, die eine Menge an verlässlichem Detailwissen, das in anderen Büchern nicht zu finden ist, vermitteln können. Hierin liegt auch die besondere Stärke dieser Veröffentlichung. Wie bei allen Tagungsbänden sind Überschneidungen und Wiederholungen unvermeidbar; die eher zufällige Folge der Beiträge über den ganzen Band und deren individuell gestalteter Aufbau macht das Wiederfinden bestimmter Informationen schwierig. Dennoch kann diese Publikation als extrem nützlich eingestuft werden – da bei dieser relativ jungen Thematik von einem weit verbreiteten Allgemeinwissen in Europa nicht ausgegangen werden kann und in Entwicklungsländern selbst die Grundkenntnisse fehlen. KM

Reiner Graiff, Peter Werner (Hrsg.), Ökologischer Mietwohnungsbau. Konzepte für eine umweltverträgliche Baupraxis. 266 Seiten, ISBN 3-7880-7353-5, 1991. Karlsruhe: C.F. Müller Verlag.

Grundlage des Buches war ein Projekt des sozialen Wohnungsbaus in Wiesbaden, für welches das Darmstädter Institut für Wohnen und Umwelt im Auftrag der hessischen Landesregierung ein ökologisches Konzept entwickelt hat. Das vorliegende Ergebnis ist eine umfangreiche und gut recherchierte Materialsammlung zu den Themen Klima, Baustoffe, Energie, Wasser, Boden, Bauwerksbegrünung, Abfall, Baubiologie, Partizipation der Bewohner. Die angehängte Beispielsammlung ist mit nur zwei Projekten sehr knapp ausgefallen und paßt nicht ganz in den übrigen Rahmen des Buches.

Ausgesprochen nützlich ist die übersichtliche Zusammenfassung so vieler wesentlicher Grundlagen zum ökologischen Bauen in einer einzigen Publikation. Da es sich jedoch um Sekundärliteratur handelt, findet sich keine grundsätzlich neue Information. Einschränkend angefügt werden sollte, daß nur das im herkömmlichen Sinne "wissenschaftliche" Wissen Würdigung fand. Ein positiver oder negativer Einfluß bau- oder grundstücksbedingter elektromagnetischer Strahlen auf die Bewohner von Gebäuden wird von den Autoren offensichtlich ausgeschlossen, ebenso wie die Zuverlässigkeit der selbst von der GTZ akzeptierten Wünschelruten zur Lokalisierung von Wasseradern. Über den im Titel suggerierten Zusammenhang zwischen Ökologie und der Vermietung von Wohnraum wird der/die Leser/in nicht weiter aufgeklärt. Dies ist auch besser so, denn ein solcher Versuch würde sicher wenig überzeugend ausfallen, und alle vorgestellten Informationen lassen sich selbstverständlich auch auf den Bau von Eigenheimen und Eigentumswohnungen anwenden. KM



International Water and Sanitation Centre (IRC) (Hg.), What Price Water? User Participation in Paying for Community-based Water Supply, Occasional Paper Series 10, Den Haag 1989, 88 S. (Bezug: IRC, P.O.Box 93190, 2509 AD Den Haag).

Mit dem Ende der internationalen Wasserdekade der UNO ist es offensichtlich, dass die internationale Erfolgsbilanz noch nicht gerade die erhofften Ziele erreicht hat. Erheblich höhere Investitionen haben in den Wasserbau zu gehen, und das nicht nur für den Bau sondern auch die Unterhaltung von Wasserversorgungsanlagen. Da die staatlichen oder internationalen Ressourcen in jedem Falle nicht ausreichen werden, um den Bedarf zu decken, bedeutet dies, daß Community-Ressourcen in verstärk-

tem Maße mobilisiert werden müssen. Diese Veröffentlichung behandelt eine Community-Wasserversorgung (und Unterhaltung), die nach dem Prinzip der Kostendeckung organisiert ist. Verschiedene Optionen für Finanzierungsbeiträge der Community und Management-Erfahrungen inklusive ihrer Probleme, wie z.B. Tarifbestimmung und Tarifsammlung, werden diskutiert. Die materiellen und immateriellen Beiträge der Communities werden als Schlüssel für kosteneffektive Wasserversorgung und -unterhaltung angesehen. Die Erfahrungen des IRC aus den Public Standpost Water Supplies (PSWS) Demonstrationsprojekten in Indonesia, Malawi, Sri Lanka und Sambia illustrieren diese praktischen Richtlinien für Projektmanager wie Berater. Die Veröffentlichung ist darauf ausgerichtet, den Mystizismus und den üblichen Spezialisten-Jargon zu vermeiden. Eine wichtige Publikation, mit vielen Hinweisen auf weitere Materialien zu diesem Thema.

F. Steinberg.

Johannes Krämer, Lebensmittel-Mikrobiologie. 336 Seiten, ISBN 3-8001-2631-1. Uni Taschenbücher. 2. Auflage 1992. Ulmer Verlag Stuttgart.

Dieser Band wurde uns versehentlich zur Rezension zugesandt. Vor dem Zurückschicken blätterte ich eher zufällig noch einmal darin herum und entdeckte zu meinem Erstaunen eine Fülle von Informationen, die auch für das Planen und Bauen in Entwicklungsländern von höchster Relevanz sind. Denn das Grundthema der Publikation stellt die Reduzierung von Krankheitsrisiken im Zusammenhang mit Lebensmitteln und Wasser dar. Wegen des warmen Klimas sind diese Risiken in den Tropen besonders hoch, können jedoch u.a. durch geeignete bauliche Maßnahmen maßgeblich verringert werden.

Das Werk beginnt mit einer prinzipiellen Systematik von Bakterien, Pilzen und Hefen als Krankheitserreger. Ausführlich werden dann einzelne Krankheitsformen bzw. deren Erreger kommentiert, und Vorbeugungsmaßnahmen genannt. Die folgenden Ausführungen zum Verderb und zu Konservierungsmöglichkeiten einzelner Lebensmittel sind für Planer und Architekten dann weniger interessant, bis der Text schließlich auf die betriebshygienischen Aspekte zu sprechen kommt, wozu auch entscheidend die baulichen Vorkehrungen in Küchen-, Lager-, und Speiseräumen zählen. Nicht zuletzt taugt das handliche Buch aber auch als Medizinfibel bei Tropenreisen - die bei den meisten TRIALOG-Lesern regelmäßig anstehen.

Denise Taylor, Michael Selpel, Thomas Meyer, Dirk Hadrich, Ozonkiller vermeiden. Verbraucherratgeber der FCKW-Stop Initiative. 140 Seiten, ISBN 3-9802682-4-1, 1991, DM 7,-. Initiative Demokratie Entwickeln e.V., 35 Bonn, Prinz Albert Str. 43.

Die Bauindustrie ist mit der Verwendung von Montageschäumen, FCKW-haltigen Isolierstoffen, Rohrfrostem und Klimaanlage/Kühlschränken ein wesentlicher Mitverursacher des Ozonlochs. Architekten können durch überlegte Spezifizierung bei der Ausschreibung dazu beitragen, diese Umweltsünde zu beenden. Die vorliegende Broschüre ist hierbei eine nützliche Begleitung, denn sie erklärt nicht nur die komplexen physikalischen und chemischen Vorgänge beim Entstehen des Ozonlochs und zu erwartende Spätfolgen; sie nennt auch konkret Produkte, die vermieden werden sollten, und sagt, wodurch sie ersetzt werden können. Aber auch andere, nicht ausgesprochen Bau-fachbezogene Informationen enthält die Publikation, so z.B. welche Korrekturmaßnahmen fürs Büro weniger umweltschädigend sind, oder wie sich Flecken auch ohne Textiltreinigung, und damit ohne PER-Belastung, entfernen lassen.

Kaltwasser, Bernd; Merks, Holger, 1988. Practical Means of Improving Public Water Taps in Developing Countries. Köln: Weltforum Verlag. 155 S.

Die Broschüre befaßt sich sowohl mit den technischen als auch den sozial-ökonomischen Aspekten neu einzurichtender Trinkwasser-Lösungen in Entwicklungsländern. Um ein langfristige Akzeptanz und geringe Störungsanfälligkeit der Anlagen zu gewährleisten, wird empfohlen, einfachste, lokal erhältliche Baumaterialien (insbesondere Wasserhähne) zu verwenden und nach Möglichkeit einen Wärter bzw. Wasserverkäufer zu bestellen. Der Text verrät eine langjährige Erfahrung in Sanitärproblemen

der Entwicklungsländer, doch werden die kulturellen Gegensätze zwischen verschiedenen Kulturkreisen nicht genügend hervorgehoben. Auch die beigefügten Systemskizzen und das umfangreiche Register unterstützen den Gebrauch der Veröffentlichung.

Kosta Mathéy

Anil Agarwal, Sunita Narain. Towards Green Villages. 52 Seiten 1989, Reprint 1990. Centre for Science and Environment, 807 Vishal Bhavan, 95 Nehru Place, New Delhi 110 019, Indien.

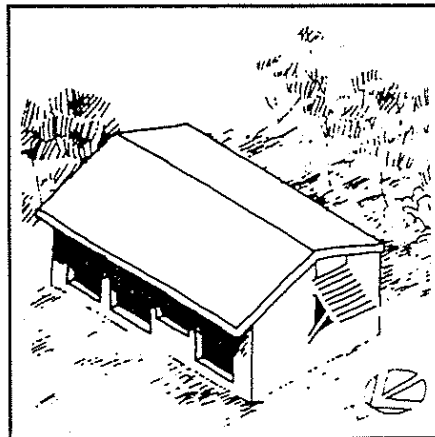
Die Broschüre hat programmatischen Charakter, und wirbt für einen ökologisch weitblickenden Umgang mit Wasser und Pflanzen im ländlichen Indien. Als Instrument für eine solche Politik wird die Planung von Ökosystemen auf Dorfebene vorgeschlagen, wobei insbesondere das Gemeindefeld vor Privatisierung geschützt, und von der vor Ort ansässigen Bevölkerung (und nicht von der zentralen Regierung) co-operativ, z.B. durch sog. *Gram Sabhas*, verwaltet werden sollte. Zu den Zielen gehören eine Neubeaufforstung durch die richtigen Baumsorten, und die optimale Nutzung der örtlichen Niederschläge zur Erzeugung von Biomasse - ähnlich wie dies in den meisten wasserarmen Gegenden Indiens traditionell üblich war. Eine Reihe wegweisender Projekte in Indien wird aufgeführt und kurz beschrieben. Die vorgebrachten Ideen sind überzeugend und unterstützenswürdig, doch direkt anwendbare Modelle oder Techniken enthält die Publikation nicht.

KM

Sibylle und Jörg Schlaich. Erneuerbare Energien nutzen. 141 Seiten, ISBN 3-8041-3416-5. 1991, DM 69,-. Werner Verlag Düsseldorf.

Die Publikation veranschaulicht eindrucksvoll die Dringlichkeit, weltweit von fossilen auf erneuerbare Energiequellen umzusteigen, und zeigt die bereits heute einsetzbaren technischen Alternativen auf. Da die Präsentation des Materials als Diplomarbeit an der HdK Berlin entstand, liegt das Hauptinteresse weniger bei den technischen Details der Energieerzeugung, sondern in der visuellen Vermittlung der wesentlichen Informationen an Nicht-Fachleute. Dennoch stellt die Sammlung so vieler aussagekräftiger Daten an einer Stelle auch eine nützliche Referenz für Experten (insbesondere aus angrenzenden Disziplinen) dar, beispielsweise bei der Vorbereitung für Referate und Aufsätze. Ob allerdings der hohe gestalterische Aufwand mit den zahlreichen Farbtafeln und ausklappbaren Seiten der Handlichkeit und Übersichtlichkeit der Publikation förderlich ist, möchte ich bezweifeln. Zumindest grenzt der dadurch erforderliche (und sicher noch nicht kostendeckende) Preis einen quantitativ bedeutenden Teil der anvisierten Zielgruppe aus.

Kosta Mathéy



UNCHS, Solar Design Handbook Prototype of Passive Solar Heating and Natural Cooling of Buildings. 162 Seiten, ISBN 92-1-131105-5, 1990. UN Centre for Human Settlements, Nairobi.

Daß der Entwurf eines Wohngebäudes maßgebliche Auswirkungen hat auf den Energiebedarf, kann inzwischen als bekannt vorausgesetzt werden; darum ist es eine sicher lobenswerte Initiative von UNCHS, das Konzept des energiesparenden Bauens weltweit zu propagieren und die Verbreitung entsprechender, auf die konkreten lokalen Umstände bezogener Handbücher anzuregen. Als Beispiel für ein solches Handbuch wurde hier Australien ausgewählt, da das

"Land" groß genug ist, gleichzeitig Kühlung wie Heizbedarf aufzuweisen. Beauftragt wurden John A. Ballinger für den Text und David Oppenheim (Illustrationen). Die Autoren sahen ihre Aufgabe in der Darstellung von konstruktiven Möglichkeiten, ein komfortables Raumklima zu erzielen, und präsentierten dazu jede Menge an Formeln und Tabellen. Eine umfassendere Definition des Themas, die auch Fragen der Erwärmung oder Einsparung von Brauchwasser oder den versteckten Energiebedarf bei der Herstellung des Gebäudes eingeschlossen hätte, blieb unberücksichtigt. Selbst die mögliche Beeinflussung des Mikroklimas auf Quartiersebene oder auf dem Grundstück wird nicht erwähnt. Zu kritisieren wäre ferner, daß der vorgestellte Testentwurf eher einer Streichholzschachtel mit Dach als einem wohnlichen Aufenthaltsort gleicht, während man schon eher darüber hinwegsehen kann, daß die Illustration auf dem Einband die Verschattung versehentlich an der Nordfassade darstellt, was in Australien nicht oft vorkommen dürfte. Nützlich sind dagegen das ausführliche Glossary und einige grundsätzliche Tabellen. Im Ganzen hätte ich von einem Vorbild-Handbuch mehr erwartet.

Kosta Mathéy

Wolfgang Zängl. Elektro-Autos: nein danke. Eine kritische Dokumentation. 39 Seiten, 1992, DM 6,- plus Porto von: Gesellschafter für ökologische Forschung e.V., Frohschammerstr.14, 8000 München 40. FAX 089-359 66 22.

"Das Elektroauto ist die größte Mogelverpackung nach der Erfindung der Mogelverpackung" sagt der Autor dieser Broschüre und belegt die Behauptung stichhaltig. Denn es benötigt sowohl zur Herstellung wie zur Benutzung mehr Energie als Autos mit direkter Verbrennung fossiler Brennstoffe, sofern es über das Netz gespeist wird. Auch eine Reduzierung des CO₂ Ausstoßes wird nicht erreicht, bestenfalls eine Verlagerung aus den Stadtzentren heraus zu den Kraftwerken. Für die oft erwähnte regenerative Gewinnung der benötigten Energie durch photovoltaische Zellen reichen die bebauten Flächen (d.h. Dachflächen) der Bundesrepublik nicht aus - zudem wäre die Verwendung solcher Energie für andere Zwecke ohnehin sinnvoller. Kurz: Die zunehmende Propagierung von Elektroautos manifestiert einen Wirtschaftskrieg zwischen Erdölindustrie und Stromwirtschaft, den leider noch nicht alle Vertreter/innen der Ökologie-Bewegung durchschaut haben. Damit sie hierzu befähigt werden, empfehle ich die Lektüre dieser Broschüre.

Kosta Mathéy

B. Höhrerlein, Neue Energieträger für den Verkehr. 89 S., ISBN 3-89336-068-9, DM 14,80. 1991. Forschungszentrum Jülich

Es werden in der Hauptsache unterschiedliche Produktionsverfahren von Methanol, z.B. aus Erdgas oder aus Kohle, untersucht. Diese Ausführungen sind für Nicht-Chemiker schwer verständlich. Doch im Vor- und Nachwort der Publikation erfährt auch der/die Normal-Leser/in die wichtigsten Informationen über die Möglichkeiten, Methanol und andere Alkohole als Ersatzstoff für Benzin oder Diesel in Kfz-Verbrennungsmotoren einzusetzen, watechnisch kein Problem mehr darstellt, und eine relativ schadstofffreie Verbrennung erlaubt. Die verbleibenden Schwierigkeiten scheinen hauptsächlich in der weniger hohen Energiedichte (d.h. Notwendigkeit größerer Kraftstoff-Tanks) und den z.Z. quantitativ noch beschränkten Herstellungskapazitäten zu liegen. Besonders unter Beimischung anderer, höherwertiger Alkohole ließe sich Methanol sofort in den bereits verwendeten Motoren einsetzen. Warum diese Option nicht politisch vorangetrieben wird, gehörte nicht zur Fragestellung des Berichtes, ebenso wenig wie Untersuchungen zu Produktion, Verwendung, und Wirtschaftlichkeit anderer aus Biomasse gewonnener Alkohole als Kfz-Treibstoff.

Kosta Mathéy

OECD (Hg.), *Urban Infrastructure: Finance and Management*, Paris 1991, 92 S. (Bezug: OECD Publ., 2, rue André-Pascal, 75775 Paris CX.16).

Diese Veröffentlichung ist so etwas wie ein Politik-Dokument der *Urban Affairs* Gruppe der Organisation für ökonomische Zusammenarbeit und Entwicklung. Hauptsächlich behandelt es die Infrastrukturmetze wie Wasserver- und -entsorgung und Transport und speziell die Aspekte des Management, der Finanzierung, Preispolitik und der Umweltaspekte. Die Herausforderung der Infrastrukturversorgung und der Erhaltung von alternden Systemen sowie die Schaffung umwelt-freundlicher Städte wird als eine Aufgabe und Voraussetzung der wirtschaftlichen Modernisierung und ihres strukturellen Wandels angesehen. Der Mangel an öffentlicher Finanzkraft in diesem sich ausweitenden Aufgabenfeld macht es notwendig, nach anderen marktbezogenen Formen der Infrastrukturfinanzierung zu suchen, kostenrück-erstattende Mechanismen einzusetzen und auch mit dem privaten Sektor zusammenzuarbeiten. Als wesentliche Management-Aufgaben wird eine klare Zuweisung von Verantwortlichkeiten und die Verbesserung der Effektivität des öffentlichen Sektors gefordert; dies schließt die Erstellung von klaren Leistungs- und Preiszielen ein, mehr Wettbewerb, direktere Berücksichtigung der Verbraucherwünsche und der Umwelteffekte von Infrastrukturmaßnahmen. Im Bereich der Finanzierung werden der ökonomische Einsatz von Kapital und die Beschränkung von inflationfördernden Zinspolitiken vorgeschlagen; Infrastrukturagenturen sollten ihre Buchhaltung auf volle Abschreibung und Erneuerung ihrer Dienstleistungskapazitäten einstellen; Preispolitik soll Nutzer- und Verschmutzergebühren einbeziehen und sich neben einer vollen Kostenrückerstattung auch auf soziale Gleichheitsprinzipien orientieren. Die Potentiale des privaten Sektors sollten wesentlich mehr kapitalisiert werden, und städtisches Management sollte kreativer in den verschiedenen Infrastruktursparten mit dem privaten Sektor zusammenarbeiten. Wenn die OECD auch eine Organisation für hochentwickelte Industrienationen ist, so bietet dieses Politikdokument immerhin doch viele interessante Vorschläge für Entwicklungsländer mit einer sich rapide ausdehnenden Marktwirtschaft. *F. Steinberg.*

OECD (Hg.), *Environmental Policies for Cities in the 1990s*, Paris 1990, 91 S. (Bezug: OECD Publ., 2, rue André-Pascal, 75775 Paris CEDEX 16).

Diese richtungsweisende Veröffentlichung stammt aus der Group on Urban Affairs der Organisation für ökonomische Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), die sich in den letzten Jahren zu diversen strategischen Stadtentwicklungsfragen geäußert hat. Dieser Bericht hat nicht nur die städtischen Umweltpolitiken für die 90er Jahre als Thema, sondern wie die Umweltbedingungen "sustainable" werden können: wie Stadtentwicklung dem Prinzip von (a) eines funktionalen und selbstregulierenden Wachstums folgen könne, gleichzeitig minimale Umweltbelastungen produzieren könne (S.37). Die Umweltbeständigkeit ("sustainability") muß deshalb die bestehenden Umweltwerte und -qualitäten erhalten und fördern, da ihnen große Bedeutung zukommt in Bezug auf ihre existenzbestimmende Rolle für die Zukunft der Stadt.

Der Bericht konzentriert sich in seiner Beschreibung der städtischen Umweltprobleme auf die Verschmutzung von Luft, Wasser, Abfall, Lärm, hohe Nachfrage nach städtischem Boden, Verminderung der städtischen Lebensqualität und auf die Verschlechterung der Situation der Stadtlandschaft. Als wesentliche Umweltprinzipien werden hervorgehoben: die Entwicklung von Langzeit-Strategien; die Anwendung von mehr multi-sektoralen Ansätzen; die Förderung von Kooperation und Koordination zwischen den öffentlichen und den privaten Sektoren und den betroffenen Bevölkerungsgruppen (*communities*); die Stimulierung von Verschmutzungsverursachern sich an den Kosten der Umwelt"reparaturen" zu beteiligen; die Etablierung von minimalen Umweltstandards zum Schutze der städtischen Umwelt; die verstärkte Nutzung erneuerbarer Energien; die Stimulierung lokaler Bewohner- und Nutzerinitiativen. Für jeden Infrastruktursektor und Umweltsektor werden verschiedene Strategien angeführt und Beispiele innovativer öffentlicher und privater Interventionen aufgezeigt. Die Beispiele der Umweltförderung und der

Veranstaltungen

Forthcoming Events

4.-6. May, 1993 in Flint, Michigan, USA. Economic Development in Industrial Cities. Problems of De-industrializing Cities. Info: George Lord, Dept. of Sociology, University of Michigan - Flint, MI 48502-2186, USA.

3-4. 6.1993 in Stuttgart. 25 Jahre Planen und Bauen in Entwicklungsländern an der Universität Stuttgart. Diskussionen zur Entwicklung, zum aktuellen Stand und zur Perspektive des faches an deutschen Hochschulen. Info: Antje Wernhöner, IBBTE, Uni Stuttgart, Tel 0711-12122340.

20-23. 6. 1993 in Vancouver, Canada. Advanced housing in the World '93. A conference on energy-efficient technologies. Info: Karen Greig, CANMET, Energy, Mines and Resources Canada, 580 Booth Street, 7th floor, Ottawa, Ontario, K1A 0e6. FAX (00-) 613-996-4916.

21.-26. 6. 1993 in Stuttgart. Natur im Kopf. Internationaler Kongress zum Naturbegriff der Gegenwart. Information: Landeshauptstadt Stuttgart, Kulturamt, Organisationsbüro Natur im Kopf. Postfach 1060 34, 7000 Stuttgart.

7.-10. September 1993 in Budapest, Ungarn: Housing Policy in Europe in the 1990s. Transformation in the East, Transference from the West. Teilnehmergebühr US\$ 350,-; diverse Ermäßigungen. Info: József Hegedüs, Ivan Tosics, Katalin Zsomboki, Metropolitan Research Institute, Lónyay utca 34. III. 21. H-1093 Budapest.

14-17. September 1993 in Sheffield, UK: Urban Change and Conflict Conference. Call for Papers deadline is March 30st. Info: Roy Darke, Urban Studies, University of Sheffield, GB-Sheffield S10 2TN.

27-28 September 1993 in Helsinki: Cities for Tomorrow. Speakers: Manuel Castells, Peter Hall, David Harvey, Richard Rogers, Kisho Kurokawa plus others. Call for Papers deadline is 30.4.1993. Info: Douglas Gordon, IFHP, National Housing Board, Asemapaalikonkatu 14, P.O. Box 100, 00521 Helsinki, Finland.

2. Oktoberhälfte in Warschau, Polen: The Transformation of old Industrial Regions as a Sociological Problem. Info: Institute of Sociology, University of Silesia, ul. Bankowa 11, 40-007 Katowice, Poland. Phone 581414.

24-29. 10. 1993 in Silves, Portugal. Terra 93. Conference on the study and conservation of earthen architecture. Info: DGEMN, 1194 Lisboa CEDEX Portugal.

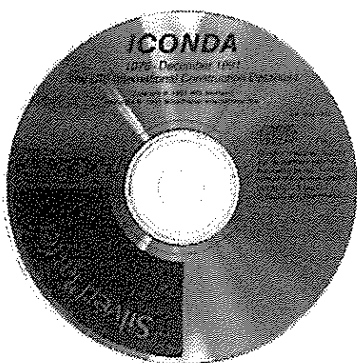
Juli 1994, Bielefeld. International Sociological Association. Call for Papers. Information: Hartmut Häbermann, KUA-ZWE Arbeit und Region, Universität Bremen. Postfach 330440, D2800 Bremen 33.

Verschmutzungskontrolle stammen leider fast alle aus OECD Mitgliedsländern (und nicht aus Entwicklungsländern) und haben deshalb nur bedingten Wert für viele Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Trotz alledem sind die vorgeschlagenen Politiken und Eingriffe interessant und werden sicherlich auch in dem von der UNCHS propagierten "Sustainable Cities Programme" Anwendung finden können. *F.Steinberg*

Wolfgang Zängl, ICE - Die Gelsterbahn. Das Dilemma der Hochgeschwindigkeitszüge. ISBN 3-922696-25-2, 131 S., 1993. Raben Verlag München (Frohschammerstr. 14, 8000 M 40).

Der Verfasser erläutert, warum das von der Bundesbahn vehement vorangetriebene Hochgeschwindigkeitssystem gleichzeitig unökonomisch, unökologisch, und sozial ist. Beispielsweise wird darauf hingewiesen, daß der ICE (bei den Neubaustrecken) gegenüber dem herkömmlichen IC-Zug extrem hohe Energie- und Trassenkosten verursacht, was die Hochglanzbroschüren der Bundesbahn natürlich verschweigen. Mit einem Bruchteil des Aufwandes,

der bisher für den Ausbau des ICE Systems betrieben wurde, hätte sich der bestehende Gleis- und Wagenpark der Bahn flächendeckend modernisieren lassen, und im Verbund mit anderen öffentlichen Verkehrsträgern einen für die gesamte Bevölkerung (und nicht nur für Manager) angenehmeren und effizienteren Service ermöglicht, der - von Haustür zu Haustür gerechnet - sogar wesentlich schneller und kostengünstiger als der ICE angeboten werden könnte. Als vorbildliches Beispiel für eine solche Beförderungspolitik wird die Schweiz angeführt, wo die Benutzungsquote der Bahn - verglichen mit der Alt-BRD - doppelt so hoch liegt, auch abgelegene Dörfer mindestens im Stunden-Takt erreichbar sind, und die erforderlichen Staatszuschüsse dennoch nur bei 8% des Bahn-Budgets liegen - und nicht bei 40% wie in der BRD. Als Empfehlung zur Rettung der Bundesbahn werden ein Verzicht auf neue Schnellstrecken zugunsten des Ausbaus des bisherigen Streckennetzes vorgeschlagen, sowie ein generelles Tempolimit auch für die ICEs bei 200 km/std. *Kosta Mathéy*



ICONDA ON CD-ROM

From the beginning of 1991 on we offer the most important IRB-Databases also as CD-ROM version. CD stands for "Compact Disc" and ROM for "Read Only Memory". The storage capacity of such a disc is enormous: on a CD-ROM you can store 500-times more data than on a conventional diskette. So it is possible, for example, to have the entire ICONDA database (The CIB International **C**onstruction **D**atabase) which includes 250.000 information items on one disc. To run the CD-ROM all you need is a cost-effective CD-ROM disc driver which you can attach to your personal computer. There are already personal computers with an integrated disc driver on the market. Together with the delivery of a CD-ROM you obtain the search software, which is necessary for the menu-guided search in the database. So no other programs or retrieval know-how are required to make use of the CD-ROM. Even a beginner can perform a proper offhand recall of data.

ICONDA is the database of The International Council for Building Research, Studies and Documentation (CIB). It is a bibliographic file covering literature from all over the world on all fields of building construction, civil and construction engineering, architecture and urban planning. The Information Centre for Regional Planning and Building Construction (IRB) of the Fraunhofer-Society acts as ICONDA-Agency and coordinates the international cooperation of several diverse organisations which provide references for ICONDA. The citations, mostly with abstracts are in English. If a title is in a language other than English (55% are in German), both the original title and the English translation are available.

SUBJECT COVERAGE

- Structural Design and Material Testing
- Energy Conservation
- Halls, Industrial Plants, Tower Blocks, Towers, etc.
- Building Design
- Bridges, Tunnels, Dams, etc.
- Interior Design
- Masonry, Concrete, Steel, Timber, etc.

- Urban Planning, Housing, Landscaping
- Appropriate Technologies for Developing Countries
- Project Planning and Management
- Building Damages and Conservation of Buildings
- Building Services
- Foundation Engineering and Geotechnics
- Construction Equipment, Production Methods and Industrialised Construction
- Building Physics
- CAD

SOURCES

- Journals (70%)
- Books (23%)
- Other sources: reports, research projects, conference contributions (7%)

CD-ROM ICONDA is updated quarterly and costs USD 950,- per year.

- Please send me information about the technical requirements.
 - I want to subscribe to ICONDA on CD-ROM. Please send me the licence agreement.

For questions, please contact:

IRB Verlag
 c/o Information Centre for Regional Planning and Building Construction (IRB) of the Fraunhofer-Society,
 Nobelstrasse 12, D-7000 Stuttgart 80
 Phone (07 11) 970-2500, Fax (07 11) 970-2508,
 Telex 7 255 168 iza d

To the Point:

ARCONIS TRANSFER OF KNOWLEDGE

We give answers to all your questions on all aspects of planning and construction. Authoritative, reliable, fast, cost-effective, comprehensive by:

- Expert analyses
- State-of-the-art reports
- Market information
- Product information
- Trade information
- References to experts and institutions
- References to and procurement of technical literature including patents, standards, laws, guidelines, research reports, test certificates and licences
- Database extracts on floppy disks and magnetic tapes

We will make a short-term and free offer to your inquiry. Please call us:

ARCONIS
c/o Informationszentrum RAUM und
BAU (IRB) der Fraunhofer-Gesellschaft
Nobelstraße 12 · D-7000 Stuttgart 80
Telephone (+49711/970-2600)
Telefax (+49711/970-2900)
Telex 7255168 iza d



ARCONIS

gets to the point